GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften : Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman

Jungwirth, Ingrid

2007

https://doi.org/10.25595/221

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jungwirth, Ingrid: *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften : Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman*. Bielefeld: transcript Verlag, 2007. DOI: https://doi.org/10.25595/221.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Sozialtheorie

Ingrid Jungwirth

Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften

Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman

[transcript]

Ingrid Jungwirth
Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften

Ingrid Jungwirth (Dr. phil.) lehrt Soziologie an der Freien Universität Berlin und an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Kultursoziologie, Geschlechterforschung und Cultural Studies.

Ingrid Jungwirth

Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften

Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung & Innenlayout: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat & Satz: Ingrid Jungwirth, Berlin
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-89942-571-0

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

Inhalt

Einleitung 9

1. Hintergründe der Untersuchung 15

2. Konzeption und Vorgehensweise 39
2.1 Kritik – Wissenschaftskritik 40
2.2 Die Rekonstruktion von Wissen 43
2.3 Wissenschaftskritik als Diskursanalyse 54
2.4 Eine feministisch, queer und postkolonial informierte Kritik 64
2.5 Skizze der Untersuchung 69

3. Historische Voraussetzungen für die Entstehung des sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs 79

4. Selbst als Spiegel der Gesellschaft 89
4.1 Zur Organisierung sozialer Praktiken im „imperialen Zeitalter“ 91
4.2 Die Institutionalisierung der Sozialwissenschaften 97
4.3 Selbst und soziale Kontrolle 103
4.3.1 Sprache und Selbst 112
4.3.2 Einheit des Selbst 117
4.3.3 Die Konstitution des Selbst in der Entwicklung 123
4.3.4 Selbst und Geschlecht 132
4.4 Resümee 138

5. ‚Identität' versus Krise:
Zur Entstehung sozialwissenschaftlicher Identitätsmodelle 145
5.1 Jugend gegen Krise 148
5.2 Norm und Natur: Die Definition von Normen 171
5.3 Normierende Wirkungen 186

6. Die Infragestellung vorherrschender Normen,
oder: Anspruch auf den Status des Menschen 209
6.1 Fanons Kritik an Weißer Normativität 210
6.2 „Nobody knows my name" – Die sozialen Bewegungen
in den USA 223
6.2.1 Dekolonisation und Kolonialismus-Analogie 227
6.2.2 Identität und der Status des Menschen 245
6.2.3 Wissenschaftskritik 280
6.2.4 Die Kritik an allgemein anerkannten Normen 291
6.3 Resümee 300

7. Rollen und Darstellungen 309
7.1 Kohärenz der Darstellung 312
7.2 Soziale Organisation 330
7.3 Norm und Devianz 348

8. Resümee 361
8.1 Schwellen des sozialwissenschaftlichen Identitätsdiskurses 363
8.2 Normalismus und Rede von Identität 379

Literatur 383

Mit dem Generalthema *Musik und kulturelle Identität* wendet sich der Kongress einer zentralen Fragestellung zu. Die Tatsache, dass Musik ähnlich wie die Sprache ein wesentliches Element sowohl unserer individuellen als auch unserer vor allem lokal, regional oder national geprägten kollektiven Identität ist, hat das abendländische Musikdenken unter unterschiedlichen Aspekten bereits seit der Antike beschäftigt. Im Zeichen des zusammenwachsenden Europa der Regionen sowie der Globalisierung gewinnt die Frage nach der Bedeutung der Musik für kulturelle Identität eine neue Aktualität.
XIII. Internationaler Kongress der Gesellschaft für Musikforschung, 16. bis 21. September 2004

Österreichisches Kulturforum Berlin, Galerie Heike Curtze Wien-Berlin, Charité – Universitätsmedizin Berlin präsentieren
Gabriele Seethaler: Identität genotyp-phaenotyp
Ausstellungsdauer: 14. Mai–9. Juni 2004

lee, in deutschland geborene tochter eines koreanischen arbeitsmigranten, geht nach seoul, um im land des vaters als freelancerin zu arbeiten. nicht-identitäten überlagern sich: fremdheit gegenüber sich selbst, dem körper, den zuordnungen, die einem von anderen aufgezwungen werden. […]
raul zelik stellt einen auszug aus ‚bastard' vor. und schließlich zeigen karin michalski und elfe brandenburger ihren film ‚pashke und sofia'. die beiden filmemacherinnen erzählen darin von den ‚virgines', von in einigen albanischen bergdörfern lebenden frauen, die gegen ihre geschlechtszuschreibungen aufbegehren und männerrollen eingenommen haben. aus der perspektive sofias und pashkes berichtet der film über aufgezwungene identitäten, den wunsch nach emanzipation und alltägliche subversion.
„identity is the crisis – can't you see?"
themen-abend & book-release party. 11. juni 2004 HAU 2

Einleitung

Der Begriff Identität scheint aus unseren Vorstellungswelten nicht mehr wegzudenken zu sein. Brauchbar für unterschiedlichste Fragestellungen und Themen, zielt er auf maximale Reichweite: von der Antike bis heute, von Freiheit bis Zwang, von der genetischen Erbanlage bis hin zur Krisenerfahrung – die wiederum in der Migrantin und den kulturell anderen Gender-Bendern besondert werden muss. Trotz dieser Unterschiedlichkeit der Gebrauchsweisen scheint evident, wofür der Identitätsbegriff steht. Dabei weist die Allgegenwärtigkeit der ‚Identitätsfrage' darauf hin, dass es sich um eine dominante und unhinterfragte Beschreibungsweise sozialer Phänomene handelt.

Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist die Feststellung, dass es neben der Explosion der Rede von Identität in Alltag, Kulturproduktion, Politik und Wissenschaft auch die Hinterfragung des Identitätsbegriffs als deskriptiver und analytischer Kategorie gibt. AutorInnen[1] wie Ed-

1 Ein paar Bemerkungen zur Schreibweise. Die feministische Sprachkritik an dem Gebrauch des Maskulinums als dem allgemeinen Genus für Personenbezeichnungen muss vor dem Hintergrund von queer theory und der Infragestellung von Zweigeschlechtlichkeit etwas erweitert werden. Meistens benutze ich die Schreibweise mit Binnen-I, da diese Neuschöpfung die in dieser Arbeit problematisierte Zweigeschlechtlichkeit unterminiert. Manchmal verwende ich darüber hinaus das Femininum additiv zum Maskulinum sowie das Femininum als allgemeinen Genus, nicht nur um der Subsumierung von Frauen unter das Allgemeine zu begegnen, sondern auch um neue Sprachgewohnheiten zu schaffen. Außerdem greife ich die Schreibweise auf, die zunächst im Kontext des Black Power Movement entstanden ist, der zufolge „Schwarz" im Sinne von Selbstermächtigung mit Großbuchstabe geschrieben wird. Im Deutschen wurde diese Schreibweise z. B. in Oguntoye et al. (1986) aufgenommen. In der Auseinandersetzung mit Rassenkonstruktionen als Herstellungsmodus sozialer Wirklichkeit wurde auch die Markierung von „Weißen" als Privilegierten des

ward Saïd und Judith Butler befassen sich mit dem Begriff von Identität als einem Effekt diskursiver Praxis. Saïd beschreibt einen Diskurs des Orientalismus, durch den „die Vorstellung von europäischer Identität als überlegen im Vergleich zu allen nicht-europäischen Völkern und Kulturen" hergestellt wurde (1995 [1978]: 7).[2] Butler zeichnet die regulierende Praxis von „Zwangsheterosexualität" und „Phallogozentrismus" nach, die die Konzeption kohärenter Identitäten ermögliche (1991 [1990]). Diese Kritik, die im Kontext sozialer Bewegungen in westlichen Industrienationen sowie von anti-kolonialen Befreiungsbewegungen entsteht, bezieht sich demnach auf die Möglichkeitsbedingungen der Rede von Identität. Mit Judith Butler wird zudem die Behauptung einer Identität – die affirmative oder gar emphatische Rede von Identität – fragwürdig.

Eine Wissenschaftskritik

Dem Diktum von der „Frage der Identität" als immer schon gegebene – als conditio humana – oder als kennzeichnend für die „Moderne" im Allgemeinen, möchte ich die Untersuchung der historischen Hervorbringung des Identitätsbegriffs gegenüberstellen. Das Vorhaben dieser Arbeit ist es, die Bedingungen für die Diskursivierung des Konzepts Identität zu rekonstruieren, indem sozialwissenschaftliche Problematisierungen von Identität in den Mittelpunkt einer diskursanalytischen Untersuchung gestellt werden. Die Arbeiten von George Herbert Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman prägen unser heutiges Verständnis von „Identität" oder des „Selbst", da darin Konzepte entworfen sind, die heute als kanonisch gelten. Diese Theorien stellen einen entscheidenden Beitrag zur Bedeutungsentfaltung und Verbreitung des Identitätsbegriffs dar, da sie für die „Wissenschaftlichkeit" des Begriffs stehen. Darüber hinaus werden in die vorliegende wissenschaftshistorische Untersuchung auch andere als sozialtheoretische Texte einbezogen und in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen analysiert. Die Begriffe Identität und Selbst gelten als „sozialwissenschaftlich", insofern sie unter diesen institutionellen Bedingungen

Rassismus eingeführt. Im Deutschen gibt es den Usus, auch „Weiß" mit Großbuchstabe zu schreiben, um die soziale Konstruiertheit herauszustellen (vgl. z. B. Arndt 2001a: 33; 2002). Zitate, die in der alten Rechtschreibung erschienen sind, werden hier ebenso wiedergegeben.

2 Übersetzung I. J.; Primärtexte werden in der Regel im englischen Original zitiert, außer wenn ein kurzes Zitat in einen Satz des Textes eingefügt wird. In diesem Fall wird das Zitat von mir ins Deutsche übersetzt oder angemerkt, um welche Übersetzung es sich handelt. Alle anderen verwendeten Texte werden, soweit verfügbar, in ihrer deutschen Übersetzung zitiert.

entstehen und sich auf gesellschaftspolitische Phänomene beziehen und so von der Tradition der Identitätsphilosophie[3] unterschieden werden können.

Diese Arbeit bietet eine Lesart von Texten der drei genannten Autoren an, die den Rahmen disziplinärer Lesarten manchmal überschreitet. Ansätze von feministischer, postkolonialer, und queer Kritik an dem Gebrauch des Identitätsbegriffs sind der Ausgangspunkt für diese Lesart, und sie lenken das Interesse mitunter auf Schauplätze, die für eine Theorie und die darin entworfenen Konzepte nicht als zentral gelten. Wenn die von den Autoren nicht unbedingt intendierten Inhalte zusammen eine Regelmäßigkeit erkennen lassen, werden sie hier als strukturelle Bedingung der Rede von Identität ausgewiesen. Wagners Vorschlag, poststrukturalistische Philosophie auf metatheoretischer Ebene für die Sozialwissenschaften produktiv zu machen (1995: 222 f.; 1998: 56 f.), wird so um den Beitrag von queer und postkolonialer Kritik erweitert und damit die Bedeutung theoretischer Ansätze aus dem Kontext sozialer Bewegungen für soziale Theoriebildung herausgearbeitet. Die wissenschaftskritische Untersuchung, die auf diese Weise erfolgt, ist nicht eine wissenschaftstheoretische Untersuchung zur „Verbesserung der Instrumente“ (Wagner 1995) – d. h. in diesem Fall des Identitätsbegriffs. Vielmehr sollen die Bedingungen der Bedeutungsproduktion in den Mittelpunkt gestellt werden, indem die Rede von Identität als diskursive Formation und die Möglichkeitsbedingungen ihrer Hervorbringung rekonstruiert werden.

Wenn ich dabei postkoloniale und queer Kritik zusammenführe, dann um herauszustellen, dass Gesellschaftlichkeit und gesellschaftliches Handeln in westlichen (Post-)Industrienationen durch Gegensätze wie u. a. männlich/weiblich, hetero/homo, modern/vormodern, Weiß/Schwarz oder Weiß/nicht-Weiß konstituiert werden, die im Rahmen dieser Ansätze problematisiert werden. Die Auseinandersetzungen mit Rassismus und Sexismus, die im Zuge von Dekolonisation, Frauenbewegungen und anderen Bürgerrechtsbewegungen in westlichen Industrienationen seit den 1950er Jahren stattgefunden haben, werden von postkolonialer und queer Kritik aufgegriffen. Zum einen werden die Machtverhältnisse kritisiert, die durch diese Gegensätze begründet werden, indem der eine Term als das Allgemeine und der andere als das Besondere gesetzt werden. Zum anderen wird deren gegenseitige Be-

3 Zur Begriffsbestimmung von „Identität“ als psychologischem Begriff im Unterschied zum Begriff der Identitätsphilosophie vgl. De Levita (1971: 22-66); zur Unterscheidung eines identitätsphilosophischen Begriffs von einem Identitätsbegriff, der sich auf soziale und politische Einheiten bezieht, vgl. Niethammer (2000: 40 ff.); vgl. a. Hall (1994 [1992b]: 181 f.).

dingtheit herausgestellt. Hall hat für den Begriff „postkolonial" eine Wende beansprucht, die er zwischen der Konzeption von „Differenz" zur „différance" ausmacht: von der Vorstellung einander ausschließender Gegensätze zur Verschiebung von Bedeutung. Niemals gänzlich ausgeschlossen oder in einer dialektischen Bewegung aufgehoben produziert die „différance" als „konstitutives Außen" Bedeutung (1997 [1996c]: 226 f.). Postkoloniale und queer Theoriebildung greift die Kritik an Rassismus und Sexismus auf und analysiert sie in ihrer Relationalität. Mit dem Bezug auf poststrukturalistische Philosophie rückt die Untersuchung von Bedeutungsproduktion und ihren Bedingungen in den Mittelpunkt. Auch diesbezüglich lässt sich ein Zusammenhang zu feministischer und im Rahmen des Black Power Movements entwickelten Wissenschaftskritik ausmachen. Mit der Verschiebung der Problemstellung hin zu Relationalität muss jedoch auch der Anspruch auf „unschuldige Positionen" und Ursprungserzählungen aufgegeben werden (Haraway 1995 [1988]).

Der allgemeine Anspruch von AutorInnen wie Hall (1996c) und Spivak (1999), der mit postkolonialer Kritik aufgebracht wird: die „Moderne" von ihrem „konstitutiven Außen" des Kolonialismus her zu begreifen, statt den Kolonialismus als Nebenerscheinung der „Moderne" oder des Kapitalismus aufzufassen, zielt dabei auf Konzepte des Denkens, die in ihrer historischen Hervorbringung untersucht werden.[4] Für queer Theoriebildung wird das Postulat formuliert, dass eine „moderne homo/ hetero Definition" praktisch „jeden Aspekt moderner westlicher Kultur" betreffe (Sedgwick 1990: I). Dieser allgemeine Anspruch bezieht sich außerdem auf die Bedeutungen sozialer Bewegungen wie der Dekolonisation. Eine Auffassung von „der" Gesellschaft in der Moderne, von gesellschaftlichen Beziehungen und von Subjektivität ist ohne die Einsätze feministischer wie antirassistischer Kritik an dem „Menschen" als „autonomem Subjekt" nicht mehr zu denken.

Mit dieser Arbeit möchte ich den Anspruch auf Allgemeinheit für die genannten Verschiebungen in der Untersuchung sozialer Phänomene sowie die Bedeutung von epistemologischen Untersuchungen geltend machen. Der Begriff „epistemologisch" umfasst Bedeutungen von „wissenstheoretisch" und „wissenspolitisch", was über den im Deutschen üblichen Begriff „erkenntnistheoretisch" oder „begriffsgeschichtlich" insofern hinausgeht, als damit Ordnungen des Wissens angesprochen werden, die umfassender sind als die Ebene von Begriffen. Mehr noch, die Unterscheidung von Begriff und Geschichte, Text und Kontext, gilt

4 Spivak zeigt u. a. auf, wie „Kultur" in Form von Kulturprodukten gemacht wird und unter welchen Produktionsbedingungen dies erfolgt.

als problematisch. Diese Zielsetzung sollte also nicht als Gegensatz oder Ausschluss von historischen oder empirischen Untersuchungen aufgefasst werden, wie manchmal die Kritik an allgemeinen Begriffen wie „postkolonial“ impliziert.

Die Anwendung dieser Ansätze, die vorwiegend aus dem angloamerikanischen oder englischsprachigen Raum kommen, auf die Verhältnisse in der Bundesrepublik ist insofern sinnvoll, als auch der Beitrag deutscher Geschichte zur Hervorbringung der Moderne als globalem Phänomen mit all seinen gewaltsamen Auswirkungen aufgrund des Kolonialismus untersucht werden sollte. In diesem Zusammenhang stehen neuere Bemühungen, das Konzept des „Postkolonialismus“ auf die deutsche Geschichte (z. B. Conrad/Randeria 2002) und Gegenwart anzuwenden, etwa Migrationsgeschichte in Beziehung zu Kolonialgeschichte zu untersuchen (z. B. Ha 1999; Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003). Gleichzeitig teile ich Einwände gegen eine Enthistorisierung unter einem universalisierenden Konzept des „Postkolonialismus“ wie sie neuerdings von Steyerl formuliert wurden, wenn auf diese Weise spezifische Geschichte unsichtbar gemacht wird oder aber andere Bedingungen in ihrer Bedeutung unterschätzt werden.[5] Auch queer theory hat längst Einzug in die deutschsprachige Diskussion gefunden, wie im Folgenden aufgezeigt wird.

Schließlich möchte ich das Vorgehen, das sowohl in postkolonialen als auch in queer Theorien entwickelt wird und das darin besteht, Gegensätze zu benennen und gleichzeitig in ihren gegenseitigen Bedingtheiten aufzuzeigen, geltend machen. Zielsetzung und verbindendes Moment postkolonialer und queer Ansätze, auf die ich im Folgenden Bezug nehme, ist es, diese Gegensätze in ihrer Wirksamkeit zu untergraben, indem sie in ihrer Herstellung untersucht werden. Indem jene Ausschlüsse, die gemacht werden mussten, um bestimmte Gegensätze zu gewinnen, herausgearbeitet werden, werden Bedeutungsverschiebungen ermöglicht. Ich möchte ein solches doppeltes Vorgehen: Gegensätze zu benennen, um über sie hinauszugehen, als entscheidende Konsequenz für soziale Theoriebildung herausstellen, die sich aus queer und postko-

5 Steyerl betont gegenüber einem Erklärungsmuster des „Postkolonialismus“ die Wirkung von Biomacht (2003a). Vgl. a. Schmitz (1998) zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Verwendung des Konzepts im bundesdeutschen Kontext. Letztlich geht es um die kritische historische Untersuchung des deutschen Kolonialismus. Vgl. dazu z. B. Opitz (1986); Essner (1992); Grosse (2000); El-Tayeb (2001); Kundrus (2003); die Beiträge in Arndt (Hg.) (2001). Zu „kritischer Weißseinsforschung in Deutschland“, so der Untertitel von Eggers et al. (2005), vgl. a. Walgenbach (2003); (2004a); (2004b); (2005); Dietrich (2004); Jungwirth (2004); Tissberger et al. (2006); Junker (2002).

lonialen Theorien und deren Bezug zu poststrukturalistischer Philosophie ableiten lässt. Engel, die diesen Punkt für queer/feministische Theorie formuliert (2002: 14 f.), weist darauf hin, dass dies nicht notwendigerweise als „theoretisches Dilemma oder pragmatischer Widerspruch“ interpretiert werden müsse, sondern als Produktivität begriffen werden könne. Ich möchte darüber hinaus postulieren, dass soziale Theoriebildung nicht umhin kann, diese Paradoxien zu thematisieren und ihre Herstellung zum Inhalt der Analyse zu machen.

1. Hintergründe der Untersuchung

Der Begriff „Identität“ hat Hochkonjunktur. Diese Feststellung eint neuere deutschsprachige Publikationen verschiedener sozial- und geisteswissenschaftlicher Disziplinen, die den Identitätsbegriff im Titel tragen, wodurch man sich gleichzeitig von einer Modeerscheinung abzugrenzen trachtet, während man auf ihrer Welle reitet. Angesichts der Häufigkeit und Beharrlichkeit der Verwendung des Identitätsbegriffs kann angenommen werden, dass der Identitätsbegriff besonders seit den 1990er Jahren stark an Bedeutung gewonnen hat.[1] Ich werde im Folgen-

1 Niethammer recherchierte, dass von 1701 monographischen Titeln, die in der „Deutschen Bibliothek“ in Frankfurt und Leipzig 1999 unter dem Stichwort „Identität“ verzeichnet sind, über tausend in dem Zeitraum von 1990 bis 1999 erschienen sind. In den 1980er Jahren waren es über 500 Titel, in den 1970er Jahren knapp 200, in den 1960er Jahren 90, in den 50er Jahren 50 und eine Monographie ist von 1946. Allein 1999 waren 362 einschlägige Veröffentlichungen in deutscher Sprache und 2079 englischsprachige Veröffentlichungen im Buchhandel lieferbar. Die meisten der verfügbaren Buchtitel aus US-amerikanischen Katalogen, so Niethammer weiter, beschäftigten sich mit kollektiver Identität. An erster Stelle stünden nationale Identität (überwiegend US-amerikanische), gefolgt von ethnischer Identität (Niethammer zählt hierzu u. a. „schwarze oder afroamerikanische Identitätsproblematik“ sowie jüdische), und schließlich „‚gender‘-Identität“. Für die 178 deutschsprachigen Neuerscheinungen von 1998 und 1999, die die „Deutsche Bibliothek“ ausweist, stellt Niethammer eine ähnliche Verteilung fest, wonach ca. 90 Prozent kollektive Identität beträfen. Niethammer merkt an, dass die Vermehrung der Veröffentlichungen auch in Zusammenhang mit den allgemein ansteigenden Publikationen auf dem Buchmarkt zu begreifen ist. Demnach stellt er heraus, dass es pro Jahrzehnt zu einer Verdoppelung der Titel zu „Identität“ kam, was diesem Thema doch eine einzigartige Stellung zuweise (2000: 21 f., Fn. 23). Dem anzufügen ist noch, dass Niethammer lediglich Monographien recherchiert hat; wenn man auch Aufsätze in diese Berechnung einbeziehen würde, wäre die Menge der Titel sicher um einiges höher.

den die deutschsprachige Diskursivierung von „Identität“ skizzieren und darstellen, wie Elemente und Regelmäßigkeiten, die für den hier rekonstruierten Diskurs vom „autonomen Subjekt“ aufgezeigt werden, auch den deutschsprachigen Diskurs organisieren. Auf diese Weise werden zentrale Elemente der Problematisierungsweise von Identität, wie sie im Laufe dieser Arbeit herausgearbeitet werden, benannt.

Um nur einige Titel aufzugreifen, die für diese Arbeit als Referenzrahmen in Frage kommen, wäre z. B. der von Assmann und Friese (1998) herausgegebene Sammelband zu nennen. Darin sind Texte enthalten, die „die Bedeutung und Reichweite eines transdisziplinären Begriffs“ in den Kulturwissenschaften ausloten sollen, wobei die Herausgeberinnen bemüht sind, diesen Identitätsbegriff durch die Unterscheidung von einem Identitätsbegriff als „Plastikwort“[2], der der Alltagssprache zugeschlagen wird, als „wissenschaftlichen“ Begriff zu bestimmen (Assmann/Friese 1998a: 11). Es handelt sich um Beiträge aus Psychologie, Soziologie, Geschichtswissenschaft, Ethnologie und Literaturwissenschaft. Eine der Bedingungen, die zur Diskursivierung des Identitätsbegriffs beitragen, ist die *Anwendung in unterschiedlichen Disziplinen*. Die Fähigkeit, disziplinäre Grenzen zu überschreiten, ermöglicht die Verbreitung des Begriffs und gehörte bereits in den begriffsgeschichtlichen Anfängen zu den Bedingungen seiner Hervorbringung. Der Identitätsbegriff, den wir heute als sozialwissenschaftlichen, geisteswissenschaftlichen, kulturwissenschaftlichen sowie als Begriff der Alltagssprache verwenden, wurde entscheidend im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg von Erik H. Erikson geprägt. Er entsteht im direkten wie indirekten Zusammenhang mit anderen wissenschaftlichen Feldern. Der Psychoanalytiker Erikson machte im Kontext der sogenannten „national-character studies“ anhand von ethnographischen Studien einen ersten Entwurf der späteren Identitätsmodelle der „kollektiven Identität“ und der „personalen Identität“. Das interdisziplinäre Feld der „national-character studies“ bestand aus EthnologInnen, AnthropologInnen, PolitologInnen wie PsychologInnen. Wenn die Durchlässigkeit der disziplinären Grenzen die Verbreitung des Identitätsbegriffs bedingt, so deutet die Geschmeidigkeit dieses Begriffs möglicherweise auch auf einen Mangel hin: es ist dann nicht analytische Stärke, die ihn für mehrere

2 Der Begriff wurde von Pörksen (1988) für Wörter der „Medien- und Expertensprache“ geprägt, die – Niethammer zufolge, der den Identitätsbegriff auf seine Eigenschaften als „Plastikwort“ hin untersucht – als „Bausatz von semantischen Mollusken alles und nichts bedeuten, aber wissenschaftlich klingen und zur Verwirklichung drängen“ (Niethammer 2000: 33). Kennzeichnend für ein „Plastikwort“ ist demnach, dass es sich nicht auf die Alltagssprache beschränken lässt.

Disziplinen übersetzbar macht, sondern theoretische Unterkomplexität oder Unbestimmtheit. Die Funktion seines Gebrauchs wäre es demnach, wissenschaftliche Arbeiten mit Gewicht zu versehen. Während der Begriff des „national character" in Kriegszeiten mit nationalem Pathos bedeutsam gemacht wurde, ist es heute der Rückgriff auf scheinbar dauerhafte Fragen und Probleme der abendländischen Philosophie (Assmann/Friese 1998a), der Moderne (Giddens 1991; 1996; Wagner 1995; Keupp et al. 1999) oder der *conditio humana* (Keupp et al. 1999), die dem Begriff Gewicht verleihen. Niethammer spricht in diesem Sinn von einer „magischen Formel".[3]

Für die Sozialwissenschaften stellt Wagner fest, dass der Identitätsbegriff andere Termini und Konzeptionen – wie Interesse und Rolle, die sozialen Strukturen oder Systemen korrespondieren – „verdrängt" und deren „dominierende Position eingenommen" habe (1998: 48). In *Kollektive Identität* (1999) greift Bernhard Giesen das Konzept „kollektiver Identität" auf, das „eine neue sozialwissenschaftliche Perspektive auf Gemeinschaftlichkeit" ermöglichen solle. Giesens historische Begründung bezieht sich auf die Romantik und stützt sich auf die Hypothese, dass im 19. Jahrhundert „eine Wende" stattgefunden habe, wodurch „Gemeinschaft […] nun in Verbindung mit der Suche nach Identität gebracht" worden sei (1999: 11). Giesens Argumentation ist charakteristisch für die aktuelle Rede von Identität, in der eine „Krise" postuliert wird, die die „Suche nach Identität" zwingend mache. Allerdings verlegt Giesen diesen Topos um zwei Jahrhunderte vor, wobei die Problematisierung von „Krise" den ganz aktuellen Problematisierungen gleicht. Da ist die Rede von der „Auflösung traditionaler Ordnungen", von „bodenlose[r] Suche nach Selbstbestimmung", von einem „freigesetzten und

3 Auch Niethammers Untersuchung des kollektiven Identitätsbegriffs, die er auf Texte von C. Schmitt, G. Lukács, S. Freud, M. Halbwachs, C. G. Jung und A. Huxley stützt, kommt zu dem Ergebnis, dieses Konzept zeichne sich durch „innere Strukturlosigkeit" aus. Bei dieser „heute so geläufigen sozialen Semantik" handle es sich nicht um „eine irgendwie explizierte Theorie, sondern um magische Formeln in Grenzgebieten von Verfassungspolitik, Sozialphilosophie, ethnischer Zurechnung, soziologischer Traditionsanalyse und sozialbiologischer Utopie, mit denen sehr unterschiedliche und wissenschaftlich, politisch oder religiös problematische Inhalte zugleich verdeckt und diskursfähig gemacht werden sollen." Zusammen mit „seine[r] logisch-philosophische[n] Weihe eignet sich der Begriff der kollektiven Identität für diese Funktion einer exponierenden Verdeckung besonders, weil er die Vagheit des Inhalts mit der Bestimmtheit des Inhalts übertönt", so Niethammers Analyse (2000: 457). Ähnlich lautet auch Narrs Analyse, der von einem „leeren Wesensbegriff" und angesichts der Allgegenwärtigkeit außerdem von „Identitätsgewusele" spricht (1999: 104).

unruhigen Selbst", dem die „kollektive Identität der Gemeinschaft […] einen festen und unüberbietbaren Stand" bot, so Giesen. Zudem kommt ein weiterer Topos der Rede von Identität ins Spiel: Die Voraussetzung von „kollektiver" Identitätsbildung für die Ausbildung „individueller" Identität (ebd.). Diese Problematisierungsweisen von Identität macht die vorliegende Untersuchung als kennzeichnend für die 1950er Jahre aus, als der Identitätsbegriff u. a. von Erik H. Erikson als Begriff eingeführt wurde, der in sozialwissenschaftlichen und geistes- oder kulturwissenschaftlichen Disziplinen, in sozialen Bewegungen, die sich zu diesem Zeitpunkt in westlichen Industrienationen zu formieren begannen, und in populärwissenschaftlichen oder journalistischen Arbeiten von da an verwendet werden sollte. Es sei dahingestellt, ob diese historische Zeitspanne ohne weiteres mit „der" Romantik verglichen werden kann. Festgehalten werden kann jedenfalls, dass Giesen eine historisch spezifische Problematisierungsweise sozialer Realität auf eine Zeit überträgt, in der sie noch nicht existierte.

Fraglich bleibt aber vor allem, warum der Gemeinschaftsbegriff durch den der Identität neu bestimmt werden muss. Kennzeichnet Gemeinschaft nicht auch, dass sie erst hergestellt werden muss? Warum sollte die „Suche" danach besser als „Suche nach Identität" bezeichnet werden? Eine Antwort darauf gibt Giesen nicht. Einen Hinweis erhält man vielmehr, wenn weitere Verknüpfungen herausgestellt werden, die in der vorliegenden Untersuchung als kennzeichnend für die Diskursivierung von „Identität" seit den 1950er Jahren analysiert wird. Die Rede von „Krise" verweist auf die Problematisierung sozialer Ordnung (vgl. Giesen 1999: 16) sowie der „Autonomie" des Subjekts (ebd.: 19) oder der „Fähigkeit zur Selbstbestimmung und kommunikativen Verständigung" (ebd.: 23), der „schwache[n] anthropologischen Annahme", ohne die eine „Theorie kollektiver Identität" nicht auskomme. Als charakteristisch für diese Problematisierungsweisen erweist sich das Vorhaben, „wissenschaftlich" festzulegen, was als anthropologische Konstante gelten kann. Mit anderen Worten, die Problematisierung von „Identität" in Gesellschaften westlicher Industrienationen wird als Projekt analysiert, das im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg aufs Neue aufgegriffen wurde: Vor dem Hintergrund des Holocaust, der Erfindung der Atombombe, den Schrecken des Kriegs und, nicht zuletzt, den Kriegen gegen die antikolonialen Befreiungskämpfe war das die Frage danach, was Menschen vermögen, was „menschlich" ist, was „der Mensch" ist. Die Einführung des Identitätsbegriffs als Begriff sozialwissenschaftlichen Gebrauchs, stellt auch den Versuch dar, wissenschaftlich zu definieren, was den Menschen ausmacht, indem festgelegt wird, wie „menschliches" Zusammenleben aussehen soll. Mit anderen Worten, mit dem

Identitätsbegriff wurde das Konzept des „Menschen“ neu aufgelegt, das nunmehr als (sozial-)wissenschaftliches Konzept gesellschaftliche Normen und Werte begründete. Es sind diese Voraussetzungen, die die Problematisierung von „Identität“ zudem für die entstehenden sozialen Bewegungen interessant machen sollte.

In diesem Zusammenhang steht die *Diskursivierung des Identitätsbegriffs als normativem Begriff*. So untersucht z. B. Eder (2000) die Mobilisierung der sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen als Prozess „kollektiver Identitätsbildung“.[4] Eders Rückgriff auf das Konzept „kollektiver Identität“ liegt darin begründet, dass damit „kollektive Lernprozesse“ verbunden werden: „Über Identität als ein mögliches anderes zu reden, eröffnet eine besondere Chance gesellschaftlichen Lernens“ (ebd.: 24). Zwar werden Gefahren von Identitätspolitik in sozialen Bewegungen als nicht intendierte „perverse Effekte“ kritisch diskutiert und bewertet. Medium und Feld der Auseinandersetzung, an dem auch soziale Bewegungen partizipieren, ist „symbolische Macht“, wie Eder mit Bourdieus Begriff schlussfolgert. Die besonderen Ausschlussmechanismen durch Identitätspolitik verfestigten sich in Zusammenhang mit der Einbindung sozialer Bewegungen in größere kollektive Gebilde wie der Nation sowie in weitreichende kommunikative Komplexe von Staat, Medien und anderen sozialen Bewegungen und Gegenbewegungen, besonders angesichts der Bedeutung neuer Kommunikationstechnologien, zu „symbolischer Macht“. Die Annahme eines „herausgehobenen Status“ von Neuen Sozialen Bewegungen als „reflexivem Akteur“, beispielhaft für größere Kollektive, lässt sich demnach nicht aufrechterhalten. Dennoch kommt Eder abschließend wieder auf die Idee der „reflexiven Form kollektiven Lernens“ (ebd.: 201 ff.) und von „Identitätskommunikation“ (ebd.: 206) zurück. Wie bei Giesen werden am Konzept Identität Normen und Werte festgemacht. Warum aber müssen Auseinandersetzungen über gesellschaftliche Werte auf die „Frage der Identität“ zurückgebogen werden?

Eders Untersuchung steht hier beispielhaft für das Gebiet der Soziologie sozialer Bewegungen, in der die Hypothese von der kollektiven Identitätsbildung als Voraussetzung von Mobilisierungsprozessen eine leitende Annahme ist. Tourraines in den 1970er Jahren aufgestellte Hypothese, dass dabei fehlende institutionelle Stabilität durch „identitäre Stabilität“ ersetzt werde (vgl. Eder 2000: 201), auf die dabei aufgebaut wird, kann angesichts der Existenz anderer Formen von Mobilisierung auch hinterfragt werden: spätestens seit Ende der 1970er Jahre

4 Dieser Gebrauch des Identitätsbegriffs ist auf die Soziologie sozialer Bewegungen zurückzuführen, vgl. 7.

lassen sich zunehmend auch themenorientierte Mobilisierungsformen beschreiben (von der Kinderladen-, über die Punk- bis zur Umweltbewegung). Inwiefern eine „gemeinsame Identität" tatsächlich eine notwendige Voraussetzung für die politische Formierung ist, sei dahingestellt. Vor dem Hintergrund anderer Formen politischer Mobilisierung und der Kritik an Identitätspolitik innerhalb sozialen Bewegungen wie den Frauenbewegungen, Schwulen- und Lesbenbewegungen und antirassistischen Bewegungen stellt sich die Frage, ob nicht die Sozialwissenschaften lediglich eine Selbstbeschreibung sozialer Bewegungen wiedergeben, statt ihre Analyse auf eine Haltung der kritischen Distanz zu stützen. Für die Untersuchung der Mobilisierung sozialer Bewegungen wird zwar Goffmans Modell des „Rahmens", bzw. der „Rahmenanalyse", aufgegriffen. Als Mechanismus der Organisation von Erfahrung und von Ereignissen taugt dieses Modell allerdings nicht für weitestreichende Interpretationen, sondern ist situationsspezifisch. Wenn in der Untersuchung der Mobilisierung sozialer Bewegungen zusätzlich das Konzept „kollektiver Identität" eingebracht wird, geht es offenbar auch darum, der Organisation von Ereignissen eine Dauerhaftigkeit und Festigkeit zu verleihen, die sie möglicherweise nicht haben.

Ein weiterer Grund, an dem Identitätsbegriff als analytischer Kategorie festzuhalten, selbst wenn zugestanden wird, es gäbe bessere Begriffe – wie den der Identifikation – ist schlicht Konvention. So argumentiert Reese-Schäfer, Herausgeber eines Bandes politikwissenschaftlicher Texte (1999). Zwar wird mit Bezug auf eine systemtheoretische Analyse des Gebrauchs des Identitätsbegriffs der Begriff der Identifikation als angemessener präsentiert, da er die aktive „Leistung der Synthese von Eindrücken externer Herkunft" (Luhmann 1990: 21) bezeichne, der Begriff sei aber international nicht durchgesetzt.

> „Es wäre deshalb nicht falsch, ihn [den Begriff der Identität] durch den aktivistischeren Begriff Identifikation zu ersetzen. Dem Begriff Identität bliebe dann im Grunde nur eine Signalfunktion für Identifikationen […]. Diese Redeweise hat sich bislang nicht durchgesetzt, sondern in den internationalen Sozialwissenschaften ist durchweg von ‚Politiken der Identität' statt solcher der Identifikation die Rede. Ein verbreiteter Sprachgebrauch kann nicht ohne weiteres umgestürzt werden." (Reese-Schäfer 1999a: 16)

Tatsächlich geht es auch Reese-Schäfer um Fragen von großer Reichweite, nicht nur der Möglichkeiten der Konstruktion von „nationaler Identität", mehr noch um die Herstellung „europäischer Identität" und, im Anschluss an Habermas, um die Herstellung von „weltbürgerlicher Identität" (ebd.: 25 ff.), weswegen ein Verzicht auf den Identitätsbegriff

nicht denkbar ist. Der Begriff der Identifikation kann allerdings kaum als emphatischer Begriff verwendet werden, sondern würde eher auf Subjektivierung verweisen.

Auffällig ist, dass Konzepte wie „vorgestellte Gemeinschaften" (Anderson), „Gemeinsamkeitsglaube" (Weber) [5], „Rahmen" (Goffman) und Identifikation, die insofern weniger weitreichend sind, als sie nicht Bedeutungen des Ursprungs aufrufen wie der Begriff „Identität", in diesen Abhandlungen als ungenügend gelten. In den Texten von Giesen, Eder und Reese-Schäfer verbindet sich mit dem Konzept der kollektiven Identität auch das Vorhaben, angesichts fragwürdig werdender Werte abendländischer Tradition ethischen Fragestellungen generell nicht nur einen theoretischen Ort zu geben, sondern sie zwingend zu machen. Darüber hinaus wird auf diese Weise gegen alle beobachtbaren Anfechtungen der Anspruch auf Geltung und Durchsetzbarkeit von Werten und Normen begründet – vor dem Hintergrund der Globalisierung sozialer Beziehungen nunmehr über die nationalstaatlich definierte Gesellschaft hinaus Europa- und weltweit. Dennoch bleibt unbegründet, warum die Auseinandersetzung über gesellschaftliche Normen an einem Ursprung festgemacht werden muss.

Kennzeichnend für die Diskursivierung des Identitätsbegriffs ist demnach u. a., dass Unterschiede in den Fragestellungen, Herangehensweisen und in den analytischen Instrumenten unter einem Begriff subsumiert werden. Weitere Konzepte, deren Unterschiede in einem „inhaltsarmen Reduktionsbegriff" untergehen, wie Niethammer mit Pörksen für den Identitätsbegriff feststellt, sind „Biographie, Geschichte einer Gruppe, eines Volks oder eines Landes, […] Wiedererkennbarkeit des Erscheinungsbildes einer Firma oder auch des Bildes, das sich ein Kollektiv von sich selbst oder von anderen macht bzw. machen läßt" (2000: 35). Verschiedene Themenkomplexe werden auf die „Frage der Identität" reduziert statt sie als solche zu benennen und zu untersuchen: politische Repräsentation, die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit, Begehren, Lebensformen und Gewohnheiten.

Die deutschsprachige Diskursivierung des Identitätsbegriffs geht u. a. auf die Verknüpfung von „Ich-Identität" mit „Moralentwicklung" durch Habermas, Döbert und Nunner-Winkler zurück. Die empirische

5 Reese-Schäfer bringt den Hinweis auf Max Webers Begriff des Gemeinsamkeitsglaubens in der Erörterung des Identitätsbegriffs als „politischem Begriff" im Sinne von „nationaler Identität" (Reese-Schäfer 1999a: 19). Es wird aber nicht in Betracht gezogen, diesem Begriff den Vorzug zu geben im Vergleich zu dem der „nationalen Identität". Dabei bezeichnet er genauer, *was* hergestellt wird und *dass* es sich um eine Herstellung handelt.

Untersuchung von Jugendlichen und ihren Möglichkeiten zur Ausbildung von „moralischem Bewußtsein und Wertorientierungen“ wie „politischen Grundeinstellungen“ Anfang der 1970er Jahre war von der Fragestellung geleitet, „ob ein systemkonformer Anschluß der jeweils nächsten Generation an die vorhergehende gelingt“ (Döbert/Habermas/ Nunner-Winkler 1975: 9).[6] Es geht um die Frage, wie anerkannte gesellschaftliche Normen aufrecht erhalten und durchgesetzt werden können, wenn der Identitätsbegriff aufgegriffen wird.[7] Habermas formuliert die Zielsetzung, den normativen Gehalt des Identitätsbegriffs empirisch überprüfbar zu machen (1976a: 66 f.) sowie der Forderung nach einer universalistischen Moral „universalistische Ich-Strukturen“ gegenüberzustellen (1976b: 96). Habermas' Bestreben geht dahin, eine „universalistische Moral“ und „vernünftige“ allgemeine Normen auch für komplexe Gesellschaften verbindlich zu machen (ebd.). Wenn in den 1970er Jahren von Gesellschaften im Sinne von national definierten Gesellschaften die Rede ist, so hat Habermas aktueller über nationalstaatliche Grenzen hinaus das „Weltbürgertum“ als Ebene für die Ausbildung einer universalistischen Identität ausgemacht, für die die Menschenrechte als normative Grundlage gelten sollen (1998). Es sollen demnach für umfangreiche Einheiten von sozialen AkteurInnen – Nationalstaat oder Weltgesellschaft – verbindliche Regeln festgelegt werden. Der Identitätsbegriff sowie das Modell der Identitätsentwicklung steht dabei für die Möglichkeit der Verinnerlichung dieser Normen und ihre Überprüfbarkeit.

In diesem Zusammenhang steht auch die Übersetzung des Werks von George Herbert Mead, in der der Begriff „self“ als „Identität“ oder „Ich-Identität“ übertragen wurde.[8] Tugendhat hat bereits kritisiert, dass diese Übersetzung „nicht zu gebrauchen“ sei (1997 [1979]: 247). Die Übersetzung ist ein Zeichen für die Diskursivierung des Identitätsbegriffs als normativem Begriff im deutschen Sprachgebrauch seit den 1970er Jahren. Meads Begriff des Selbst ist jedoch nicht auf einen sozialpsychologischen Identitätsbegriff im Anschluss an Erikson zu reduzieren, schon allein deswegen, da er nicht die Möglichkeiten der Operationalisierbarkeit impliziert, die mit diesem verbunden werden. Die nachfolgende Untersuchung wird zudem aufzeigen, wie Meads Definition

6 Die Ergebnisse der Studie von Döbert und Nunner-Winkler sind 1975 erschienen, zuerst in Form eines Aufsatzes 1973.

7 Zur Kritik an diesem Anspruch vgl. Bruder-Bezzel/Bruder (1984: 170 ff.).

8 *Mind, Self and Society* wurde 1968 erstmals herausgegeben in der Übersetzung von Ulf Pacher. Die Aufsatzsammlungen in zwei Bänden erschienen 1980 und 1983 in der Übersetzung u. a. von Klaus Laermann.

des Selbst sich auf eine Unterscheidung des ‚Menschen' vom Tier stützt. Diese Unterschiede gilt es festzuhalten, statt sie zu überdecken.

Eine andere Tradition zeigt Niethammers ideengeschichtliche Studie zum Begriff „kollektiver Identität" mit Carl Schmitts politischer Theorie auf. Niethammer zufolge steht die aktuelle Thematisierung von kollektiver Identität in der Nachfolge von Schmitts 1922 erschienenem Buch *Politische Theologie*. Sowohl in der BRD als auch in der DDR fand demnach Schmitts Konzept der „identitären Demokratie" und die Vorstellung der „Identität von Regierenden und Regierten" in den Nachkriegsgesellschaften eine Anhängerschaft (Niethammer 2000: 117 ff.). In das „konservative Verfassungsverständnis der Bundesrepublik als ‚repräsentativer Demokratie'" fand Schmitts Theorie Eingang, um das Konzept direkter Demokratie abzulehnen (ebd.: 120). Auch bei der Verfassungsgebung der DDR spielte sie eine Rolle, insofern das sogenannte Blocksystem damit begründet wurde (ebd.: 118). Schließlich führt Niethammer auch die Linke um 1968 an, wo die Schmittsche Demokratieformel in die Form der Gegenwartskritik gebracht wurde; und noch in der Abgrenzung davon sei auf dieses Konzept als Begründung zurückgegriffen worden.

Dieser Analyse zufolge ist die Konzeption der „Identität von Regierenden und Regierten", in Verbindung mit einer linken Version aus der Feder von Georg Lukács, in eine „metapolitische Identitätstheorie politischer Unmittelbarkeit" eingegangen (ebd.: 153), die links wie rechts Anhänger findet. Darauf gründet die Vorstellung von der Homogenität kollektiver Zusammenhänge – der Nation bzw. des revolutionären Proletariats – und folglich die Ausklammerung vermittelnder Instanzen wie Recht und staatlicher Institutionen sowie der Ausschluss anderer als feindselig identifizierten Gruppen. Problematisch an der Konzeption kollektiver Identität, so Niethammers Fazit, ist die notwendige „Abgrenzung von einem Nicht-Identischen" (ebd.: 625). Eine Tendenz zu Gewalt und – aufgrund der religiösen Aufladung – zum Fundamentalismus sei dem Konzept kollektiver Identität inhärent.[9]

In diesem Sinne ist auch Narrs Kritik an dem „massiven Missbrauch kollektiver Identitätsorientierung" und ihren „mörderischen" Folgen in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (1999: 123). Die bereits erwähnte Kritik von Eder an der Identitätspolitik in sozialen Bewegungen, die er auf den Begriff der „symbolischen Gewalt" bringt, läuft auf die Gewalt durch Ein- oder Ausschluss hinaus (2000: 192 ff.). Tugendhat

9 Niethammer geht davon aus, dass dies strukturell in dem Konzept Identität angelegt ist, und es einen „Schutz vor dem unbewussten Hinübergleiten aus der harmlos erscheinenden Forderung nach kultureller oder politischer Identität in die Legitimation von Gewalt" nicht gibt (2000: 626).

hat in der Diskussion von Habermas' Identitätstheorie seine Kritik auf die Vorstellung bezogen, Einzigartigkeit in der Identität zu erlangen. Dies führe zu einer Reduktion auf die Unterscheidung von anderen, zu einer „Sorge um ‚Abständigkeit'" (1997 [1979]: 290). In diesen Zusammenhang könnte auch Peter Brückners Kritik an der Protestbewegung Ende der 1960er Jahre in der BRD gestellt werden. Brückner analysiert die Studentenbewegung als „Identitätsrevolte", die in ihrer späteren Phase einen Wandel vollzogen habe. Angesichts des Verlusts der Möglichkeiten zur öffentlichen Diskussion mit der fortschreitenden Entwicklung dieser Bewegung, ergingen sich demnach deren Teilnehmende vor allem in der Abgrenzung von anderen (1978: 44 ff.).[10]

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Diskursivierung von Identität die Durchsetzung von Vorannahmen mit sich bringt, die auf diese Weise unbegründet bleiben. Dazu gehört die Rückbindung von Normen und Werten an die Konzeption Identität und das Postulat von der Homogenität eines kollektiven Zusammenhangs als Voraussetzung für politisches Handeln.

Vereinnahmung von Identitätskritik

Wenn in neueren sozialwissenschaftlichen Arbeiten der Identitätsbegriff aufgegriffen wird, wird oft betont, es handle sich um eine konstruktivistische Perspektive oder um einen konstruktivistischen Begriff (Keupp et al. 1999; Giesen 1999; Reese-Schäfer 1999). Zuweilen wird sogar darauf hingewiesen, dass es einen Gemeinplatz darstellt, von der Konstruiertheit von „Identität" zu sprechen (Reese-Schäfer). Bezugs-

10 Diese Darstellung des Identitätsdiskurses, und inwiefern die Protestbewegungen dazu beigetragen haben, ist eine Lesart von mehreren möglichen Lesarten. Es soll nicht der Eindruck vermittelt werden, als habe es eine einheitliche politische Form gegeben. Ähnlich wie in dem nordamerikanischen Diskurs, der Inhalt der vorliegenden Analyse ist, gab es auch Kritik an Identitätspolitik und Brückners Text steht in dieser Darstellung beispielhaft dafür. Dabei unterscheidet Brückner „politische Identität", die in seiner Konzeption für die Möglichkeit des öffentlichen Austauschs steht, von „pädagogischer" und „sokratischer Identität". Darauf stützen Bruder-Bezzel/Bruder ihren Begriff der „Identität aus dem Bruch" (1984: 174 ff.). Demzufolge baue die politische Öffentlichkeit, die in der „kollektiven Identität" im Rahmen der Studentenbewegung ausgebildet worden sei, auf einem Bruch mit der „pädagogischen Identität" aus der Sozialisation auf. Vor dem Hintergrund der vorliegenden Untersuchung muss aber die Frage aufgeworfen werden, ob das Politische in der „kollektiven Identität" – im Unterschied zur „persönlichen Identität" – liegt. Die Erfahrungen in sozialen Bewegungen und die daraus hervorgegangene Kritik zeigt vielmehr, dass im Namen des Kollektivs Vorannahmen begründet wurden und werden, *um* sie vom politischen Austausch auszunehmen. Die Frage bleibt: Warum muss das Politische an Identität rückgebunden werden?

rahmen dafür ist die Kritik an der Zuschreibung einer Personenkategorie sowohl in wissenschaftlichen Abhandlungen als auch innerhalb von sozialen Bewegungen und ihren Organisationen. Die Auseinandersetzungen innerhalb von sozialen Bewegungen mit Fremd- wie Selbstklassifizierungen stellen den Schauplatz dar, auf dem die Effekte der Rede von Identität, Naturalisierung und Subsumierung unter eine „Identität", angefochten werden.[11] Dabei ist die Identitätskritik in sozialen Bewegungen selbst Gegenstand kontroverser Diskussionen. Identitätspolitik war von ihren Anfängen her auch umstritten, wie die folgende Untersuchung zeigen wird. Es ist diesen Problematisierungen von Identitätskategorien in entscheidender Weise zuzuschreiben, dass in aktuelleren Veröffentlichungen über „Identität" der Konstruktionscharakter von verwendeten Identitätsbegriffen festgestellt wird. Ein neueres Phänomen in diesen Auseinandersetzungen ist allerdings, dass sowohl in sozialen Bewegungsdiskursen als auch in sozialwissenschaftlichen Thematisierungen, diese Kritik vereinnahmt wird, um die „Frage der Identität" als Notwendigkeit (wieder) zu begründen. An zwei sehr unterschiedlichen Beispielen soll die Thematisierung der „Frage von Identität" als „unausweichlich" veranschaulicht werden. Beim ersten geht es um eine politische Argumentation, die hier an Stuart Hall nachvollzogen wird, beim

11 Das ist erstens Kritik, die aus der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Konzeptionen von Identität heraus entstand. Beispielhaft soll hier feministische Kritik an einem androzentrischen Konzept des Individuums und an dem Begriff von Identität genannt werden (Bilden 1989; 1998; Vollmer-Schubert 1991) sowie Kritik an Erik H. Eriksons Identitätstheorie, die u. a. darauf zielt, dass die Konzeption von Identität sich ausschließlich auf bürgerliche Männer beziehe (Sampson 1985; vgl. a. Keupp 1989). Es wird in diesem Zusammenhang auch Kritik an der Anforderung der Anpassung an historische Bedingungen in Identitätstheorien geübt, so z. B. Vollmer-Schuberts Kritik an Erikson (1991), an der Konzeption von Identität im Sinne von eindeutiger Einheit (Bilden 1998). Zweitens wird diese Kritik innerhalb von sozialen Bewegungen formuliert. Hier wird besonders der ausschließende Charakter von Identitätsbegriffen sowie die Leugnung der historischen Konstruktion dieser Kollektive in Frage gestellt. So wird z. B. (Geschlechts-)Identität als Gemeinschaft stiftendes Moment und Ausgangspunkt für politisches Handeln in den Frauenbewegungen, Lesbenbewegungen und Schwulenbewegungen problematisiert, wie etwa Hark (1996) für die Lesbenbewegung (-en) in der Bundesrepublik analysiert. Früher noch wurde Kritik an einer von Weißen und deutschen Frauen dominierten Frauenbewegung und einer umfassenden Kategorie ‚Frau' formuliert, z. B. von Afrodeutschen Frauen in dem Buch *Farbe bekennen* (1986) und von der Gruppe FeMigra (1994). Zwar geht es in diesen Texten zuweilen nicht explizit um eine Kritik am Identitätsbegriff, doch wird die Möglichkeit, unter einer Kategorie eine Einheit zwischen sozialen Akteurinnen bzw. Aktivistinnen herzustellen, hinterfragt.

zweiten um einen sozialwissenschaftlichen Beitrag zur „Identitätsforschung", die anhand einer Studie von Keupp et al. erörtert wird.

„Who Needs ‚Identity'?" fragt Stuart Hall (1996a). Hall ist selbst ein Autor, der zur postkolonialen Theoriebildung einen wichtigen Beitrag geleistet hat. Sowohl „postkolonial" als auch „queer" sind allerdings Bezeichnungen, die unterschiedlich in Anspruch genommen werden und unter denen Identitätspolitik sowohl befürwortet als auch hinterfragt wird.[12] Hall hat sich in verschiedenen Texten für eine Bestimmung kultureller Identität, die innerhalb kultureller Praktiken und Repräsentation konstituiert werde (1994a [1990]: 26) und den Begriff der Ethnizität als historisch, kulturell und politisch konstruiert, gegen eine Konzeption der Schwarzen Erfahrung im Sinne von „Natur" (1994b [1992]: 21) ausgesprochen. Dabei betonte er, es gelte, kulturelle Identität im Sinn von Strategie und Arbitrarität (1994a [1990]: 34), Positionierung und Geschichte zu begreifen (ebd.: 30) sowie entlang von Achsen der Kontinuität und Differenz zu denken (ebd.: 31). Hall unterstreicht die Bedeutung einer „imaginären Wiederentdeckung […], die mit dem Konzept einer wiederentdeckten, wesenhaften Identität verbunden ist" und stellt sie neben eine zweite „Sichtweise" von Brüchen und Diskontinuitäten (ebd.: 28 f.). Es geht mir mit den nachfolgenden Ausführungen nicht darum, diesen Wunsch nach Herstellung von Gemeinsamkeit und Gemeinschaft zu diskreditieren. Allerdings zeigen Halls spätere Überlegungen auch, wie wirkmächtig der hier rekonstruierte Identitätsdiskurs ist, der sich dadurch reproduziert, dass Kritik und schließlich auch andere politische Formen ausgeschlossen bzw. vereinnahmt werden müssen.

Hall stellt zunächst das paradoxe Nebeneinander von „diskursiver Explosion" und „durchdringender Kritik" am Konzept von Identität fest. Es sei jedoch weiterhin notwendig, sich mit Identität zu befassen, da es sich um eines jener „Schlüsselkonzepte" handle, die nicht ersetzt werden könnten (Hall 1996a: 1 f.). Identität sei ein „irreduzibles" Konzept aufgrund seiner „Zentralität in Bezug zu Fragen der Handlungsfähigkeit (agency) und von Politik" (ebd.: 2). Die Ersetzung des Konzepts Identität durch Identifikation, die Hall zunächst im Hinblick auf die diskursive Hervorbringung von Subjektpositionen vornimmt, wird ausführlich erläutert und begründet, um schließlich wieder auf den Begriff der Iden-

12 Im Kontext der queer Thematisierungen wird die Entgegensetzung von Konstruktivismus und Essentialismus problematisiert (vgl. Fuss 1989; Sedgwick 1990). Seidman beispielweise ist ein Autor, der der queer theory zugeordnet werden kann und Identitätskritik vor allem als Instrument gegen essentialistische Identitätspolitik begreift, ansonsten ein poststrukturalistisch begründetes Untergraben von Identitätspolitik als „Anti-Identitätspolitik" ablehnt (vgl. 1993; 1995; 1996).

tität zurückzukommen und den Unterschied zwischen „Identität“ und „Identifikation“ wieder zu untergraben:

„I use ‚identity‘ to refer to the meeting point, the point of *suture*, between on the one hand the discourses and practices which attempt to ‚interpellate‘, speak to us or hail us into place as the social subjects of particular discourses, and on the other hand, the processes which produce subjectivities, […]. Identities are thus points of temporary attachment to the subject positions which discursive practices construct for us. […] The notion that an effective suturing of the subject to a subject-position requires, not only that the subject is ‚hailed‘, but that the subject invests in the position, means that suturing has to be thought of as an *articulation*, rather than a one-sided process, and that in turn places *identification*, if not identities, firmly on the theoretical agenda.“ (Ebd.: 5 f.; Hervorhebung i. O.)

Warum vertauscht Hall den Begriff der Identifikation, der auf die diskursive Hervorbringung einer Subjektposition verweist, mit dem Begriff der Identität, der diesen Verweis nicht beinhaltet? Mehr noch, es werden Foucaults Thematisierungen des Subjekts und des „Verhältnisses zu sich“ in *Der Gebrauch der Lüste* in die Nähe des „Gebiets, […] das zur Problematik der Identität gehört“ (Hall 1996a: 13) gerückt, wenn auch mit der Anmerkung: „Foucault, of course, would not commit anything so vulgar as actually to deploy the term ‚identity‘“ (ebd.). In Halls Argumentation führt die Kontextualisierung Butlers in feministischer Theoriebildung und Politik dazu, ihre Arbeiten „direkt“ an „Fragen der Identität und Identitätspolitik“ zurückzubinden.[13] Obwohl Hall in seinem Text auf die Kritiken an Konzeptionen von Identität und der Subjektkonstitution eingeht und das Problematische daran herausstellt, kommt er letztlich auf die „Frage der Identität“ als „Notwendigkeit“ zurück, da sie von „erheblicher politischer Bedeutung“ sei, und postuliert „Notwendigkeit und ‚Unmöglichkeit‘ von Identitäten“ (ebd.: 16): die „Notwendigkeit von Identitäten“ wird neu begründet. Halls Text demonstriert zweierlei: Erstens die Argumentation, die die „Notwendigkeit von Identität“ oder der „Frage der Identität“ im Politischen verortet, wobei es Hall um die „Logik, in der der rassialisierte und ethnisierte Körper diskursiv konstituiert wird“, geht (ebd.: 16). Zweitens zeigt Halls Text eine bestimmte Vorgehensweise auf, Arbeiten, die sich explizit kritisch mit der Diskusivierung von Identität auseinandersetzen für die

13 „[…] and so is directly recurrent both to the questions of identity and identity politics, and to the question which Avtar Brah’s work posed earlier about the paradigmatic function of sexual difference in relation to other axes of exclusion“ (ebd.: 15).

Begründung der Rede von Identität als „notwendig“ zu vereinnahmen. Dies geschieht, indem eine Lesart eingebracht wird, durch die die kritischen Einwände zum Verschwinden gebracht werden, etwa wenn die theoretische Auseinandersetzung mit Subjektivierungseffekten direkt auf Identitätspolitik zurückgeführt wird (Butler) oder in die Nähe der „Problematik von ‚Identität‘“ gerückt wird (Foucault).

Ein ganz anders motiviertes Vorgehen dieser Art stellt die Vereinnahmung von Identitätskritik von Keupp et al. (1999) dar. Hier wird die „Frage der Identität“ u. a. in einer sogenannten *conditio humana* fundiert (Keupp 1999: 28). Während Hall die „Frage der Identität“ als „unausweichlich“ politisch begründet, sind es für Keupp et al. „sich wandelnde gesellschaftliche Rahmenbedingungen“, „wachsende gesellschaftliche Unübersichtlichkeit, Enttraditionalisierung und Widersprüchlichkeit“, die die Rede von Identität zu einer Notwendigkeit machen (1999: 9). Unter den Bedingungen „neuer Informations- und Kommunikationstechnologien“ (ebd.: 36), der „Individualisierung“ in der „Risikogesellschaft“ (mit Bezug zu Beck 1986), Anforderungen der Mobilität in „fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften“ (mit Bezug zu Walzer 1993), hätten wir es gegenwärtig „eindeutig mit einer ‚heißen Periode‘“ von Enttraditionalisierung und Individualisierung zu tun, wenn auch zugegeben wird, dass Umbruchszenarien „sich durch die Geschichte der Moderne als Dauerbrenner“ ziehen (ebd.: 40). Diese Bedingungen begründen, so Keupp et al., die Notwendigkeit eines Untersuchungsobjekts der „Identitätsarbeit als aktive Passungsleistung des Subjekts“ (ebd.: 60).

> „Identität ist ein ewiges und universelles Problem, das heute in nie dagewesener Schärfe und Verbreitung besteht. Identität ist der Name für ein Problem sowohl des Alltagsmenschen wie auch der diesen Alltag reflektierenden Wissenschaft. Identität ist sowohl der Name für den Lösungsprozeß des gleichnamigen Problems wie auch der Name für die temporären Lösungen des Problems.“ (Ebd.: 70)

Auch in diesem Text wird Identitätskritik vereinnahmt, indem sie darauf reduziert wird, „ideologische Fehlprogrammierungen“ in „Konstruktionen vom Subjekt“ in Frage zu stellen (ebd.: 18). Feministischer Kritik an Eriksons Identitätsbegriff wird eine notorische Unbelehrbarkeit bescheinigt (ebd.: 26), die Infragestellung des „Ideals einer gelingenden Integration von Subjekt und Gesellschaft“ als „kritzistische Entlarvungsmanier“ abgetan. Nachdem die „Frage der Identität“ zu einer *conditio humana* erklärt wurde, reduzieren sich die Möglichkeiten von Kritik (etwa an Eriksons Identitätstheorie) auf die „kritische Überwindung jenes zeit-

spezifischen Postulats nach Passungsformen zwischen Subjekt und Gesellschaft“ (ebd.: 31). Auf diese Weise wird Kritik an den Anforderungen an soziale AkteurInnen, sich selbst zu entwerfen, indem vorherrschende Normen verinnerlicht werden, zum Verschwinden gebracht. Keupp et al. liefern ein Beispiel für das, was im Folgenden als Normalisierung beschrieben wird – der Zwang zur flexiblen Ausrichtung an Normen und die Reproduktion von Normalität. Mit dem Konzept der „Patchwork-Identität“ und „Identitätsarbeit“ wird aus der Norm von „Passung zwischen Subjekt und Gesellschaft“ eine aktualisierte Version geliefert: die „Passungsleistung des Subjekts unter den Bedingungen einer individualisierten Gesellschaft“ (ebd.: 60).

Das Konzept der „Patchwork-Identität“ wurde von Keupp entworfen, um den Anforderungen von Modernisierung und Individualisierung gerecht zu werden, die Individuen mehr Mobilität abverlangen, und deren Identitäten in ihrem biographischen Ablauf weniger durch Stabilität, sondern eher durch Segmentierung und Komplexität gekennzeichnet seien (1989: 55). Insofern handelt es sich sowohl bei dem Konzept der „Pachtwork-Identität“ als auch der „alltäglichen Identitätsarbeit“ um das Vorhaben einer Dekonstruktion „eher statische[r] Identitätsmodelle“ (Keupp et al. 1999: 61). Sicher ist mit Individualisierung und Enttraditionalisierung auch ein Gewinn an Freiheiten verbunden. Auch die Vorstellung von Identität als einem „inneren Kern“ zugunsten eines prozessualen Charakters zu verabschieden (ebd.: 30), ist zu begrüßen. Nur, die Anforderung der „Passungsleistung“ steht auf diese Weise gar nicht mehr in Frage, sondern wird als nicht näher zu begründende Notwendigkeit hervorgebracht.[14] Darüber hinaus wird eine Theorie zur Verfügung gestellt, die die Norm zur Flexibilisierung und Individualisierung

14 Mit Willems und Hahn, auch sie Herausgeber einer Aufsatzsammlung unter dem Titel *Identität und Moderne* (1999), müssen in der Moderne Vorstellungen von der Übereinstimmung von „Individuum“ und „Gesellschaft“ verabschiedet werden. Für die Konzeption vom Individuum als Ganzheit gebe es keine Grundlage, sondern als „Kreuzungspunkt kulturell-er Sinnsysteme“, als „Beziehungsschnittpunkt“ entstehe es in „Kombinationen, die als Ganzheit in keinen einzelnen sozialen Kreis transferiert werden können.“ Das Individuum könne „in keinem der Subsysteme als ganzes kommunikativ eingebracht werden“ (1999a: 14 f.). Auch Handlung könne nicht als identische Einheit gedacht werden: „nicht einmal die zu einem gegebenen Zeitpunkt sich abspielenden materialen Ereignisse [sind] mit sich selbst identisch […]. Sie sind in ihrer Identität durch die jeweils sich anschließenden Folgen in den verschiedenen Systemen jeweils etwas anderes.“ (ebd.: 13). Die Unmöglichkeit einer „Passung“, auch wenn sie als aktive „Passungsleistung“ entworfen ist, zwischen „Subjekt und Gesellschaft“, zwischen den Angehörigen eines definierten kollektiven Zusammenhangs ist demnach konstitutiv für die „Moderne“.

ebenso produziert wie sie darauf reagiert. Das Konzept der „beständige[n], ‚alltägliche[n] Identitätsarbeit'" als einem Prozess der „permanente[n] Passungsarbeit" (ebd.: 30) entspricht den Erfordernissen dieser Norm. Die Ausrichtung sozialer AkteurInnen an diesen Anforderungen kommt aber neuen Formen der Unterwerfung gleich, die gerade in der Flexibilisierung und dem Gebot „permanenter Passungsarbeit" besteht.

Halls Thematisierung stellt demnach ein Beispiel für die Postulierung der „Frage der Identität" als Notwendigkeit des Politischen dar. Dafür müssen jedoch eine Reihe anderer Möglichkeiten von Formen politischer Praxis ausgeschlossen werden. Keupp et al. stellen mit ihrem Beitrag ein Beispiel für die Begründung der „Frage der Identität" als Notwendigkeit in der *conditio humana* selbst dar. Sie muss als „notwendige" Frage, d. h. als Fragestellung von sozialwissenschaftlicher Relevanz, erst begründet werden. Das erfolgt erstens durch die Definition einer sozialwissenschaftlichen als empirischen Fragestellung nach dem ‚Menschen', im Unterschied zu einer philosophischen (ebd.: 31 f.), wodurch generelle Fragestellungen, in diesem Fall die Auseinandersetzung mit der Gegenstandsbestimmung, an eine andere Disziplin delegiert werden. Zweitens liefert der Entwurf eines Krisenszenarios die aktuelle Begründung für die angeblich ewige Frage nach dem „Menschen". Dem ist entgegen zu halten, dass der „Mensch" als Objekt der Wissenschaft als eine historisch spezifische Erscheinung herausgestellt und die Möglichkeiten, ihm auf den „Grund" zu gehen, in Frage gestellt wurden.[15] Die Begründung von Keupp et al. wirft neue Fragen auf statt den Gegenstand zu begründen: Warum sollte dieses von Anfang an zweifelhafte Objekt wissenschaftlicher Untersuchung aktuell zu wissenschaftlichen Erkenntnissen führen? Warum sollte es gerade für die „eindeutig […] heiße Periode" der „Enttraditionalisierung und Individualisierung", in der wir uns scheinbar befinden, zu Erkenntnissen führen? Warum sollte die wissenschaftliche Untersuchung der aktuellen „Identitätssuche" anderes zu Tage fördern als die bereits vorausgesetzte Annahme, dass „wir" uns „immer schon" und „immer noch", und heute besonders dringlich, die „Frage der Identität" stellen?

15 Zu Foucaults „fin de l'homme" in den Humanwissenschaften sowie den Übergang zu einer feministischen Kritik an den Naturwissenschaften vgl. Frietsch (2002). Auf eine poststrukturalistische Kritik an der Figur des „Menschen" weist z. B. Kamper hin, wenn er der „unentwegte[n] Rekonstruktion von Identität in den therapeutischen Sozialwissenschaften und in den sozialwissenschaftlichen Therapien" (1980: 81 f.) das „Konzept einer ‚strikten Ambivalenz'" vorzieht. Den Gegensatz von „Subjekt" und „Objekt" gelte es aufzulösen sowie die „Position im Mittelpunkt der Welt" freizugeben sei (ebd.: 85).

Die Konstruktion der Notwendigkeit der „Frage der Identität" verdankt sich einer Tautologie. In Halls wie in Keupps Text steht im ersten und im zweiten Teil jenes Satzes, der die Rede der Identität begründet, das Selbe: die Rede von Identität ist notwendig, da sie eine Notwendigkeit ist. Es ist so, weil es so ist. Das Postulat von der Unausweichlichkeit der „Frage der Identität" ist in sich selbst begründet. ‚Notwendig' wird die „Frage der Identität", da sie ausschließlich gemacht wird: es gibt nichts anderes, keine anderen politischen Formen, keine anderen Fragestellungen.

Cornel West beschreibt dieses Phänomen in der Rede von Identität mit der Metapher von Leben und Tod. Identität handle von Begehren und Tod, und fungiere wie eine Religion: „identity cuts at that deep existential level where religion resides" (1992: 21). Spivak (1992) findet für diese Ursprungserzählung Derridas Parallelisierung von Geist und Gäschen in *Glas*: Am Grunde von „identity talk" ist die unspektakuläre Körpertätigkeit: „The ontic as fart or belch, the signature of the subject at ease with itself decentred from the mind and the body, which writes its inscription" (Spivak 1992: 797). Wenn die Rede von Identität Metaphysik auf den Plan ruft, dann konterkariert Spivaks Postulat von der Nähe von „Geist" und „Gäschen" dies. Es weist zudem auf die strukturelle Unmöglichkeit, diesen Ursprung begrifflich zu fassen. Wie die Bedeutung des lateinischen Wortes „idem" dem Begriff Identität „Vielheit" und „Wiederholungen" zugrunde legt – und nicht die Bedeutung „gleich" im Sinne von „eins" (ebd.: 774) – so ist der „Furz" beispielhaft für die Unmöglichkeit, zu einem Ursprung zurückzukehren, denn er ist Wiederholung, die nicht identisch ist, etwas, was nicht erwischt, nicht festgemacht werden kann: „A familiar case of the daily failure of the simplicity of ontology. Rather than the idea infinitely repeatable and therefore always identical, the repetition becomes something that cannot be caught" (Spivak 1992: 797).

Es gehe nicht darum, sich über das „Gefühl", einer bestimmten „Herkunft" zu sein, lustig zu machen: „[…] to feel one is from an origin is not a pathology. It belongs to that group of grounding mistakes that enable us to make sense of our lives." (ebd.: 781). Allerdings soll die Rede vom „Ursprung" auf eine andere Ebene gehoben werden, auf die der Institutionen, der Mechanismen und Performativität statt „Erfahrung" als direkte Folge von „Herkunft" zu begreifen (ebd.). Denn das Zurückbiegen auf einen „Ursprung" impliziert auch einen Akt der Gewalt, darin stimmt Spivak mit West überein, wenn sie schreibt: „History slouches in it, ready to comfort *and* kill" (ebd.; Hervorhebung i. O.).

Anders als West und Hall schätzt Spivak allerdings die Möglichkeiten ein, die Rede von „Leben" und „Tod", „Begehren" und „Tod", zum

Ausgang politischen Handeln zu machen. Während Hall Identität als ein „irreduzibles" Konzept aufgrund seiner „Zentralität in Bezug zu Fragen der Handlungsfähigkeit (agency) und von Politik" (Hall 1996: 2) nicht aufzugeben bereit ist, West die Zersplitterung der Linken darauf zurückführt, dass „sie nicht wirksam zu Begehren und Tod gesprochen haben",[16] schlägt Spivak vor, das Politische darin auszumachen, dass man sich der „Identität entkleidet": „I stood in front of the installation stripped, precisely, of my ‚identity'. This is the kind of stripping that must be undertaken together if ethnic identities in the so-called First World are to become culturally and politically productive" (Spivak 1992: 785).

Es gilt, einer Politik zu misstrauen, die mit dem ‚Ursprung' handelt und sich von Ansprüchen, die darin begründet werden, zu distanzieren: „Everything is susceptible for exchange; but commodity is something *made* for exchange. Identity as commodity" (ebd.: 798; Hervorhebung i. O.). Spivak appelliert in diesem Text an die Verantwortung „transnationaler KünstlerInnen in der Dritten Welt", die Nachfrage für „interkulturellen Austausch" nicht zu beantworten (ebd.).

Als Ware werden „Nation" und „Identität" vermittels eines Tauschwerts umgesetzt. Für die Nation sind Frauen „das Mittel jenes Austauschs" (ebd.: 803). Meine Untersuchung wird u. a. aufzeigen, auf welche Weise auch andere als Frauen zum Tauschwert werden in der Rede von Identität, z. B. indem (Weiße) Frauen den Anspruch auf Identität in der Kategorisierung anderer als „primitiv", als „Natur", begründen: so werden diese zum Tauschwert in einem Handel, der Identität (bzw. den Status des ‚Menschen') als Ware hervorbringt.

Das Vorhaben, mit einem sozialkonstruktivistisch oder dekonstruktivistisch geläuterten – um nicht zu sagen: gereinigten – Identitätsbegriff zu arbeiten, ist ein Schwindel, der verdeckt, dass an dem Identitätsbegriff festgehalten wird, da die eigene Rede mit jener Macht ausgestattet wird, die Ursprungserzählungen eigen ist. Die Rede von Identität ist ohne den metaphysischen Gehalt nicht zu haben. Anders gesagt, es ist der metaphysische Gehalt, der die Rede von Identität so verlockend macht, wenn sie zur zwingenden erklärt wird. Zwar legt der Rekurs auf ein dekonstruktivistisches Verfahren und auf eine sozialkonstruktivistische Perspektive nahe, dass der Gebrauch des Identitätsbegriffs einer Entledigung des metaphysischen Gehalts bedarf, gewissermaßen um die Rationalität des Begriffs zu gewährleisten oder herzustellen. Demgegenüber stelle ich die These auf, dass an dem Gebrauch des Identitätsbegriffs nach wie vor festgehalten wird, *da* er Bedeutungen aus dem Be-

16 „Yes, the left is Balkanized; yes, the left is fragmented. The older universalist projects of the left have been shattered – shattered because they did not speak effectively to desire and death" (West 1992: 22).

reich des Metaphysischen und des Religiösen aufruft, da er Ursprungserzählungen ermöglicht.

Identität und Normalität

Im Zusammenhang von queer-politischen und postkolonialen Auseinandersetzungen, die sich auf poststrukturalistische Philosophie beziehen, wird auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die mit Identitätspolitik und der Behauptung einer ursprünglichen Identität einhergeht, dass die Inanspruchnahme einer Ursprungserzählung ausgebeutet wird: sei es durch Nationalismus, sei es durch ökonomische Nutzbarmachung, durch Gen- und Biotechnologie oder für andere politische und wissenschaftliche Zwecke.

In diesem Sinne ist der Einwand Spivaks, wenn sie die Herstellung von „Normalität" in der Rede von nationaler bengalischer Identität beschreibt und postuliert, sich nicht darauf festlegen zu lassen. Für Spivak sind es gerade „feministische Internationalistinnen", die sowohl die Vereinnahmung durch die „Rettungsversuche" des Westen als auch durch den Nationalismus unterminieren (1992).[17] Im Zusammenhang von queer Theoriebildung in den USA wird die Diskursproduktion von Frauen-, Lesben- und Schwulenbewegungen und ihr Beitrag zur Herstellung von Normalität in Frage gestellt. Normalisierung wird als „Schauplatz von Gewalt" angeprangert (Warner 1993: XXVI) und Repräsentationspolitik im Sinne des Multikulturalismus in Frage gestellt, insofern auf diese Weise eine „Verdinglichung von Identität" erfolge (ebd.: XIX).[18] Diese Kritik richtet sich gegen Minderheiten- und Integrationspolitik in der Behauptung einer lesbischen und schwulen (mitunter auch bisexuellen) Identität (Weeks 1995: 230).

Über die Auseinandersetzung mit der Produktion von Bewegungsdiskursen hinaus wird an die Problematisierung von allgemein anerkannten Normen angeknüpft, die, so eine These dieser Arbeit, mit den Dekolonisationen und der Entstehung von sozialen Bewegungen (zunächst in den USA) ermöglicht wurde. Gesellschaftliche Normen wurden in ihrer Machtförmigkeit in Frage gestellt, im Unterschied zur Auffassung von der Funktionalität und Rationalität von Normen, wenn in sozialen Bewegungen die rassistisch und sexistisch segregierte Gesellschaft kritisiert wurde. Insofern stellen queer Problematisierungen von Heteronormativität, Norm der Zweigeschlechtlichkeit und Phallogo-

17 Vgl. a. Spivak (1988) und (1999).

18 Auch Fuss formuliert in ihrem programmatischen Text zu queer theory als Zielsetzung Widerstand gegen „dominante Diskurse" und die Problematisierung der Diskursproduktion im Kontext der Bewegungen sowie des „Schweigens", das damit produziert werde (1991: III f.).

zentrismus, etwa durch Butler (1990; 1993) und Sedgwick (1985; 1990), eine Kontinuität zu den vorangehenden sozialen Bewegungen her. In diesen Zusammenhang wird in dieser Arbeit „Weiße Normativität" gestellt, und als Komplex von Normen, der „Weißsein" privilegiert, bestimmt. Die Kritik an Normativität bezieht sich auf Normen, die sich auf den Körper im weitesten Sinne richten: auf das Aussehen, die Praktiken, das Begehren und die Arbeitsteilung, die am Körper festgemacht wird.

Im Anschluss an Jürgen Links Theorie des Normalismus (1997) wird Kritik an Normativität und Normalisierung auf die zwei normalistischen Strategien bezogen, die Link analysiert. „Normalität" wird demzufolge als eine graduellen Kategorie bestimmt und „normative Norm" oder „Normativität" als „quasi-juristische Norm", die qualitative Unterscheidungen und Vergleiche bedinge (Link 1997: 22 f.). Während „Normalität" oder „Normalisierung" als kennzeichnend für die Moderne gelten und auf Verdatung und Industrienorm basieren, seien normative Normen für alle Gesellschaften zu beobachten. Unter Normativität fasst Link das, was unter die soziologische Definition von Normen als Verhaltensanforderungen fällt.

Der Begriff der Normalisierung bezieht sich auf die Norm als Form von Macht, die sich Foucault zufolge seit dem 17./18. Jahrhundert als Norm der Disziplin auf die Körper und seit dem 19. Jahrhundert zudem als Norm der Regulierung auf die Bevölkerung richtet. Zusammen bringen sie Techniken der Individualisierung und der Regulierung (von Bevölkerung und Bevölkerungsgruppen, bzw. des ‚Menschen') hervor. Normalisierung bedeutet, dass Normen zunehmend gesellschaftlichen Austausch organisieren, indem sie mehr und mehr Gebiete umfassen (erzieherische und therapierende Praxis, ökonomische und technische Rationalisierung, grammatische Normen, Industrienormen, Normen im Gesundheitswesen, in der Armee etc.).[19] Foucaults Analyse von Subjektivierungsweisen erfordert es, das Ideal der Individualisierung und der „Suche nach Identität" als Modus der Unterwerfung zu untersuchen. Die Suche nach der Wahrheit des Selbst im „Sex" erfolgt im Geständnis, das Foucault als „Diskursritual" definiert, „in dem das sprechende Subjekt mit dem Objekt der Aussage zusammenfällt" und außerdem ein Machtverhältnis zu einer Instanz impliziert, die das Geständnis zwingend macht (1995 [1976]: 79 f.). Wobei sich im „Sex" jene Technologien verbinden, die die modernen Gesellschaften als Normalisierungsgesellschaften bedingen: Disziplinartechnologien und Regulierungstechnologien (Foucault 1992b [1976]). Die Rede von Identität als Effekt von

19 Vgl. Ritter (1984: 926 ff.); vgl. 5.3.

Normalisierung zu untersuchen, bedeutet demnach: die Anforderung, durch die es den Einzelnen auferlegt ist, sich selbst zu „entwerfen", indem Normen verinnerlicht werden, als Form der Unterwerfung zu begreifen. Links Theorie des Normalismus geht darüber hinaus. Seit dem Ersten Weltkrieg, und umfassender seit den 1950er Jahren, gehe mit dem Normalismus die Anforderung an soziale AkteurInnen einher, sich an wissenschaftlich definierten, ständig erneuerten Normen und Standards flexibel auszurichten. Die „Frage der Identität", deren Aufkommen in den Vereinigten Staaten seit den 1950er Jahren in dieser Studie diskursanalytisch rekonstruiert wird, wird in diesem Sinne als Effekt des Normalismus analysiert.

Hark hat lesbische Identitätspolitik im Sinne von Technologien des Selbst und des *gouvernement*, die Selbst-Führung und Führung durch andere beinhalten, untersucht (1996). Im Anschluss an Link analysiert sie Subjektformierung im Sinne von Normalisierung (Hark 1999). Hark definiert dabei die „Norm […] als Scharnier zwischen Techniken der Disziplin […] und Techniken der Regulierung" sowie als „Matrix, die Intelligibles von Verworfenem trennt" (1999: 77). Als regulierendes Ideal schaffe sie so die Differenz zwischen „sinnhaften" und „nichtsinnhaften" Subjekten. Hark fasst diese Differenz im Sinne einer „Klassendifferenz" zwischen „devianten Subjekten" und „erkennenden, ‚normalen' Subjekten", die sich auf diese Weise selbst definierten (ebd.: 80). Engel hat diese Konzeption in ihrer Studie über queer/feministische Politik aufgegriffen und das „Ineinandergreifen von rigider Normativität und flexibler Normalisierung" als „Normalitätsregime" bestimmt (2002: 76).

Diese Darstellung macht deutlich, dass der Begriff der Norm in dieser Untersuchung über die soziologische Definition von sozialen Normen als historisch spezifischen Verhaltensregeln oder „Verhaltensanforderungen", die Regelmäßigkeit des Verhaltens für wiederkehrende Situationen ermöglichen[20], hinaus geht. Foucaults Untersuchungen stellen die Aktualität von Normalisierung heraus, die in der Verbindung sozialer Normen mit „regulativer Vernunft" (Dreyfus/Rabinow 1994 [1982]: 301) besteht, und deren Existenz, jedenfalls für Gesellschaften westlicher Industrienationen, beschrieben werden kann. Die Begründung von Normen in Religion, Recht und Wissenschaft führe zur Suche nach der „Wahrheit unserer Begehren", zur „Verstrickung in uns selbst und zu unserer Lenkung durch ein normalisierendes Gestränge von Gesetz und Medizin" (ebd.: 299). Die Suche nach einem tiefen Selbst als Effekt von Normalisierung zu analysieren, heiße, sie als historische Konstruktion

20 Spittler (1967: 14), zit. n. Lamnek (1989: 469).

auszuweisen, durch die die Hervorbringung von Subjekten in einer „regulativen, instrumentellen Vernunft“ begründet wird (ebd.: 302). Während die Analyse Foucaults und Dreyfus'/Rabinows den Staat als Instanz regulativer Rationalität voraussetzt, wäre aktuell zu fragen, inwiefern darüber hinaus die Bedingungen neoliberaler Ökonomie jene Verbindung von Normen mit regulativer Vernunft begründet. AutorInnen der queer Theorie machen selbstkritisch darauf aufmerksam, dass die Problematisierungen von Geschlechtlichkeit im Sinne von Konstruiertheit und Performativität, die Instabilität und Möglichkeit der Veränderbarkeit sowie die Unterschiedlichkeit wie Vielfältigkeit von Geschlechtlichkeit und Sexualität historisch einhergehen mit den Anforderungen von Individualisierung und Flexibilität im Zuge gesellschaftlicher Umstrukturierungen durch neoliberale Ökonomie (Engel 2002).[21] Anknüpfend an Foucaults Begriff der Gouvernementalität werden inzwischen sowohl politische Praxen als auch die Anforderung des Selbstentwurfs, die auch im Zusammenhang sozialer Bewegungen hervorgebracht wurde, daraufhin untersucht, inwiefern sie den Bedingungen neoliberaler Ökonomie sowie den Veränderungen des (Wohlfahrts-) Staats entsprechen.[22]

Die Rede von der scheinbar freien und selbstverantwortlichen Konstruktion von Identität – die Explosion der Rede von Identität, kann vor dem Hintergrund verstärkter Individualisierungsanforderungen im Neoliberalismus als funktional gedeutet werden. Dass MigrantInnen, Lesben und Schwule zuweilen als beispielhaft für diese Leistung des Selbstentwurfs analysiert werden, lässt auch auf die Anforderungen der Normalisierungsmacht rückschließen.[23] Es verweist auf die Ambivalenz der Nor-

21 Vgl. außerdem Genschel 1996; 1997; Hark 2000. Engel gibt einen Überblick der Arbeiten von Henessy (1995; 2000) und Evans (2000) über den Zusammenhang von queer/feministischer Politik und neoliberaler Ökonomie (2002: 199 ff.).

22 Vgl. dazu den von Pieper und Guttiérez Rodríguez herausgegebenen Band (2003), in dem Beiträge zu feministischer Politik (Marugán Pintos/Vega Solis), queer/feministischer Theorie (Engel), internationaler Bevölkerungspolitik (Schultz), Geschlechterverhältnisse und Neoliberalismus (Pühl), Ethnisierung (Gutiérrez Rodríguez) und „Schwarzer community“ (Tate) enthalten sind.

23 So kritisiert z. B. Gümen (1996) die Darstellung von Migrantinnen als „Pionierin der Moderne“, als Vorreiterin moderner Individualisierungsprozesse, in bundesdeutscher Frauen- und Migrationsforschung. Diese Kritik weist auf die Problematik hin, dass aktuelle gesellschaftliche und ökonomische Bedingungen individualisierte, flexible Individuen erfordern, die in sozialwissenschaftlichen Texten auch hergestellt werden. In diesem Sinne kann auch die These von Knoll/Reisbeck hinterfragt werden, der zufolge Lesben und Schwule und ihre Lebensformen gewissermaßen Modellcharakter für „postmoderne Identität“ hätten (1993: 203). Dass soziale

malisierung: einerseits zu vereinheitlichen und bestehende Machtunterschiede zu nivellieren, andererseits andere Hierarchisierungen zu schaffen oder bestehende zu reproduzieren. Die „Frage der Identität“ stellt sich auch unter dem Vorzeichen der Befreiung offenbar vorwiegend MigrantInnen, Schwulen und Lesben. Die Kritik aus postkolonialen und queer Ansätzen auf die Diskursivierung von Identität zu beziehen, bedeutet demnach nicht nur auf der Konstruiertheit von Identitätsbegriffen zu bestehen, sondern die Verbreitung und Vervielfältigung der Rede von Identität als Effekt von Normalisierung zu analysieren.

AkteurInnen zu VorreiterInnen von Individualisierung stilisiert werden, hat auch zur Konsequenz, dass sie als besonders „brauchbar“ für veränderte Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt entworfen werden, dass sie für die Anforderungen von Prekarisierung und Intensivierung der Produktionsweisen, die sich aktuell durchgesetzt zu haben scheinen, „nutzbar“ sind. Was unter Identität als Fähigkeit gehandelt wird, „sich“ immer wieder neu zu konstruieren, kann so als Wirkung veränderter Produktionsweisen und nicht ausschließlich als „Befreiungstheorie“ aufgefasst werden.

2. Konzeption und Vorgehensweise

Das Vorhaben einer Wissenschaftskritik gründet in der Prämisse, dass Begriffe nicht lediglich deskriptiv sind, sondern jene soziale Realität auch generieren, die sie zu beschreiben vorgeben, indem sie als Klassifizierungsinstrumente spezifische Wahrnehmungsweisen und Einteilungen sozialer Phänomene schaffen. Für die sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die soziale Realitäten „untersuchen", indem allererst Fragestellungen und Problemdefinitionen bestimmt werden, ist die Auseinandersetzung mit Problematisierungsweisen sozialer Phänomene deswegen zentral.[1] Insofern dabei eine Untersuchung von Begriffen als Erkenntnisinstrumenten stattfindet, handelt es sich um eine wissenschaftstheoretische Untersuchung.[2] Die kritischen Auseinandersetzungen mit den Be-

1 Die Untersuchung der disziplinären Wissensproduktion wird mitunter unter den Begriff einer „reflexiven" Wissenschaft gefasst. Zu nennen wären etwa Bourdieu/Wacquant (1996), die eine „reflexive Anthropologie" entwerfen. Dabei erfordert Bourdieus „Soziologie der Soziologie" (ebd.: 103) die Untersuchung der sozialen Bedingungen der Produktion von Wissenschaft, D. h. der Kämpfe von sozialen AkteurInnen in bestimmten Feldern (dazu zählen u. a. wissenschaftliche Felder) und ihrer Stellung in diesen Feldern sowie in einem hierarchisch strukturierten, mehrdimensionalen sozialen Raum (vgl. a. Bourdieu 1987; 1988). Davon zu unterscheiden ist Keupps Konzeption einer „reflexiven Sozialpsychologie", die sich an Becks und Giddens' Definitionen der „reflexiven Moderne" orientiert. Der Terminus bezieht sich auf Anforderungen einer „reflexiven Modernisierung", denen in der Sozialpsychologie Rechnung getragen werden müsste (Keupp 1994b: 241), wenn auch die Einbeziehung z. B. „postmoderner" und feministischer „Reflexionen" oder „Reflexivität" gegenüber der Sozialpsychologie eine wissenschaftstheoretische und historisierende Absicht erkennen lässt (Keupp 1994a: 16 ff.).

2 Der Begriff „Wissenschaftstheorie" wird z. B. von Seiffert als „Erörterung der Grundlagen und Methoden der Wissenschaft" definiert. Der allgemeine Begriff beinhalte allerdings „immer genau lokalisierbare ‚Richtungen'

dingungen der Hervorbringung von Begriffen, die aus sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen und Dekolonisationsbewegungen heraus entstanden sind, sind der Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung.[3] In diesen Ansätzen ist Wissenschaftstheorie Kritik an Machtverhältnissen.

2.1 Kritik – Wissenschaftskritik

Die Wissenschaftskritik, die hier entwickelt wird, stützt sich u. a. auf feministische Wissenschaftskritik und das Postulat einer „epistemologischen Revolution", wie es z. B. von Harding vorgebracht wurde (Harding 1983b: 311). Diese erfordere die Untersuchung der historischen Bedingungen, die erstens das Auftauchen des „sex/gender system" ermöglicht hätten, sowie der erkenntnistheoretischen Bedingungen in den Wissenschaften, die eine ‚Geschlechterblindheit' bis dahin bewirkt hätten. Ihre Forderung lautete: „We must root out sexist distortions and perversions in epistemology, metaphysics, methodology and the philosophy of science – in the ‚hard core' of abstract reasoning thought most immune to social values" (Harding 1983a: IX). Für feministische Wissenschaft stehe eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit vorgeblich abstrakten, von sozialen Werten ausgenommenen Instrumenten des Denkens und Erkennens an. Was damit in Frage gestellt wurde, war die Annahme von Neutralität und Machtfreiheit von erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundlagen in den Sozialwissenschaften, indem die Kritik auf deren Abstraktheit zielte, die gesellschaftliche Machtverhältnisse und Bewertungen in „sexistische Verdrehungen und Perversionen" eingehen lasse.

Für Harding resultierte daraus der Anspruch auf eine „feministische Wissenschaftstheorie", die auf einem „feministischen Standpunkt" basiert (Harding 1983b: 321). An die Stelle einer „unendlichen Vision", die durch Distanzierung des Wissenssubjekts „im Interesse ungehinder-

oder ‚Schulen'", so dass er nicht auf eine bestimmte Schule reduziert werden könne. Vielmehr sei ca. seit den 1970er Jahren von einem umfassenden Begriff auszugehen, demzufolge „Theorien aller Art über Wissenschaftsbereiche aller Art" als Wissenschaftstheorie bestimmt werden könnten (1989: 461 f.).

3 Joyce Ladner hat 1973 in dem Band *The Death of White Sociology* eine Reihe von Texten herausgegeben, die als wissenschaftskritische Texte gelten können. Es werden darin erkenntnistheoretische Grundlagen der Soziologie untersucht, indem rassistische Prämissen in Theorien und Fragestellungen herausgearbeitet werden. Darüber hinaus sind darin wissenschaftshistorische Erörterungen enthalten. Vgl. dazu 6.2.3.

ter Machtausübung“ sei (1995 [1988]: 80 ff.), setzt Haraway „situiertes Wissen“. Als eine „partiale Perspektive“ steht diese für eine „feministische Objektivität“ im Sinne von „Verortung und Verkörperung von Wissen und gegen verschiedene Formen nicht lokalisierbarer und damit verantwortungsloser Erkenntnisansprüche“: „Identität, einschließlich Selbstidentität, produziert keine Wissenschaft, kritische Positionierung produziert – ist – Objektivität. […] Der göttliche Trick ist selbstidentisch, und wir haben dies fälschlicherweise für Kreativität und Wissen, sogar für Allwissenheit gehalten.“ (ebd.: 87).

Ausgangspunkt für diese wissenspolitische Vorgehensweise sind, Haraway zufolge, „Netzwerke unterschiedlicher Positionierungen“, für die die Annahme eines feministischen Standpunkts zu singulär sei. Die Zielsetzung feministischer Standpunkttheorie, „eine Epistemologie und Politik engagierter, verantwortlicher Positionierung“, bleibe jedoch „ausgesprochen wichtig“ (ebd.: 90). Eine wissenschaftliche Revolution, wie Harding sie einfordert, mache es zudem notwendig, die Kämpfe um legitime Sichtweisen als deren Bedingung zu thematisieren: „Kämpfe darüber, was als rationale Darstellung der Welt gelten darf, sind Kämpfe über das *Wie* des Sehens. Bedingungen der Vision wären dann: die Wissenschaftsfrage im Kolonialismus, die Wissenschaftsfrage im Extremismus […], die Wissenschaftsfrage im Feminismus zu stellen.“ (ebd.: 88; Hervorhebung i. O.). Schließlich gelte es, passive „Kategorien von Wissensobjekten“ zu aktivieren, indem „die ideologischen Dimensionen von ‚Faktizität‘ und dem ‚Organischen‘ in eine sperrige Entität […] [des] materiell semiologischen Akteur[s]“ übersetzt würden (ebd.: 95 f.).[4]

Wenn im Folgenden auch nicht die Forderung nach einer spezifischen „queer“ oder „postkolonialen“ Methode aufgestellt wird, so soll dennoch anschließend an Hardings und Haraways Überlegungen zu feministischer Wissenschaft die folgende Untersuchung als Wissenschaftskritik entworfen werden. Daraus ergibt sich erstens die Frage nach den historischen Bedingungen der Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Begriffs „Identität“. Anders als Harding wird hier aber nicht davon ausgegangen, dass diese Bedingungen die Wirklichkeit „verstellen“, die wieder freigelegt werden müsste, wie das obige Zitat nahe legt,[5] sondern dass diese Bedingungen den Gebrauch eines sozialwissenschaftlichen Begriffs wie „Identität“ ermöglichen. Zweitens folgt

4 Auch Harding hat ihre Standpunkttheorie pluralisiert (vgl. z. B. 1986; 1993).

5 Auch der Titel „Discovering Reality“ des von Harding und Hintikka herausgegebenen Bandes impliziert, dass die Wirklichkeit „verdeckt“ wäre und mit angemessenen Methoden „entdeckt“ werden könnte.

daraus das Prinzip einer situierten Wissensproduktion: Ausgehend von bestimmten theoretischen Ansätzen wird eine Untersuchung der Rede von Identität vorgenommen. Drittens ist mit diesem Vorhaben die Zielsetzung einer „epistemologischen Revolution" verknüpft, insofern mit dieser Untersuchung die problematischen Bedingungen der Rede von Identität herausgearbeitet werden sowie die Kämpfe um Repräsentationsformen und legitime Thematisierungen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen seit der Herausbildung sozialer Bewegungen. Schließlich sollen so die Voraussetzungen für andere Formen der Thematisierung und Untersuchung von Sexismus und Rassismus als Machtverhältnissen geschaffen werden sowie Möglichkeiten, der sexistischen wie rassistischen Abwertung entgegenzuwirken.

Die gegenseitige Bedingtheit von „Macht" und „Wissen" zu untersuchen, ist Inhalt von Foucaults „Kritik". Kritik als „Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden" (Foucault 1992a: 12), als Bewegung, in der „die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin" befragt wird, als „Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit" mit der „Funktion der Entunterwerfung" (ebd.: 15) ist die Grundlage für die hier zu formulierende Wissenschaftskritik. Der „Nexus von Macht-Wissen" als „Analyseraster" stellt eine Form zur Untersuchung eines „System[s] der Akzeptabilität" dar (ebd.: 32 ff.). „Wissen" ist definiert als Bezeichnung für „alle Erkenntnisverfahren und -wirkungen [...], die in einem bestimmten Moment und in einem bestimmten Gebiet akzeptabel sind". „Macht" umfasst „definierbare und definierte Mechanismen, die in der Lage scheinen, Verhalten oder Diskurse zu induzieren".

Die Archäologie erlaubt die Rekonstruktion von „Akzeptabilitätsbedingungen" eines bestimmten Systems, indem das ereignishafte Erscheinen dessen, was von Foucault „Positivitäten" genannt wird, zum Ausgangspunkt der Analyse genommen wird. In Abgrenzung zu einem erkenntnistheoretischen Vorgehen, mithilfe dessen „Legitimität" und „Wahrheit" untersucht werden (ebd.: 31 f.), sollen hier die Bedingungen und Strategien analysiert werden, die eine bestimmte Wissensform oder ein bestimmtes Wissenschaftssystem „akzeptabel" machen. Die Genealogie ermöglicht die Untersuchung von Machtverhältnissen. Es geht dabei um eine Analyse von gegenseitigen Bezügen, Verkettungen und zirkulären Bewegungen als „Kausalnetz", als deren Effekte die Positivitäten erscheinen, im Gegensatz zu der Annahme eines einzigen Ursprungs (ebd.: 36 f.). In ihrer Situiertheit ist die genealogische Untersuchung der feministischen Wissenschaftskritik vergleichbar: sie ist „perspektivisches Wissen", „dieser Blick [weiß], von wo aus er blickt und worauf er blickt" (Foucault 2000 [1971]: 82). Die Wissenschaftskritik orientiert sich insofern an der Genealogie, da die Produktion von Wahr-

heitseffekten durch die Konstitution von bestimmten Diskursen als Effekte von Machtkämpfen und den Regeln, die aus diesen hervorgehen, analysiert werden.

2.2 Die Rekonstruktion von Wissen

Die Archäologie ist für den Entwurf einer Wissenschaftskritik eine Untersuchungsweise, die geeignet ist, bestimmte Fragestellungen feministischer Wissenschaftstheorie aufzugreifen. Hardings Frage „Why has the sex/gender system become visible only now?" zielt auf die Untersuchung von historischen Bedingungen wie nach den Verschiebungen und Veränderungen innerhalb der Sozialwissenschaften, die das Auftauchen des „sex/gender system" ermöglichten. Die Archäologie als Form der Untersuchung wird von Foucault von der Ideengeschichte abgegrenzt. Daraus erklärt sich das archäologische Interesse für Diskontinuitäten im Gegensatz zur Konstruktion von Kontinuitäten über historische Transformationen hinweg, was gleichzeitig die Konstruktion eines gemeinsamen Ursprungs und Ziels zur Folge hat, das heißt die Homogenisierung bestimmter Phänomene zugunsten einer einheitlichen Entwicklung. Kammler weist auf Ähnlichkeiten zu Bachelards und Kuhns Wissenschaftstheorien hin. Während bei Bachelard die Diskontinuität von Erkenntnisprozessen („epistemologischer Bruch", „epistemologische Hindernisse") durch Rationalität produktiv gemacht werde, seien es bei Kuhn innertheoretische „Anomalien", die zu „Paradigmenwechseln" und auf diese Weise zu einer Festsetzung neuer Regeln und wissenschaftlicher „Normalität" führten (Kammler 1986: 113 f.). Foucaults Vorschlag, Diskontinuitäten zu untersuchen – statt Geschichte als kontinuierliche Entwicklung zu entwerfen – ist in der Auffassung begründet, dass diese „Brüche" als „Modifizierung der Regeln, nach denen Aussagen entstehen, die als wissenschaftlich wahr anerkannt werden" eine „neue Ordnung des Diskurses und des Wissens" anzeigen (Foucault 1978a: 25 f.). Foucaults Archäologie unterscheidet sich jedoch u. a. darin von Bachelards Epistemologie, so Kammler, dass sie nicht die Legitimität von Theorien und ihren Aussagen auf ihren „Wahrheitsgehalt" oder ihre „Wissenschaftlichkeit" untersucht. Die Prämisse von der wissenschaftlichen Rationalität wird demnach nicht aufrechterhalten. Vielmehr geht es in der Archäologie um die Beschreibung und Untersuchung von „Wissenschaft" als innerdiskursivem Effekt (Kammler 1986: 115).

„Wahrheit" ist in Foucaults Auffassung nicht eine objektive Tatsache, die zu entdecken eine Aufgabe von wissenschaftlichen Untersu-

chungen wäre. Vielmehr gibt es eine „Ordnung der Wahrheit, die für die Struktur und das Funktionieren unserer Gesellschaft fundamental ist." In diesem Sinne ist von einer „‚politische[n] Ökonomie' der Wahrheit" die Rede, die das Funktionieren von „Wahrheit" als Effekt von Machtverhältnissen im Unterschied zu der Auffassung von „Wahrheit" als Ergebnis von Erkenntnisprozessen charakterisiert. „Wahrheit" wird von wissenschaftlichen Diskursen und Institutionen hervorgebracht, sie korrespondiert politischen und ökonomischen Anforderungen, wird in unterschiedlichen Formen verbreitet, vor allem aber über „Erziehungs- und Informationsapparate", wird von wenigen politischen und ökonomischen Apparaten, wie Universität, Armee, Medien etc., kontrolliert (1978a: 51 ff.). Für eine Wissenschaftskritik geht es folglich darum, diese Verflechtungen von „Wahrheit" und „Macht" zu untersuchen, was zur Folge hat, dass „Wahrheit" nicht außerhalb von gesellschaftlichen Machtbeziehungen zu sehen ist. Eine weitere Folge ist, dass eine Analyse nicht ausschließlich werk- oder wissenschaftsimmanent ist, sondern die jeweiligen historischen Entstehungsbedingungen von wissenschaftlichen Theorien und Modellen werden zum Untersuchungsobjekt. Gleichzeitig werden die gegenseitigen Beziehungen, in denen wissenschaftliche Felder, die verschiedenen Theorien und Modelle zueinander stehen, und die Regeln, die manche als „wahr" definieren, als Effekte von Kämpfen um Macht verstanden. Daran anschließend ist eine Aufgabe von Wissenschaftskritik, das Ensemble von Regeln, das die Unterscheidung von „wahr" und „falsch" bedingt, zu rekonstruieren sowie die Machtwirkungen, die davon ausgehen.

Zusammenfassend können folgende Prinzipien der Archäologie festgehalten werden, die in einen Entwurf von Wissenschaftskritik eingehen können. Es geht in der Archäologie *erstens* darum, Diskurse „als bestimmten Regeln gehorchende Praktiken" zu definieren (Foucault 1981 [1973]: 198). Das heißt, es wird nicht auf die Interpretation von Bedeutungen abgestellt, die „hinter" einem Diskurs vermutet werden, sondern bestimmte Erscheinungen als Praktiken aufgefasst, die nach spezifischen Regeln einen Diskurs konstituieren. Das hat zur Konsequenz, dass nicht die „Wahrheit" oder „Wissenschaftlichkeit" einer Theorie oder eines wissenschaftlichen Modells überprüft wird, sondern die hier konzipierte Wissenschaftskritik versteht sich als Untersuchung von innerdiskursiven Effekten, die von wissenschaftlichen Theorien hergestellt werden. Dieses Prinzip beschreibt eine erste Aufgabe der archäologischen Wissenschaftskritik, nämlich einen Diskurs zu konstruieren, der von spezifischen Regeln bedingt ist. Es kann also nicht das Vorhandensein eines Diskurses im Sinne eines Dokumentes konstatiert werden, sondern ausgehend von bestimmten Erscheinungen, von „Aus-

sagen“ und „Positivitäten“, werden die Regeln, die sie ermöglichen, rekonstruiert.[6]

Dennoch stellt die Archäologie keine Kontinuität her zwischen Diskursen oder Diskursen und einem angenommenen Ursprung, hinter der Widersprüche verschwinden. Es wird *zweitens* die Spezifität von Diskursen definiert, indem von der Beschreibung von Diskontinuitäten ausgegangen wird. Allerdings geht es um die Beschreibung von mehreren *Transformationstypen*, etwa die Elemente eines Formationssystems, deren gegenseitige Beziehungen und Formationsregeln (Foucault 1981 [1973]: 245). Auch geht es *drittens* nicht um eine ausschließliche Untersuchung von bestimmten Werken, sondern um die Definition von Regeln und Praktiken, die sie bedingen, ohne sich auf sie zu beschränken. Schließlich wirkt die Archäologie als „regulierte Transformation dessen, was bereits geschrieben worden ist“ (ebd.: 200). Demnach verbindet sich v*iertens* mit der Archäologie explizit der Anspruch auf eine Veränderung von Diskursen, indem auf der Ebene des Gesagten eingegriffen wird. Wissenschaftskritik versteht sich in diesem Sinne als Gesellschaftskritik.

Elemente der archäologischen Untersuchung

„Das niemals vollendete, niemals restlos vollzogene Hervorbringen des Archivs bildet den allgemeinen Hintergrund, zu dem die Beschreibung der diskursiven Formationen, die Analyse der Positivitäten, das Ermitteln des Aussagefeldes gehören. Das Recht der Wörter – das nicht mit dem des Philosophen zusammenfällt – gestattet also, diesen Untersuchungen den Titel *Archäologie* zu verleihen. Dieser Ausdruck fordert nicht zur Suche nach irgendeinem Anfang auf; er rückt die Analyse nicht in verwandtschaftliche Nähe zu Ausgrabung oder geologischer Sondierung. Er bezeichnet das allgemeine Thema einer Beschreibung, die das schon Gesagte auf dem Niveau seiner Existenz befragt: über die Aussagefunktion, die sich in ihm vollzieht, über die diskursive Formation, zu der er gehört, über das allgemeine Archivsystem, dem er untersteht. Die Archäologie beschreibt die Diskurse als spezifizierte Praktiken im Element des Archivs.“ (Foucault 1981 [1973]: 190; Hervorhebungen i. O.)

Diese Charakterisierung der archäologischen Untersuchung beinhaltet gleichzeitig eine Beschreibung des Untersuchungsgegenstandes der Archäologie und der Elemente, aus denen er sich zusammensetzt: diskursive Formationen, Positivitäten, Aussagefeld und Archiv. Außerdem wird die Vorgehensweise als eine Beschreibung und Befragung des „schon Gesagte[n] auf dem Niveau seiner Existenz“ bestimmt. *Diskurs* oder *diskursive Formation* wird von Foucault als „eine Menge von Aus-

6 Vgl. Bublitz 2001: 233; 246.

sagen, die dem gleichen Formationssystem zugehören", definiert (Foucault 1981 [1973]: 156). Über das Verhältnis von Diskurs und Aussage schreibt Foucault weiter: „Was als ‚diskursive Formation' definiert worden ist, skandiert die allgemeine Ebene der gesagten Dinge auf der spezifischen Ebene der Aussagen." Der Diskurs „wird durch eine begrenzte Zahl von Aussagen konstituiert, für die man eine Menge von Existenzbedingungen definieren kann" (ebd.: 169 f.). Die Archäologie als Analyse einer diskursiven Formation entspricht folglich einer Analyse auf der Ebene der Aussagen: „Die Analyse der Aussage und die der Formation werden korrelativ erstellt" (ebd.).

Die historisch verorteten Formationsregeln der Aussagen definiert Foucault als *diskursive Praxis:*

> „[Die] ‚diskursive Praxis' […] ist eine Gesamtheit von anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben." (Ebd.: 171)

Der Terminus „diskursive Praxis" weist darauf hin, dass unter diskursiver Formation nicht ein ausschließlich sprachliches Phänomen zu verstehen ist. Foucault stellt die Forderung, Diskurse „als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen" (ebd.: 74). Diskursive Praktiken werden von diskursiven Beziehungen hergestellt. Da Diskurse nichts ein für allemal Feststehendes, Unveränderliches, Dokumente sind, müssen sie permanent hergestellt werden. Dies geschieht, indem diskursive Beziehungen gebildet werden zwischen dem Niveau der diskursiven Formationen und der Aussagen, zwischen diskursiven und nichtdiskursiven (bzw. einen anderen Diskurs konstituierenden) Praktiken. In diesem Sinne ist von der „Mobilität des Formationssystems" die Rede: die Elemente,[7] die zueinander in Beziehung gesetzt sind, können sich verändern, während das

7 Foucault führt hier das Beispiel der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts als diskursive Praxis an. Als Elemente werden Kriminalrechtssprechung, Demographie, Nachfrage nach Arbeitskräften, juristische Bedingungen der Internierung genannt, die durch die diskursive Praxis der Psychiatrie zueinander in Beziehung gesetzt werden. Zwar gab es Veränderungen der Elemente im 19. Jahrhundert, aber die Psychiatrie als Formationssystem hat durch diese Transformationen hindurch „eine Gesamtheit von Beziehungen hergestellt", ist sich also gleich geblieben (ebd.).

Formationssystem gleich bleibt; die Gebiete,[8] werden transformiert, indem sie durch diskursive Formationen zueinander in Beziehung gesetzt werden (ebd.: 109 f.). Folglich kann ein spezifischer Diskurs definiert werden, wenn diskursive Beziehungen ausgemacht werden können, durch die er hergestellt wird. Transformationen von Diskursen wiederum sind an Transformationen von diskursiven Beziehungen festzumachen (ebd.: 246 f.).

Außerdem verweist der Begriff „diskursive Praxis" auf die Produktivität von Diskursen. Bublitz zufolge fungieren Diskurse als „Ordnungsfunktionen", indem sie als „Instrumente gesellschaftlicher Differenzierungen" die Steuerung gesellschaftlicher Prozesse bedingen (Bublitz 1999: 12). Dabei ist sowohl der dynamische als auch der statische Charakter von Diskursformationen zu betonen (ebd.: 12).[9] Demzufolge wird „[s]oziale Wirklichkeit [...] nicht in Diskursen *repräsentiert*, sondern Diskurse *konstituieren*, eingebunden in ein komplexes Kräftediagramm, gesellschaftliche Sinn-Ordnungen und -Unordnungen, deren Effekt – nicht Ausgangspunkt – ein sinnhaft handelndes Subjekt ist" (ebd.: 13; Hervorhebungen i. O.).

Dass Diskurse produktiv sind, ist auch in dem Begriff *Problematisierung* enthalten. In der Untersuchung über die „Wahrheitsspiele", in denen sich „das Menschenwesen als Begehrensmensch erkannt und anerkannt" hat, bringt Foucault den Begriff der Problematisierung auf. Folgende Fragestellung leite sich davon ab: „die Bedingungen zu bestimmen, in denen das Menschenwesen das, was es ist, was es tut und die Welt, in der es lebt, ‚problematisiert'." Die Beschreibung von „Selbsttechniken" und einer „Geschichte der Wahrheit" erfordere die Untersuchung von „Problematisierungen, in denen das Sein sich gibt als eines, das gedacht werden kann und muss" (Foucault 1989 [1984]: 18 f.). Klöppel weist darauf hin, dass Problematisierungen „aktive Prozesse" darstellen. Im Anschluss an Foucault (1994 [1984]: 597 f.) stellt sie heraus, dass sie „eine Situation der Verunsicherung bestimmter regulierender Praktiken" reflektierten und eine „strategische Öffnung für eine Neuanpassung der regulierenden Praktiken" bewirkten durch „die Fixierung anderer Praktiken als nicht-problematisierte" (Klöppel 2002: 139). Diese Lesart richtet sich gegen die Bestimmung eines Gegensatzes von „Problem" und „Problematisierung", wodurch als „objektiv" definiertes Problem erscheint, was nicht als Effekt von Problematisierungen ausgemacht wird. Der Begriff der Problematisierung ist geeignet, als

8 Als Beispiel wird hier die Veränderung des Gebietes „Krankenhaus", das eine Transformation erfahren hat, nachdem es „durch den klinischen Diskurs mit dem Laboratorium in Beziehung gesetzt worden war" (ebd.).

9 Vgl. auch Bublitz 2001: 226 f.; 2003: 79 ff.

Auseinandersetzungen zu begreifen und zu untersuchen, was seit den 1950er Jahren (zunächst in den Vereinigten Staaten) als „Problem der Identität", „Frage der Identität", und dem verwandt als „Geschlechterfrage" oder „race question", Verbreitung findet.[10] Die Redeweise „die Frage von" wird in dieser Studie als Feld der Auseinandersetzung bestimmt, dessen Regelhaftigkeit durch die archäologische Untersuchung rekonstruiert werden soll.

Für Foucault bedingen diskursive Praktiken nichtdiskursive Praktiken. Am Beispiel des medizinischen Diskurses wird dargelegt, wie diskursive Praktiken einen Diskurs als solchen hervorbringen, indem sie die Bündelung verschiedener Elemente in einer spezifischen Weise erlauben:

„Man kann sagen, dass das In-Beziehung-Setzen von verschiedenen Elementen, von denen bestimmte neu, andere schon vorher existent sind, durch den klinischen Diskurs bewirkt wird: Er als Praxis stellt zwischen ihnen ein Beziehungssystem her, das nicht ‚wirklich' gegeben noch im Vorhinein konstituiert ist; und wenn er eine Einheit hat, wenn die Modalitäten der Äußerung, die er benutzt oder denen er Raum gibt, nicht einfach durch eine Folge von historischen Berührungen nebeneinander gestellt sind, dann liegt das daran, dass er jenes Bündel von Beziehungen auf konstante Weise anwendet." (Foucault 1981 [1973]: 80)

Die Definition von diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken und ihre wechselseitigen Beziehungen ist in der *Archäologie des Wissens* problematisch und wirft einige Fragen auf. Wie können etwa diskursive Praktiken gleichzeitig in „Autonomie" definiert sein, ohne jedoch mit dem „Statut reiner Idealität und völliger historischer Unabhängigkeit" ausgestattet zu werden – so Foucaults Anspruch (ebd.: 235). Kammler kritisiert die „unklare Verwendung der Unterscheidung diskursive vs. nichtdiskursive Praxis" als „entscheidende Unstimmigkeit" in der *Archäologie des Wissens* und weist darauf hin, dass es Foucault nicht gelänge, auf „Beispiele und metaphorisch-theoretische Schemata" zu verzichten, mit denen sein Unternehmen dem logozentrischen Denken

10 Ute Frietsch danke ich für den entscheidenden Hinweis, dass der auch aktuell ausgesprochen gängigen Formel „Frage der/des xyz", Foucaults Begriff der Problematisierung entgegengesetzt werden könne. Vor dem Hintergrund der Geschichte des Nationalsozialismus, in der die Bestimmung einer „Frage" die unerbittlich konsequent verfolgte „Lösung" nach sich zog, ist diese Redeweise umso alarmierender. Zur Untersuchung von Problematisierungsweisen vgl. a. Klöppels Studie über die medizinisch-psychologischen Problematisierungen von „Hermaphroditismus" und „Intersexualität" (voraussichtlich 2007).

verhaftet bleibe, gegen das es sich richte (ebd.: 109 f.). Kritisiert wird, dass mit der These, „dem Diskurs komme eine Art Priorität zu" vor dem Nichtdiskursiven, Foucault nicht erfassen könne, wie diskursive Praktiken von nichtdiskursiven Praktiken abhängen (Dreyfus/Rabinow: 92 f.). Auch Jäger kritisiert die Unterthematisierung nichtdiskursiver Praktiken, wenn er die Auffassung vertritt, die „diskursiven Praxen bleiben für ihn [Foucault; I. J.] doch verbal, streng von den nicht-diskursiven Praxen getrennt, und er bleibt der Trennung zwischen geistiger und (ungeistiger?) körperlicher Arbeit verhaftet" (Jäger 2001: 93).[11]

Was an dieser Unterscheidung problematisch wird, ist die Frage nach „Machtwirkungen" von Diskursen einerseits und die Kontextualisierung der Entstehung von Diskursen in spezifischen, historischen Machtverhältnissen andererseits. Wenn sich die archäologische Beschreibung ausschließlich auf diskursive Beziehungen auf der Ebene der Aussagen bezieht, indem deren Regelhaftigkeit aufgezeigt wird, fehlt das „Problem der ‚diskursiven Ordnung', der sich aus dem Spiel der Aussagen ergebenden spezifischen Machtwirkungen" (Foucault 1978a: 26). Mit dem Entwurf der *Genealogie* erfolgt eine machttheoretische Begründung der Entstehung von Diskursen. In der *Archäologie* sind jedoch die Elemente zusammengestellt, die zur Beschreibung und Analyse von diskursiven Formationen und ihren Aussagen sowie deren Zusammenwirken und ihrer Funktionsweise notwendig sind.

In diesem Sinne ist die Analyse von *Positivitäten* eine Analyse der Regeln diskursiver Praxis, die die Konstitution der vier Bereiche Gegenstände, Äußerungsmodalitäten, Begriffe und Strategien ermöglichen (Foucault 1981 [1973]: 258). Als „Realitätsbedingungen für Aussagen" definieren Positivitäten eine spezifische Geschichte „der wirklich gesagten Dinge" im „historischen Apriori" (ebd.: 184 ff.). Das *Archiv* stellt dann das „Gesetz", das „allgemeine System der Formation und Transformation der Aussagen" dar (ebd.: 188).[12] Wenn in dem Archiv die historischen Entstehungsbedingungen für die Aussagen enthalten sind, so wird deutlich, warum das Archiv „uns nahe, aber von unserer Aktualität abgehoben" ist, wie Foucault schreibt (ebd.: 189). Als System, das das Erscheinen von Aussagen bedingt, ist es uns bekannt und vertraut, in seiner „Totalität" und „Aktualität" jedoch nicht zu erfassen. Deswegen muss die Archäologie rekonstruierend verfahren: ausgehend von der Beschreibung dessen, was als Aussage erscheint, sollen die Regeln ihrer Bedingtheit aufgezeigt werden. Diese sind jedoch nicht unmittelbar

11 Entsprechend ist die Kritik von Waldenfels (1991: 291; vgl. Jäger 2001: 94).

12 Foucault fasst unter „Aussagensystemen", die das Archiv bilden, „Ereignisse" und „Dinge" zusammen (Foucault 1981 [1973]: 186 f.).

zugänglich, sondern werden durch die verschiedenen Verfahrensweisen der Archäologie aufgedeckt und erlauben so eine Formulierung der diskursiven Beziehungen zwischen einzelnen diskursiven Elementen und Ebenen. Das Archiv einer Gesellschaft oder Epoche kann dabei nie „erschöpfend", d. h. in seiner Totalität, aufgezeichnet werden, genauso wenig wie das aktuelle Archiv der Gesellschaft, der wir selbst angehören, so Foucault (ebd.: 188 f.). Aufgabe der archäologischen Beschreibung und Untersuchung ist es folglich, das Archiv freizulegen, das bestimmte diskursive Formationen ermöglicht. Dabei sollen diejenigen Bedingungen, die Wahrheitseffekte von Diskursen determinieren, rekonstruiert werden.

„Schwellen des Wissens"

Eine These der vorliegenden Untersuchung lautet, dass die Verbreitung der Rede von Identität sich u. a. einem Nimbus der Wissenschaftlichkeit verdankt. Was zeichnet nun die „Wissenschaftlichkeit" eines bestimmten Begriffs oder von bestimmten „Konzepten" aus? Um dieser Frage nachzugehen, wird hier auf Foucaults in der Archäologie des Wissens entworfene „Schwellen" des Wissens, denen bestimmte Typen der Wissenschaftsgeschichte korrespondieren, zurückgegriffen. Zunächst ist aber an die bereits formulierte Prämisse zu erinnern, wonach Diskurse ihre eigenen Wahrheitseffekte produzieren und Wissenschaft als innerdiskursiver Effekt hergestellt wird. Dies bedeutet, dass nicht nach der Rationalität von Wissenschaft gefragt wird, sondern nach den Bedingungen, die diese Effekte ermöglichen. Die von Foucault in der Archäologie formulierten „Schwellen" stellen eine Möglichkeit der Beschreibung und Analyse der diskursiven Entfaltung, Verschiebungen, Verwerfungen und Überlappungen in der Rede von Identität dar. Dabei wird aufgezeigt, wie die diskursive Formation und die diskursive Praxis zu bestimmten historischen Zeitpunkten an spezifischen geopolitischen Orten historischen, politischen und ökonomischen Anforderungen entsprechen, und wie sie mithilfe von bestimmten Institutionen verbreitet werden, wie sie von diesen geformt werden und wie sie möglicherweise dazu beitragen, diese wiederum zu formen. Die Ausbildung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" wird in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen an der Universität von Chicago seit 1890 sowie der Konsolidierung des Nationalstaats im „imperialen Zeitalter" gestellt (Kapitel 4). Der Entwurf von Identitätsmodellen wird in seinem Zusammenhang mit der Entstehung von wissenschaftlichen Feldern nach dem Zweiten Weltkrieg herausgearbeitet. Auch die Gründung von Nationalstaaten aus den Dekolonisationsbewegungen heraus, die Schaffung der Vereinten Nati-

onen und die Menschenrechtserklärung, schließlich die Formierung der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten, gefolgt von anderen sozialen Bewegungen wie der Frauenbewegung, werden auf Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede zu dem Entwurf von Identitätsmodellen hin untersucht (Kapitel 5 und 6).

Das Verhältnis von „Wissen“ und „Wissenschaft“ bestimmt Foucault in der Unterscheidung von der Ideengeschichte. Während diese der Achse „Bewusstsein – Erkenntnis – Wissenschaft“ folge, ordne sich die archäologische Untersuchung entsprechend der Achse „diskursive Praxis – Wissen – Wissenschaft“, so Foucault. Anders als in der Ideengeschichte, die ihre Analyse auf „Erkenntnis“ beziehe, sei dies bei der Archäologie „Wissen – das heißt in einem Bereich, wo das Subjekt notwendigerweise angesiedelt und abhängig ist, ohne dass es dort jemals als Inhaber auftreten kann (sei es als transzendentale Aktivität, sei es als empirisches Bewusstsein)“ (Foucault 1981 [1973]: 260).

„Wissen“ wird als Menge von Elementen definiert, die „von einer diskursiven Praxis regelmäßig“ gebildet werden und die eine Wissenschaft konstituieren können. Zu ihnen gehört ein Bereich von Gegenständen, ein Raum, von dem aus ein Subjekt über Gegenstände des Diskurses sprechen kann, „das Feld von Koordination und Subordination der Aussagen, wo die Begriffe erscheinen, bestimmt, angewandt und verändert werden“ und „Möglichkeiten der Benutzung und der Aneignung, die vom Diskurs geboten werden“. Foucault zufolge kann es zwar Wissen unabhängig von Wissenschaften geben, aber kein Wissen ohne „definierte diskursive Praxis“. Umgekehrt wird die „diskursive Praxis [...] durch das Wissen bestimmt [...], das sie formiert“ (ebd.: 259 f.). Die archäologische Untersuchung bezieht sich auf die Konstitution von Formationen des „Wissens“, das umfassender ist als Disziplinen, Wissenschaften oder „Positivitäten“ (ebd.: 253 ff.).

Die vorliegende Untersuchung von Arbeiten von Mead, Erikson und Goffman ist folglich nicht als (ausschließlich) werkimmanente Analyse entworfen und die hier präsentierte Lesart unterscheidet sich in bestimmten Punkten von disziplinär anerkannten Werkinterpretationen. Da es darum geht, Regelmäßigkeiten herauszuarbeiten, die hier auf die Effekte eines Diskurses und nicht die Einstellung oder das Bewusstsein eines Autors zurückgeführt werden, werden – ausgehend von Prämissen, die aus postkolonialen und queer Ansätzen abgeleitet werden – bestimmte Elemente und ihre Beziehungen zueinander in den Mittelpunkt der Analyse gestellt, die in kanonischen Interpretationen mitunter als „marginal“ gelten würden, wenn nicht sogar als „bedeutungslos“. Tatsächlich werden manche „Elemente“ auf diese Weise erst bedeutsam, indem sie in Zusammenhang mit anderen Elementen sowohl innerhalb

eines Werks als auch anderer Arbeiten und wissenschaftlicher Felder und schließlich mit historischen gesellschaftspolitischen Veränderungen und deren Problematisierung gebracht werden. So wird die Geschlechterdifferenz in Meads Theorie des Selbst in der vorliegenden Untersuchung in einen Zusammenhang mit der Differenz von Mensch und Tier gestellt, die für die Definition rationalen Handelns bestimmend ist. Möglich wird diese Herangehensweise oder „Perspektive" auf Meads Texte erst vor dem Hintergrund feministischer Theoriebildung: sie ermöglicht erstens die Erweiterung der Analyse um Aspekte, die zweitens ohne das Aufzeigen struktureller Relationalität als Marginalia in Meads Werk gelten könnten, reduzierte man sie auf eine Vorliebe des Autors für krude Metaphorik oder auf biographische Gründe. Auch die Annahme einer individuell oder historisch begründeten „Frauenfeindlichkeit" unterscheidet sich von dem hier vorgeschlagenen Vorgehen der Rekonstruktionen einer diskursiven Formation, insofern damit das einmalige Auftreten (und Vernachlässigbarkeit) einhergeht. Mit dem diskursanalytischen Verfahren wird untersucht, ob es sich um ein singuläres Moment – eine einmalige Metapher in einem Text – oder um ein regelmäßig auftretendendes Moment handelt, das bestimmte Beziehungen ermöglicht.

Foucault nennt vier „Fälle" der diskursiven Formation: die Schwellen der Positivität, der Epistemologisierung, der Wissenschaftlichkeit und der Formalisierung.[13] Auf der „Schwelle der Positivität" wird die Autonomie einer diskursiven Praxis erreicht, wenn „dasselbe Formationssystem der Aussagen angewendet" wird, bzw. seine Transformation erfolgt. Mit der „Schwelle der Epistemologisierung" entstehen „Verifikations- und Kohärenznormen" und eine „beherrschende Funktion" des Komplexes einer diskursiven Formation „als Modell, als Kritik oder als Verifikation". Die „Schwelle der Wissenschaftlichkeit" wird erlangt, wenn eine „epistemologische Figur" von „bestimmten Konstruktionsgesetzen der Propositionen" beherrscht ist, d. h. formalen Kriterien folgt. Mit der „Schwelle der Formalisierung" schließlich findet die Entfaltung des formalen Gebäudes von Definitionen von Axiomen, von benutzten Elementen, von propositionalen Strukturen und Transformationen statt (1981 [1973]: 265 f.).

13 Foucault schränkt jedoch ein, dass die von ihm aufgestellte Chronologie nicht notwendigerweise von allen diskursiven Formationen durchlaufen werden muss, bzw. dass die Bedeutung und Dauer der jeweiligen Phasen variieren. Vor allem lehnt er die Vorstellung einer „evolutiven" Abfolge ab: „Es handelt sich tatsächlich um Ereignisse, deren Streuung nicht evolutiv ist: ihre besondere Ordnung ist eines der Merkmale jeder diskursiven Formation" (Foucault 1981 [1973]: 266 f.).

Folgende Typen der Wissenschaftsgeschichte werden unterschieden. Wenn die Formalisierungsschwelle überschritten ist, findet eine „rekurrentiale Analyse“ statt, d. h. die Analyse innerhalb einer konstituierten Wissenschaft (ebd.: 270). Eine Analyse auf der Ebene der Wissenschaftlichkeit rekonstruiert eine „epistemologische Geschichte der Wissenschaften“ (ebd.: 271), d. h. es geht darum, herauszuarbeiten, wie ein bestimmter Begriff zu einem wissenschaftlichen Begriff werden konnte. Dies geschieht beispielsweise durch die „Säuberung“ eines Begriffes von „Metaphern und imaginären Inhalten“, so dass in der Analyse die Gegensätze, durch deren Ausschluss sich eine Wissenschaft konstituiert, deutlich werden:

„[...] nimmt diese Beschreibung die konstituierte Wissenschaft zur Norm; die Geschichte, die sie erzählt, wird notwendigerweise durch den Gegensatz zwischen Wahrheit und Irrtum, Rationalem und Irrationalem, Hindernis und Fruchtbarkeit, Reinheit und Unreinheit, Wissenschaftlichem und Unwissenschaftlichem gegliedert.“ (Ebd.)

Auf der Ebene der Epistemologisierung erfolgt eine archäologische Beschreibung von diskursiven Praktiken, Regelmäßigkeiten, Modifizierungen. Es soll gezeigt werden, durch welche Regeln diskursive Praktiken zu „Epistemologisierungsprozessen“ transformiert werden und die Normen von Wissenschaftlichkeit erfüllt wurden und möglicherweise die Schwelle der Formalisierung erreicht wurde (Ebd.: 271 f.).

„Wenn man in der historischen Dichte der Wissenschaften das Niveau der diskursiven Praxis erforscht, [...] will man zwischen Positivitäten, Wissen, epistemologischen Figuren und Wissenschaften das ganze Spiel der Unterschiede, der Beziehungen, der Abstände, der Verschiebungen, der Unabhängigkeiten und der Autonomien und die Weise erscheinen lassen, wie ihre eigenen Historizitäten sich nacheinander artikulieren.“ (Ebd.: 272)

Eine vierte Form der Wissenschaftsgeschichte bezieht sich auf die Analyse der diskursiven Formationen, die eine Analyse der Episteme darstellt. Als Episteme definiert Foucault „die Gesamtheit der Beziehungen, die zu einer gegebenen Zeit die diskursiven Praktiken vereinigen können, durch die die epistemologischen Figuren, Wissenschaften und vielleicht formalisierten Systeme ermöglicht werden“ (ebd.: 272 f.).

2.3 Wissenschaftskritik als Diskursanalyse

Im Folgenden wird das methodische Vorgehen der vorzunehmenden Untersuchung skizziert. Zunächst geht es um die *Konstruktion eines Diskurses*, der beschrieben und analysiert werden soll. Ein erster Schritt der diskursanalytischen Untersuchung besteht in der Konstruktion eines Diskurses, ausgehend von Vorannahmen und Thesen, die über eine diskursive Formation aufgestellt werden (vgl. Bührmann 1999: 57).

Am Anfang der Untersuchung steht die Beobachtung, dass der Begriff „Identität" stark verbreitet ist in sozialwissenschaftlicher, geistes- und kulturwissenschaftlicher Literatur, d. h. Gegenstand einer Reihe von Untersuchungen ist. Gleichzeitig wird er in sozialen Bewegungen zu einem umkämpften Terminus. Während seit den 1960er Jahren Identitätsbezeichnungen in sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen zum organisierenden Moment wurden[14], angefangen bei der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, über die Frauenbewegungen, die Lesben- und Schwulenbewegungen, werden seit den 1980er Jahren[15], und zunehmend seit den 1990er Jahren, politische Praxen, die als „Identitätspolitik" firmieren, von unterschiedlichen Seiten in Frage gestellt. Diese Kritik wird beispielsweise in den Frauenbewegungen von Lesben bezüglich der die Bewegungen organisierenden Bezeichnung und Identitätskategorie ‚Frau' angebracht[16], von Schwarzen Feministinnen in den USA, von Migrantinnen (FeMigra) und Afrodeutschen Frauen (Adefra) in der BRD gegenüber den von Angehörigen einer Weißen Mehrheitsgesellschaft dominierten Frauen- und Lesbenbewegungen bezüglich der organisierenden Identitätsdefinition ‚Lesbe' oder ‚Frau',

14 Vgl. Gleason (1983), der auf den Zusammenhang von der Entstehung der Bürgerrechtsbewegung in den USA und der Etablierung des Identitätsbegriffs hinweist; vgl. a. Melucci 1989; Johnston/Laraña/Gusfield 1994; Eder 2000. Eine Aufzählung der US-amerikanischen Literatur, die von einem Zusammenhang von Neuen Sozialen Bewegungen und kollektiver Identitätsbildung ausgeht, findet sich bspw. bei Taylor/Whittier (1995: 172); über den Zusammenhang von Theorien neuer sozialer Bewegungen und kollektiver Identitätsbildung vgl. Marx Ferree/Roth (1998).

15 Diese Kritik gab es im Kontext der Bürgerrechtsbewegung und Black Power Bewegung in den USA bereits seit den 1960er Jahren. Vgl. 6.2.2 und 6.2.4. Seit den Anfängen einer sich formierenden Lesbenbewegung kritisierten Schwarze Feministinnen wie beispielsweise Audre Lorde dominante, ausschließende Verhaltensweisen in lesbischer Subkultur (Lorde 1982, dt. 1993).

16 Wittig bspw. lehnt die Kategorie ‚Frau' als allgemeine und umfassende Kategorie ab, indem sie auf deren Bedingtheit in heterosexuellen Denksystemen und ökonomischen Systemen hinweist und daraus folgend postuliert: „Lesbians are not women" (Wittig 1992: 32).

von Lesben gegenüber Schwulen bezüglich der Identitätsbezeichnung ‚Homosexuelle', um nur einige der ausbrechenden symbolischen Kämpfe um Identitätsdefinitionen zu nennen. Was sich daran zeigte: Identitätsbezeichnungen, die ursprünglich soziale Bewegungen zu organisieren vermochten, wurden in Frage gestellt und zum Objekt von Auseinandersetzungen, d. h. die Konzeption von „Identität", die in den sozialen Bewegungen seit den 1960er Jahren[17] einen produktiven Charakter hatte, indem damit soziale Bewegungen begründet und hervorgebracht worden waren, wurde nun nicht mehr ausschließlich als „emanzipatorisch" aufgefasst, sondern als normierend und ausschließend kritisiert. Diese Auseinandersetzungen sind nicht nur in sogenannter grauer Literatur dokumentiert, in zahlreichen Zeitschriften, Zeitungen, Handbüchern und Sitzungsprotokollen, die im Kontext der sozialen Bewegungen entstanden, sie fanden auch Eingang in wissenschaftliche Diskussionen. Dies ist an den Diskussionen, die im Rahmen von *cultural studies*, *women's studies* und *gay- and lesbian studies* im englischsprachigen Raum stattfinden, zu ersehen[18]. Es scheint, als hätten die Kontroversen

17 In der Soziologie der sozialen Bewegungen wurden diese Bewegungen als „Neue Soziale Bewegungen" bezeichnet, aufgrund der Erwartungen, die an sie bezüglich ihrer gesamtgesellschaftlichen emanzipatorischen Wirkungen herangetragen wurden. So wird in dem Auftauchen von „Neuen Sozialen Bewegungen" mitunter „die bedeutendste politische Verkörperung eines fundamentalen sozialen Wandels" gesehen, der sich in der Schaffung einer starken Gegenkultur äußere, auf die nachfolgende Bewegungen aufbauten (Kriesi 1987). Dies wird inzwischen als „rationalistisches Paradigma" in der Forschung über soziale Bewegungen bezeichnet: die Gesellschaft als Ganzes strebe im Zuge der Auseinandersetzungen, die von sozialen Bewegungen angestoßen werden, der Vollendung ihrer rationalen Voraussetzungen zu (Eder 2000). Ferree/Roth (1998) stellen die Kritik US-amerikanischer Bewegungsforschung an der Behauptung der „Neuheit" sozialer Bewegungen sowie an der These, die Bedeutung kollektiver Identitätskonstruktionen beschränke sich auf soziale Bewegungen seit den 1960er Jahren, dar. Sie beschreiben eine Verschiebung des Forschungsinteresses hin zur Thematisierung kollektiver Identität und zur „Entwicklung einer neuen Sozialpsychologie sozialer Bewegungen". Mit den Auseinandersetzungen um Bezeichnungen innerhalb dieser sozialen Bewegungen, dem damit einhergehenden Verlust an emanzipatorischem Impetus, der bis dahin für Identitätsdefinitionen und -zuschreibungen in Anspruch genommen worden war, D. h. mit dem Fragwürdigwerden eines emanzipatorischen Identitätsbegriffs scheint die Kritik des Attributs „neu" bezüglich sozialer Bewegungen parallel zu gehen. Gleichzeitig wird eine Bedeutungszunahme von Identitätsmodellen für die Untersuchung sozialer Bewegungen konstatiert.

18 Im deutschsprachigen Raum findet in wissenschaftlichen Feldern eine Diskussion, die dem Ausmaß derjenigen im englischsprachigen Raum vergleichbar wäre, nicht statt, was wohl auf eine nur teilweise durchge-

um bestimmte Identitätsdefinitionen, die kritischen Auseinandersetzungen mit subjektivierenden Definitionen einerseits und die verstärkte Untersuchung von Gegenständen unter dem Begriff „Identität" in den Sozial- und Kulturwissenschaften andererseits zu Differenzierungen innerhalb sozialer Bewegungen und damit auch zur Vervielfältigung und Intensivierung von Identitätsdefinitionen geführt. Mit anderen Worten: es kam zu der Fundierung eines „Identitätsdispositivs".

Es ist also zu unterscheiden zwischen einem Gebiet des Wissens „Identität" und einem „Identitätsdispositiv". Als „Dispositiv" beschreibt Foucault diejenigen Beziehungen, die verschiedene diskursive und nichtdiskursive Elemente miteinander verbinden: „Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann" (1978b: 120).[19] Außerdem schreibt Foucault dem Dispositiv eine „strategische Natur" zu, d. h. das Dispositiv ist eine Weise, mittels derer bestimmte Kräfteverhältnisse manipuliert und verändert werden. Die „strategische Zielsetzung" des Dispositivs besteht darin, zu einer Vermehrung und Intensivierung der Macht beizutragen.[20] „Eben das ist das

führte Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und eine fehlende Etablierung von Studiengängen, die nichtheterosexuelle Lebensweisen zum Inhalt hätten, also ‚queer studies' oder ‚gay- and lesbian studies' gleichkäme, zurückzuführen ist.

19 Foucault zählt folgende Elemente auf: „Diskurse, Institutionen, architekturale Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes" (Foucault 1978b: 119 f.).

20 In diesem Zusammenhang ist die Rede von einem doppelten Prozess, der „funktionellen Überdeterminierung" und der „strategischen Wiederauffüllung", der durch das Dispositiv in Gang gebracht wird. Am Beispiel des Dispositivs der Inhaftierung veranschaulicht Foucault diese Prozesse. Zunächst werden heterogene Elemente vereinheitlicht: am Beispiel der Inhaftierung lässt sich ersehen, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt die Haft als „wirksamste[s] und vernünftigste[s] Instrument" galt, das gegen Kriminalität eingesetzt wurde. Im Sinne einer „funktionellen Überdeterminierung" wurden sämtliche Formen des Strafens dementsprechend vereinheitlicht, D. h. das Gefängnis wurde die vorwiegende Form des Strafens. Es galt nicht nur als humaner als öffentliche Hinrichtungen, sondern es wurde auch ein bestimmter erzieherischer Zweck damit verfolgt, so die „positive" Bestimmung des Gefängnisses. Die Inhaftierung zeitigte allerdings auch „negative" Folgen, die nicht intendiert gewesen waren, nämlich die Produktion eines Milieus der Delinquenz. Das Dispositiv bewirkt, dass die „Negativität ins Positive gekehrt" wird, D. h. dieser negative Effekt in einen positiven gewendet wird, indem das delinquente Milieu durch eine neue Strategie wieder nutzbar gemacht wird für politische und ökonomische Zwecke (als Beispiel wird hier Prostitution genannt). Diese Umkehrung bezeichnet dann eine „strategische Wiederauffüllung" (ebd.: 121 f.).

Dispositiv: Strategien von Kräfteverhältnissen, die Typen von Wissen stützen und von diesen gestützt werden“ (ebd.: 123). Es handelt sich bei Dispositiven um „Ordnungen“, die „Aussagbares“ und „Sichtbares“ zu definieren erlauben (Deleuze 1991: 154). Deleuze’ Lesart könnte in dem Sinne verstanden werden, dass unter diskursiven Praktiken „Aussagbares“ oder „Sagbares“, unter nichtdiskursiven Praktiken „Sichtbares“ gefasst sind, die im „Wissen“ zueinander in Beziehung gesetzt sind (vgl. Fink-Eitel 1989: 59).

Das „Identitätsdispositiv“ wäre dann ein Bündel von Strategien, die die Organisierung des Wissens von „Identität“ ermöglichen, seine Vervielfältigung und Intensivierung. Die strategische Umkehrung eines negativen Effektes, der unter Umständen bewirkt wurde – in Bezug zu den sozialen Bewegungen könnte dies in der Unterminierung von Identitätsdefinitionen wie ‚Frau‘ gesehen werden, was oft als Zersplitterung der Frauenbewegungen interpretiert wird – bestünde dann in der Begründung neuer Identitätskategorien und möglicherweise neuer Bewegungen oder Bewegungsströmungen. Das „Identitätsdispositiv“ ermöglicht außerdem die Intensivierung und Vergrößerung des Wissens Identität, das zu einer Differenzierung führt, sowie dazu, dass weitere gesellschaftliche Bereiche in das Wissen von Identität einbezogen werden können. Wenn das Dispositiv das „Netz“ ausmacht, welches verschiedene Elemente zusammenfasst, in eine Beziehung zueinander setzt, und wodurch die Umkehrung von Effekten sowie deren Nutzbarmachen ermöglicht wird, dann ist unter dem „Identitätsdispositiv“ jenes Netz von Beziehungen zu verstehen, das die verschiedenen Elemente, die das Gebiet des Wissens „Identität“ ausmachen, in einen Zusammenhang bringt. Außerdem führt das „Identitätsdispositiv“ dazu, dass „negative“ Effekte in „positive“ umgekehrt werden, indem sie für bestimmte Machtverhältnisse nutzbar gemacht werden. Zu dem Prozess der „strategischen Wiederauffüllung“ gehört auch eine umfassendere Nutzbarmachung, etwa durch ökonomische Kräfte. In diesem Sinne ließe sich die Bedeutungszunahme der sozialwissenschaftlichen Identitätskategorie verstehen, die möglicherweise auch eine Vereinheitlichung sozialwissenschaftlicher Analyseinstrumente mit sich bringt, wenn verschiedene soziale Phänomene unter Aspekten von Identitätsbildung untersucht und diskutiert werden. „Nutzbar“ wird das so vervielfältigte Wissen im Sinne von Anforderungen der „Flexibilisierung“ von Individuen, die ihre Arbeitskraft auf dem Feld eines globalisierten Kapitalismus anbieten müssen. So ist auffällig, dass aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen heraus, Individualisierung, bzw. die Herausbildung einer anpassungsfähigen, „flexiblen“ Identität als notwendig, als angemessener oder „fortschrittlicher“ Umgang mit den Ansprüchen von sich verändernden

Produktionsweisen und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Konsequenzen für die Individuen, erscheint.

Der Begriff des Dispositivs wird von Foucault in seiner Untersuchung zur Geschichte der Sexualität entwickelt. Die Funktion des Sexualitätsdispositivs macht er in der Durchdringung, Vermehrung und Erneuerung der Körper und der Kontrolle der Bevölkerung aus (1995 [1976]: 129). Jäger kommt auf das Konzept des Dispositivs, um den Zusammenhang von diskursiven und nichtdiskursive Praxen sowie „Sichtbarkeiten/Vergegenständlichungen" zu analysieren. Mit der Dispositivanalyse sollen „Handlungen als nichtdiskursive Praxen" zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden (2001: 106 f.). Die vorliegende Arbeit hat nicht die Analyse des Denkens, Handelns und Wahrnehmens von sozialen AkteurInnen zum Inhalt. Dennoch hat sie zur Prämisse, dass Diskurse soziale Realitäten formieren und damit auch das, was soziale AkteurInnen als solche wahrnehmen und erleben. Ein weiterer Ansatz, der den Zusammenhang von Diskursproduktion und Erfahrung sozialer AkteurInnen thematisiert, wird von Bruder formuliert. Bruder zufolge ist die Wirkung von Diskursen auf die Unbewusstmachung von Bedeutungen in der Übersetzung durch die Einzelnen zurückzuführen (2005). Mit Laplanche geht er davon aus, dass Diskurse als Vermittlung zwischen „Erfahrungswelt des Subjekts und dem strukturellen Verhältnis der Macht" (ebd.) fungieren. Im Diskurs werden gewissermaßen Bedeutungen produziert, die ihre Wirkung erlangen, indem sie von den Einzelnen als bewusste und unbewusste übersetzt werden.

Im Vergleich zum Diskurs kommt dem Dispositiv eine übergeordnete Funktion von strategischer Art zu. Wissen umfasst dann diskursive wie nichtdiskursive Praktiken, bzw. „Aussagbares" und „Sichtbares". Foucault betont, dass Diskursives nicht ausschließlich Sprechen und Sprache umfasst (1981 [1973]: 74). Dennoch findet sich keine Definition nicht-diskursiver Praktiken, die nicht wieder in ihrem Unterschied zu diskursiven Praktiken relativiert wären. Foucault hebt das strategische Moment des Dispositivs hervor, um die vernachlässigbare Differenz zwischen Diskursivem und Nichtdiskursivem anzuzeigen.[21] Bublitz

21 Foucault selbst scheint einer Unterscheidung zwischen diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken nicht viel Bedeutung einzuräumen, wenn er in einem Gespräch zunächst Nichtdiskursives als „Institution" und als gesellschaftliches „Zwangssystem" definiert: „alles nicht-diskursive Soziale ist Institution", um darauf folgend, bezüglich der Wirkung des Dispositivs, eine solche Unterscheidung wieder aufzuheben: „Aber für das, was ich mit dem Dispositiv will, ist es kaum von Bedeutung, zu sagen: das hier ist diskursiv und das nicht. Vergleicht man etwa das architektonische Programm der Ecole Militaire von Gabriel mit der Ecole Militaire selbst?

beschreibt Dispositive als „Streuung diskursiven Wissens, [das] sich zu scheinbar homogenen, in sich kohärenten Macht-Wissens-Komplexen [...] verbindet" (Bublitz 2001: 228). Demzufolge können als „Identitätsdispositiv" „Macht-Wissens-Komplexe" definiert werden, durch die die Streuung diskursiven Wissens über „Identität", d. h. „die Polyvalenz diskursiver Praktiken, die Polysemie von Bedeutungen und die Heterogenität sozialer Wirklichkeit" (ebd.), zu einem kohärenten Ganzen vereinheitlicht wird. Im „Identitätsdispositiv" ist demnach das, was das Wissen „Identität" ausmacht, organisiert. Darunter können „Diskursgeflechte" (ebd.) verstanden werden, die das Wissen „Identität" umspannen: dazu zählen beispielsweise „Spezialdiskurse" und „Interdiskurs" (Link 1983).

In einem nächsten Schritt sollen Phänomene dargestellt werden, die als Gebiete des Wissens „Identität" zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt, Ende des 20. Jahrhunderts, in westlichen (Post-)Industrienationen, beschrieben werden können. Es waren vier Modalitäten zur archäologischen Beschreibung von Diskursen genannt worden, denen jeweils vier Aussagefunktionen entsprechen: Gegenständen steht ein Referential oder Korrelationsraum gegenüber, Äußerungsmodalitäten Subjektpositionen, Begriffen ein assoziiertes Feld und Strategien Wiederholbarkeit oder materielle Existenz. Es können Phänomene in ihrer Funktion als Korrelationsräume aufgezeigt werden, die bestimmte Objekte erscheinen lassen. Zu den Referentialen, die „Identität" zum *Objekt* werden lassen, zählen etwa Sexualität, Geschlecht, ethnische, kulturelle oder Klassenzugehörigkeit. Es entstehen Räume, von denen aus über „Identität" gesprochen wird, sich also *Subjekte* einer Aussage über „Identität" qualifizieren. Dazu gehören neben sozialen Bewegungen und ihren Organisationen, „Selbsthilfegruppen", „consciousness raising groups", Therapiesettings, (Auto-)Biographien, Reportagen etc. Als *Koordinationsfeld* oder „Aussagefeld" können Felder gelten, in denen die Bedingungen festgelegt werden, die Aussagen über „Identität" ermöglichen. In wissenschaftlichen Diskursen, d. h. sozialwissenschaftlichen, medizinischen Untersuchungen, Modellen und Theorien, in sozialen Bewegungen, in Räumen der Alltagskultur (wie in Fernsehshows, Zeitungsberichten, Fiktion, Dokumentarfilmen etc.) werden Thematisierungsweisen, Formen legitimen Sprechens über „Identität" hergestellt, differenziert und deren Verbreitung ermöglicht. Beispiele für solche Formen legitimen Sprechens über „Identität" sind Beschreibungen von

Mich interessiert dabei nur, ob nicht das Gebäude dem Programm entspricht. Aber ich glaube nicht, dass es dafür von großer Bedeutung wäre, diese Abgrenzung vorzunehmen, alldieweil mein Problem kein linguistisches ist." (1978b: 125).

„Identität" als „Natur", „innerer Kern", die in einem (leidvollen) Prozess der „Selbstfindung" entdeckt werden, mitunter in ritualartigen Szenarien den „anderen" offenbart werden (Zeremonien des Coming-out, in denen das „Innerste" nach „außen" gekehrt wird), wodurch „Anerkennung" erlangt werden kann, bzw. „Interessen" Geltung verschafft und politische Forderungen nach „Rechten" gestellt werden können. Schließlich können bestimmte institutionalisierte Formen (polizeiliche Feststellung von Identität; Staatszugehörigkeit; staatliche Institutionen und nichtstaatliche Stellen, die das Sammeln und Verwalten von „Identitätsdaten" betreiben und formalisieren u. v. m.) als Strategien aufgefasst werden, mit denen die *Materialität und Wiederholbarkeit* des Sprechens über „Identität" garantiert werden soll.[22]

Die diskursiven Formationen, die sich zu einem „Wissen" von „Identität" zusammenschließen, sind umfassender und komplexer, als an dieser Stelle dargestellt werden kann. Es geht hier darum, den Untersuchungsgegenstand zu konzipieren, indem Hypothesen aufgestellt werden, die mit wenigen Beispielen veranschaulicht sind. Sie ermöglichen die Annahme, dass es einen Komplex gibt, der als Wissen „Identität" das Sprechen von „Identität" zur Jahrhundertwende vom 20. ins 21. Jahrhundert in westlichen (Post-)Industrienationen regelt. Inhalt der Untersuchung ist allerdings nicht das skizzierte Gebiet eines Wissens „Identität" in seiner Gesamtheit, sondern die Hervorbringung der Rede von Identität als sozialwissenschaftlichem Diskurs des „autonomen Subjekts". Von den vorangehenden Ausführungen leiten sich die Hypothesen zur Rekonstruktion dieses Diskurses ab. Eine erste Hypothese lautet, dass die Problematisierung von Identität in sozialwissenschaftlichen Disziplinen im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg in den Vereinigten Staaten zusammen mit der Problematisierung von Identität in den genannten sozialen Bewegungen zu einer Intensivierung und Vervielfältigung der Rede von Identität geführt hat. Eine weitere Hypothese besagt, dass der Begriff Identität als wissenschaftlicher Begriff Verbreitung und Anerkennung fand.

22 Vgl. Willems' Untersuchung über Gruppentherapie als Form der Selbstthematisierung im Sinne einer Reaktion auf Modernisierung bzw. als „psychogenetischer Modernisierungsfaktor". Willems zufolge handelt es sich dabei um „identitätsbezogenen und identitätsbildende Formen institutioneller Selbstthematisierung" (Willems 1999: 62).

Elemente der Untersuchung

Dieser Diskurs wird vorwiegend durch die Analyse von bestimmten Texten rekonstruiert, wobei Thesen über den Zusammenhang mit institutionellen Bedingungen aufgestellt werden. Sie beziehen sich auf die Problematisierung sozialer Ordnung in Zusammenhang mit der Herausbildung von Institutionen wie Disziplinen und dem Nationalstaat zu bestimmten historischen Zeitpunkten, nämlich zum Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert und im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg. Im Mittelpunkt stehen Texte der drei Autoren, die heute als zentral für die Formierung eines sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs gelten: George Herbert Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman. Für die Beschreibung und Untersuchung dessen, was hier als Schwelle der Wissenschaftlichkeit und der Formalisierung ausgemacht wird, werden zudem Texte aus anderen wissenschaftlichen Feldern hinzugezogen (den sogenannten „national-character studies", sexualwissenschaftliche Untersuchungen über „Hermaphroditen", die sozialwissenschaftliche Problematisierung von „Jugend") sowie nicht-wissenschaftliche Texte, die „Jugend" oder „Weiblichkeit" zum Objekt haben. Darüber hinaus werden Texte analysiert, die sozialen Bewegungen wie der Bürgerrechtsbewegung, der Black Power Bewegung und der Frauenbewegung zugerechnet werden können oder ihrer Entstehung vorangehen. Es handelt sich dabei sowohl um wissenschaftliche wie nicht-wissenschaftliche Texte. Der untersuchte Textkorpus wird jeweils am Anfang eines Kapitels bestimmt.

Diese Untersuchung stützt sich auf Links Unterscheidung von „Interdiskurs" und „Spezialdiskurs" und wird angewendet, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen der wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Problematisierung von Identität herauszuarbeiten. Als „Interdiskurs" definiert Link „die Gesamtheit diskursiver Elemente [...], die [...] *mehreren* Diskursen gemeinsam sind" (Link 1983: 16; Hervorhebung i. O.). „Interdiskurs" wird als „stark selektives allgemeinwissen", in Anlehnung an Foucault als „fluktuierendes gewimmel" gefasst. Im Gegensatz zu den „Spezialdiskursen" ist der „Interdiskurs" nicht „explizit geregelt und systematisiert, ihm werden keine definitionen abgefordert, keine widerspruchsfreiheit usw." (Link 1986: 5 f.). Unter „Interdiskurs" werden von Link „alle Aussagen und sonstigen Diskurselemente bzw. Diskurskomplexe [...], deren Okkurenz nicht auf einen oder wenige Spezialdiskurse beschränkt ist" gefasst (Link 1999: 154). D. h. „Interdiskurse" bedienen „Spezialwissen überbrückende, integrative Funktionen [...] und [sind] vor allem an Subjektapplikationen gekoppelt, woraus sich das Vorherrschen der Konnotation und Mehrdeutigkeit erklärt" (ebd.: 155). Zudem bietet sich Links analytisches Instrumentarium, das

anhand von Textanalyse entwickelt wurde, an, da hier Texte der Analyse zugrunde gelegt werden. Texte, die an der Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" Anteil haben, werden mit Jägers Begriff der „Diskursfragmente" (Jäger 1999: 137) bezeichnet. Als „Diskursfragmente" gelten die Texte und Textstellen, die schließlich einer „Mikroanalyse" unterzogen werden.

Ein weiteres Element in der hier vorgenommenen Diskursanalyse sind „diskurstragende Kategorien", ein von Link eingeführter Begriff. Er bezeichnet „semantische Komplexe", die zentral sind für eine diskursive Formation, was von Link negativ definiert wird:

> „Diskurstragende Kategorien sind solche, durch deren ‚Entfernung' – wenn man sie sozusagen ‚herauszöge' wie die Stahlteile aus einer Betonkonstruktion – der betreffende Diskurs nicht länger ‚halten' könnte und in sich zusammenbräche wie ein Kartenhaus. Unter solchen Kategorien sind in der Regel nicht isolierte einzelne Wörter zu verstehen, sondern ganze semantische Komplexe einschließlich ihrer Praxisbezüge, wiederum vergleichbar mit kreuzweise angeordneten Stahlteilen in Beton." (Link 1997: 15)

Bublitz relativiert Links Begriff diskurstragender Kategorien bezüglich seiner Festigkeit. Sie werden demgegenüber als gesellschaftlich umkämpft entworfen: Kämpfe, bei denen es um Festlegung oder Umterminierung von gesellschaftlichen Normen gehe (Bublitz 2001: 239 ff.). Ein weiterer Begriff in dieser Diskursanalyse ist Bublitz' Konzept von „Diskurspolen", die „paradigmatische Relationen" innerhalb von und zwischen Diskursen ausmachen. Bublitz zufolge sind sie „im Sinne ‚imaginärer' Verweisungszeichen im Material präsent, letztlich aber außerhalb des untersuchten Materials auffindbar". Bei dem diskursrekonstruierenden Verfahren, das Diskurspole festlegt, geht es um die Eingrenzung der „prinzipiell unendliche[n] Verweisungsstruktur von Diskursen" auf „bipolare Oppositionen". Als „gesellschaftliche Ordnungsstrukturen" entsprächen sie auf der Ebene der Diskursformationen „diskurstragende[n] Kategorien als semantische[n] Komplexe[n], Regelhaftigkeiten, Diskurspole[n] und Oppositionsmuster[n] sowie Machtwirkungen" (Bublitz 2001: 247 ff.).

Schließlich gehört zum diskursanalytischen Vorgehen, die eigene diskursanalytische Position im Verfahren zu „objektivieren"[23], indem sie

23 Diaz-Bone beschreibt, in Anlehnung an Bourdieus Überlegungen, die „theoriegesteuerte Reflexionsebene", die die Objektivierung der Forschungsposition gestattet, als einen zweifachen methodologischen „Bruch". Erstens ist dies ein Bruch mit dem „subjektiven Verstehen und Deuten", indem die Konstruktion objektiver Beziehungen erfolgt, die den zu beschreibenden Diskurs konstituiert. Zweitens soll eine Reflexion der

mithilfe der Rekonstruktion der Diskursregeln, diskursiver wie nichtdiskursiver Beziehungen zwischen diskursiven Elementen – d. h. über die Rekonstruktion des Archivs, bestimmt wird. Diese Vorgabe wird Haraways Forderung nach Situiertheit wie Foucaults Anspruch für die Genealogie gerecht. Eine diskursive Position, von der aus diese Diskursanalyse vorgenommen wird, wird im Folgenden skizziert. Sie ist im Referenzrahmen von Ansätzen feministischer, queer und postkolonialer Theorien verortet.

Dennoch sollen Diskurse nicht als homogene Entitäten konstruiert werden. Es ist ein Charakteristikum diskursanalytischen Vorgehens, Regelhaftigkeiten von diskursiven Formationen freizulegen, diese aber gleichzeitig als umkämpfte Phänomene, d. h. unabgeschlossene und unabschließbare Prozesse, deutlich werden zu lassen.[24] Dieses archäologische Prinzip ist mitunter wohl am schwierigsten zu realisieren. Wenn diskursive Praktiken Machtwirkungen haben, und diese mit dem diskursanalytischen Verfahren beschrieben werden sollen, so setzt das auch eine gewisse Stabilität der mit Macht ausgestatteten Instanzen voraus; jedenfalls sind sie nicht ohne weiteres außer Kraft zu setzen. Dennoch ist eher von Transformationsmöglichkeiten diskursiver Formationen als von ihrer Festigkeit auszugehen. Möglicherweise ist es gerade diese Fähigkeit zur Transformation, die die Dauer bestimmter diskursiver Erscheinungen, Elemente und Praktiken erklärt. Für die Umsetzung des diskursanalytischen Verfahrens stellen Hanke und Seier die Forderung auf, sie im „Spannungsfeld zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion“ anzusiedeln. Das beinhaltet die forschungspraktische Konzeption der Diskursanalyse als verkomplizierendem eher denn vereinfachendem Verfahren, indem Vielfalt und Mehrdeutigkeiten von Lesarten aufrecht erhalten werden. Außerdem solle die eigene diskursanalytische Tätigkeit in ihrer Produktivität beachtet werden, was einerseits die Intensivierung eines beschriebenen Diskurses, andererseits seine Destabilisierung mit sich bringen könne (Hanke/Seier 2000: 106 ff.).

zu beschreibenden Diskurs konstituiert. Zweitens soll eine Reflexion der Konstruktionsakte stattfinden (Diaz-Bone 1999: 127). Vgl. hierzu auch Bublitz (2001: 246).

24 Vgl. hierzu Foucault (1981 [1973]: 188 ff.); Bublitz (2001: 238).

2.4 Eine feministisch, queer und postkolonial informierte Kritik

Ausgehend von Identitätskritik, die in Ansätzen postkolonialer und queer Theorien formuliert wird, werden in dieser Arbeit die Bedingungen der Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" rekonstruiert.[25] Kritik und Wissenschaftskritik wird demnach im Sinne eines diskursrekonstruierendem Vorgehens begriffen, bei dem die Möglichkeitsbedingungen der Rede von Identität und des Selbst herausgearbeitet werden. „Postkoloniale" theoretische Ansätze gehen aus den antikolonialen Befreiungsbewegungen hervor, bzw. entstehen im Anschluss an die Befreiungskämpfe und -kriege in ehemals kolonisierten Gebieten. Postkoloniale Kritik stellt den Bezug zwischen Kolonialismus als Herrschaftsverhältnis und europäischer Geschichte wie der Geschichte sogenannter „westlicher" Industrienationen heraus, indem europäischer Kolonialismus als Bedingung für die Entstehung der „Moderne" aufgezeigt wird. Ausgangspunkt dieser Untersuchung ist die epistemologische Dimension postkolonialer Kritik.

Zunächst bezeichnet der Begriff des „Postkolonialismus" den „Übergang vom Zeitalter der Imperien zum Zeitpunkt der Post-Unabhängigkeit

25 Es ist nicht die Zielsetzung dieser Arbeit, einen umfassenden Überblick über postkoloniale Theorien und queer theory zu geben. Die Termini sind umstritten, was ganz im Sinne dieser Ansätze und ihrer VerfechterInnen ist. Die Möglichkeit der Hinterfragbarkeit und Umdeutung des Konzepts „queer" wird etwa von Butler zu einer Voraussetzung seines Gebrauchs gemacht (1995 [1993]: 300 f.). Ähnliches kann von Spivaks Prägung und Verwendung des Begriffs „postkolonial" gesagt werden. So wird der Begriff in *Critique of Postcolonial Reason* (1999) paradox gebraucht. Einerseits wird eine Kritik an abendländischen Metanarrativen entwickelt, die eine Geschichte des (europäischen) Kolonialismus neu schreibt und ganz im Sinne einer Definition von „postkolonialer Kritik" ist, die die Geschichte der „Moderne" von ihrem „konstitutiven Außen" des Kolonialismus her definiert. Andererseits zeigt Spivak die Kontinuitäten abendländischer „Vernunft" bis in die aktuelle Situation und Verwendungsweisen des Begriffs „postkolonial" auf, was in den Titel Eingang findet. Für einen Überblick über postkoloniale Kritik vgl. Loomba (1998), in deutscher Übersetzung liegen wichtige Texte in dem von Bronfen et al. herausgegebenen Sammelband (1997) vor, vgl. a. Conrad/Randeria (2002), die postkoloniale Kritik für die deutsche Geschichtsschreibung und Kulturwissenschaft einführen. Zum Thema von Identität bei Homi Bhabha vgl. Dietrich (2001). Für einen Überblick zu queer theory vgl. Jagose (1996), in deutscher Übersetzung (2001), sowie die Arbeiten von Hark (1993; 1996a und 1996b), Engel (2002), Genschel (1996; 1997) und Genschel/Lay et al. (2001), die queer theory im deutschsprachigen Raum für die Untersuchung von Geschlechterverhältnissen und als Inhalt von Frauen- und Geschlechterforschung einbringen.

oder Post-Entkolonialisierung“ (Hall 1997 [1996c]: 226). Diese zeitliche Bestimmung des Begriffs ist allerdings nicht eine wertende, sondern eine beschreibende Kategorie, die zudem als ein Prozess zu verstehen sei (ebd.). Eine Reihe von AutorInnen beziehen ihre Kritik auf die Vorsilbe „post“, die eine Überwindung des Kolonialismus suggeriere.26 Hall tritt für die Markierung dieses Übergangs ein, der sich vor allem auf die erkenntnistheoretische und erkenntnispolitische Dimension bezieht. Die Geschichte der „westlichen, kapitalistischen Moderne“ gilt es dann von der europäischen Kolonisation als einem „zentralen, umfassenden, Strukturen sprengenden welthistorischen“ Ereignis her zu denken. Kolonisation umfasse dabei „den gesamten Prozeß von Expansion, Erforschung, Eroberung, Kolonisation und imperialer Hegemonisierung“ und fungiere als „konstitutives Draußen“ der europäischen und westlichen Moderne. Es gehe um einen „Bruch mit der gesamten historiographischen Großnarrative“, die die globale Dimension der europäischen Geschichte, der Geschichte der „Moderne“, auf einen Nebenschauplatz bannt, wie sie noch in der historischen Soziologie Max Webers und dem westlichen Marxismus vorzufinden sei: „In dieser Neuausrichtung der Bereiche der Erkenntnislehre und des Macht-Wissen-Komplexes an den Beziehungen von globaler Dimension und deren verschiedenen historischen Formen liegt die wirkliche Herausforderung durch die ‚Periodisierung‘ des ‚Postkolonialismus‘“ (ebd.: 231 f.).

Auf die wissenspolitische Dimension – die Bedingungen und Strukturen der Wissensproduktion – zielt auch Spivaks Untersuchung „postkolonialer Vernunft“. Den Begriff „postkolonial“ bezieht Spivak durchaus auf eine zeitliche Entwicklung, die Ablösung und „Recodierung“ des Objekts des Kolonialismus als „postkoloniales Objekt“, im Anschluss an die weltpolitischen Veränderungen von 1989 (1999: IX). Die kritische Rekonstruktion der literarischen, historischen und philosophischen Metanarrativen solle es letztlich ermöglichen, der Figur der „eingeborenen InformantIn“ auf die Spur zu kommen[27]: „trace a subliminal and discontinuous emergence of the ‚native informant‘: autochtone and/or subaltern“ (ebd.: XI).

Eine weitere Bedingung postkolonialer Theoriebildung fasst Hall prägnant als „Übergang von […] der Differenz zur *différance*“ (Hall

26 Vgl. z. B. McClintock (1995: 10 ff.). Für eine historisch und geopolitisch bestimmte Benennung plädieren Frankenberg/Mani, die für die Vereinigten Staaten einen Begriff „post Civil Rights“ im Unterschied zu „postcolonial“ vorschlagen (Frankenberg/Mani 1993: 293 ff.).

27 Der Begriff „Eingeborene“ ist der entsprechende deutsche Begriff kolonialer Prägung, im Unterschied zu „Einheimische“ (vgl. Arndt/Hornscheidt 2004).

1997 [1996c]: 227; Hervorhebung i. O.). Mit dem Bezug auf Derridas „différance" stützt Hall postkoloniale Kritik auf ein bestimmtes Vorgehen, das darin besteht, die Einteilung sozialer Phänomene in Gegensätze zu überschreiten, indem sie in ihrer gegenseitigen Bedingtheit aufgezeigt werden. Dieser Wandel verpflichte uns, „die binären Oppositionen als Formen der Transkulturation, der kulturellen Translation neu zu lesen, die unweigerlich dazu führen, dass die kulturellen Hier-Dort-Polaritäten ein für allemal hinfällig werden". Die Auswirkungen des Kolonialismus sind in den ehemals kolonisierten Gebieten *und* in den Metropolen der ehemaligen Kolonialmächte auszumachen. Auf diese Weise werde „ein von Dezentrierung, Diaspora-Erfahrung oder ‚Globalität' geprägtes Umschreiben der früheren imperialen Großgeschichten mit der Nation im Zentrum" bewirkt (ebd.). Anders als in der dialektischen Aufhebung bewirkt die *différance* eine Verschiebung von Bedeutungen, eine Verschiebung im Sinne von Verräumlichen und Verzeitlichen.

Spivak bestimmt dieses Verfahren postkolonialer Kritik als „structure of postponements" (1990: 70). Es gehe darum, diese Struktur des Verweisens nachzuvollziehen. Spivaks Formulierung einer Zielsetzung postkolonialer Kritik, die Welt „lesen" zu lernen, um der „Supermacht" etwas entgegenzusetzen, erfordert die Anerkennung der eigenen „Komplizenschaft" in der Wissensproduktion (1999: XII).

Die Ansätze, die hier als „queer" bezeichnet werden, entstehen im Zusammenhang von Lesben- und Schwulenbewegungen vor allem in den Vereinigten Staaten u. a. in der öffentlichen Auseinandersetzung mit Heterosexualität als unhinterfragter Norm im Zuge politischer Kampagnen zu AIDS.[28] Mit dem Begriff „queer" verbindet sich erstens das kritische Hinterfragen dieser Heteronormativität und damit das Wiederaufgreifen und Fortführen der Kritik an Normen als Form von Macht, wie sie seit dem Entstehen von sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen und Theorien, die im Zuge der antikolonialen Bewegungen entwickelt wurden, etwa von Frantz Fanon, formuliert wurde. Zweitens richtet sich die kritische Beschäftigung auch auf die „Diskurse und ihr konstruiertes Schweigen" der Schwulen- und Lesbenbewegungen selbst, so De Lauretis in einem der ersten programmatischen Texte zu „Queer Theory" (1991). Sedgwick stellt die Bedeutung von „across" – dem deutschen Wort „quer" verwandt – in den Mittelpunkt ihrer Definition von „queer" in dem Vorwort der Essaysammlung *Tendencies*:

28 Vgl. z. B. Weeks (1995: 230 ff.); Genschel (1997); Kraß (2003a: 18). Weeks erörtert, dass ähnliche Entwicklungen auch in England, Kanada und Australien stattfanden und nennt einige politische Organisationen in England (ebd.: 232). Kritisch zur Übernahme des Konzepts in bundesdeutsche Subkultur vgl. Genschel (1997).

„[…] *across genders, across sexualities, across genres, across ‚perversions'*. […] The *queer* of these essays is transitive – multiply transitive. The immemorial current that *queer* represents is antiseparatist as it is antiassimilationist. Keenly, it is relational, and strange." (Sedgwick 1994 [1993]: XII; Hervorhebung i. O.).

In Bezug zu sozialen Bewegungen und ihren Organisationen wird damit eine reflexive Auseinandersetzung mit politischen Praxen sogenannter Identitätspolitik der Lesben- und Schwulenbewegungen und der Frauenbewegungen verbunden, wobei sich die Kritik gegen eine essentialisierende Wirkung von Identitätspolitik richtet (vgl. z. B. Weeks 1995: 231) sowie die Ausgrenzungen, die aufgrund bestimmter Selbstzuschreibungen erfolgen. Statt Homosexualität rückt Heterosexualität in den Mittelpunkt politischer Auseinandersetzung, wobei dieser Gegensatz als Effekt von Heteronormativität problematisiert wird. Mit dem Begriff „queer" wird, dem Begriff „postkolonial" als Markierung einer epistemologischen Wende darin vergleichbar, der Anspruch auf Allgemeinheit verbunden: „The preference for ‚queer' represents, among other things, an aggressive impulse of generalization; it rejects a minoritizing logic of toleration or simple political interest-representation in favor of a more thorough resistance to the regimes of the normal" (Warner 1993: XXVI).

Mit dem Begriff „queer" wird allgemein die Ablehnung von Gegensätzen wie „männlich" und „weiblich", „homosexuell" und „heterosexuell" verbunden, die (auch als Ergebnis von Identitätspolitik) als essentialisierend zurückgewiesen werden bzw. ihre gegenseitige Abhängigkeit aufgezeigt wird. In der politischen Arena wird zuweilen auch ein Vergleich mit dem Konzept von „people of color" angestellt, um den Charakter der Bündnispolitik zu betonen.[29]

Eine weitere Zielsetzung von queer Politik und Theorie bezieht sich auf die akademische Wissensproduktion. *Erstens* avanciert der Gegensatz von „homo" und „hetero" zum problematischen Begriff in der Theoriebildung und Geschichtschreibung, was von Sedgwick folgendermaßen auf den Punkt gebracht wird:

„[…] many of the major nodes of thought and knowledge in twentieth-century Western culture as a whole are structured – indeed, fractured – by a chronic, now endemic crisis of homo/heterosexual definition, indicatively male, dating

29 Vgl. z. B. Duggan, die Zitate von AktivistInnen anführt (1992: 25). Zur Vereinnahmung antirassistischer Politik durch queer Aktivismus, die sich in einer fehlenden Hinterfragung rassistischer Strukturen äußere, vgl. El-Tayeb (2003).

from the end of the nineteenth century. The book will argue that an understanding of virtually any aspect of modern Western culture must be, not merely incomplete, but damaged in its central substance to the degree that it does not incorporate a critical analysis of modern homo/hetero definition." (Sedgwick 1990: I).

Während Sedgwick ihre Analysen in der Literaturwissenschaft verortet, De Lauretis als Filmtheoretikerin die Bedeutung von Phantasie und Repräsentationsformen für eine Theorie lesbischen Begehrens und lesbischer Subjektivität behandelt, fordern manche AutorInnen die soziale Theoriebildung heraus, die homo/hetero Definition als konstitutiv für soziale Beziehungen und für Gesellschaftlichkeit im Allgemeinen anzuerkennen und zu untersuchen.[30] *Zweitens* rückt auch die akademische Wissensproduktion in den Blick der queer Kritik, die im Rahmen von „Gay and Lesbian Studies" besonders im englischsprachigen Raum entstanden ist (z. B. De Lauretis 1991). In die deutschsprachige Diskussion wird der Begriff „queer" von Hark u. a. mit der Zielsetzung eingeführt, die Konzeption von Geschlechtlichkeit in feministischer Theoriebildung um die Analyse der homo/hetero Definition zu erweitern, die Untersuchung von Normalisierungs- und Regulierungsverfahren zur Hervorbringung von „Geschlecht" sowie die wechselseitige Bedingtheit mit anderen Analysekategorien wie „Rasse, Klasse, Sexualität, Kultur, Ethnizität" einzufordern (1993: 108).[31] Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass queer Kritik auf die Denaturalisierung von Gegensätzen wie männlich/weiblich, homo/hetero sowie den Gegensatz von Geschlecht und Sexualität zielt, während diese Binarismen als konstitutiv für soziale und kulturelle Praxis in westlichen Industrienationen analysiert werden. Zudem wird der Zusammenhang mit Klassenbildung, Ethnisierung und Rassenkonstruktionen zum Untersuchungsgegenstand erklärt.[32]

30 Vgl. z. B. Epstein (1991); Warner (1993a: IX ff.); Seidman (1994); vgl. die Beiträge in dem von Seidman herausgegebene Band *Queer Theory/Sociology* (1996), besonders Greenberg/Burstyn; Plummer; Stein/Plummer; Ingraham; Namaste; Irvine. De Lauretis' Theorie lesbischer Sexualität ist in ihrem Buch von 1994 entwickelt, dt. Übersetzung 1999.

31 Vgl. a. Hark (1999).

32 Kraß macht die Queer Studies in den Vereinigten Staaten als eine der „gegenwärtig produktivsten Forschungsrichtungen" aus und bezieht sich dabei auf die Ergebnisse einer Bibliographie, die für den Zeitraum von 1990 bis 1996 ca. 600 Veröffentlichungen verzeichnet (2003a: 18). Zu einer Darstellung des deutschsprachigen Feldes vgl. Kraß (2003: 19, Fn. 21). Darüber hinaus wären die Aufsatzsammlungen zu nennen, die von Hark (1996), Etgeton/Hark (1997) und quaestio (2000) herausgegeben wurden. Zu Transgender und Intersexualität vgl. polymorph (2002).

Die vorliegende Arbeit ist feministisch, insofern Geschlechterverhältnisse in dem umfassenden Sinne, wie sie im Zuge von queer Theorie gefasst wurden, zum Inhalt von Theoriebildung und politischer Artikulation werden. Diese Definition kann verschiedene Formen der Politisierung umfassen sowie unterschiedliche Ausgangspositionen, von denen aus sie vorgenommen werden. Das Wort selbst impliziert den Bezug zu Kämpfen, in denen Frauen die Zuschreibungen und Anforderungen der historisch spezifischen Konzeptionen von Weiblichkeit zum Politikum machten und machen sowie die Machtverhältnisse hinterfragen, die sie begründen.

2.5 Skizze der Untersuchung

Die nachfolgend dargestellten Ansätze werden dieser Untersuchung zugrunde gelegt, indem sie wie analytische Instrumente auf die hier untersuchten Texte angewendet werden. Gegensätze, die in diesen Theorien problematisiert werden, werden als „paradigmatische Relationen" aufgefasst, die, Bublitz zufolge, als Diskurspole bestimmt werden können, während sie auf „gesellschaftliche Ordnungsstrukturen" verweisen. Die These, dass die problematisierten Gegensätze als Diskurspole auch die Thematisierung von Identität und des Selbst in den untersuchten Texten organisieren, ermöglicht es, ausgehend von der Textanalyse einen Diskurs zu rekonstruieren. Anders gesagt, soll auf diese Weise herausgearbeitet werden, inwiefern und auf welche Weise der hier rekonstruierte Diskurs in den Arbeiten von George Herbert Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman hervorgebracht wird, indem untersucht wird, ob und auf welche Weise die problematisierten Gegensätze auch diese Texte organisieren und strukturieren. In diesem Zusammenhang werden diskurstragende Kategorien bestimmt, die durch diese „paradigmatischen Relationen" organisiert werden.

Mit „Matrix der Intelligibilität" beschreibt Judith Butler ein Prinzip, das die „heterosexuelle Fixierung des Begehrens" bewirkt, indem ein „Gebiet der kulturellen Intelligibilität" definiert wird durch die Unterscheidung und den Ausschluss von bestimmten „Identitäten", die als „Entwicklungsstörungen und logische Unmöglichkeiten" gelten (Butler 1991 [1990]: 38 f.). Als Verworfene bevölkern sie ‚jene ‚nicht lebbaren' und ‚unbewohnbaren' Zonen des sozialen Lebens, […] die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Leben im Zeichen des ‚Nicht-Lebbaren' jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen" (Butler 1995 [1993]: 23). Dieses Prinzip zur Hervorbringung von „Subjekten" als heterosexuell, indem sie „intelligible Geschlechtsidenti-

täten“ darstellen, wird durch eine kausale Folge definiert: demnach entspringe aufeinander folgend aus „sex“, „gender“, sexuelle Praxis und Begehren. Die heterosexuelle Matrix wird durch ein Ausschlussprinzip bestimmt, das die Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und das Begehren des gegengeschlechtlichen Elternteils ab einem bestimmten Zeitpunkt erfordert. Dieser gegenseitige Ausschluss von Identifizierung und Begehren ist allerdings konstitutiv nicht nur für eine Differenz zwischen „heterosexuell“ und allen Formen von Geschlechtlichkeit, die als nicht „intelligibel“ gelten, da sie diese Matrix in Unordnung bringen. Darüber hinaus wird auch ein asymmetrischer Gegensatz zwischen „männlich“ und „weiblich“ produziert (vgl. 1991 [1990]: 38). Die Gegensätze von *heterosexuell – verworfen*, *heterosexuel – homosexuell* und von *männlich – weiblich* organisieren demnach jene Erscheinung, die als „Person“ auftreten kann:

„‚Kohärenz‘ und ‚Kontinuität‘ der ‚Person‘ sind keine logischen oder analytischen Merkmale der Persönlichkeit, sondern eher gesellschaftlich instituierte und aufrecht erhaltene Normen der Intelligibilität. Da aber die ‚Identität‘ durch die stabilisierenden Konzepte ‚Geschlecht‘ (sex), ‚Geschlechtsidentität‘ (gender) und ‚Sexualität‘ abgesichert wird, sieht sich umgekehrt der Begriff der ‚Person‘ selbst in Frage gestellt, sobald in der Kultur ‚inkohärent‘ oder ‚diskontinuierlich‘ geschlechtlich bestimmte Wesen auftauchen, die Personen zu sein scheinen, ohne den gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechter-Normen (gendered norms) kultureller Intelligibilität zu entsprechen, durch die Personen definiert sind.“ (Ebd.)

Sedgwick stellt ein weiteres theoretisches Modell zur Verfügung, das die Schaffung von Geschlechterverhältnissen als hierarchische Verhältnissen zu analysieren ermöglicht. Sie bezieht sich auf Rubins Übertragung von Lévi-Strauss’ Theorie der Verwandtschaft in die feministische Theoriebildung, derzufolge die Regel des Inzestverbots und des Frauentauschs soziale Beziehungen begründen. Rubin schlägt vor, eine „politische Ökonomie der Geschlechtssysteme“ auf die Regel des Inzesttabus, „obligatorische Heterosexualität und asymmetrische Geschlechtertrennung“ zu stützen (1975: 177 ff.). Daraus entwickelt Sedgwick ein Konzept des „erotischen Dreiecks“ zwischen zwei Männern und einer Frau: „male-male-female erotic triangle“ (Sedgwick 1985: 25). Demnach sind für männlich dominierte Gesellschaften sowohl das hierarchische Verhältnis zwischen Männern und Frauen konstitutiv als auch ein „homosoziales“ Verhältnis zwischen Männern. Sie stellt ein Kongruenzverhältnis zwischen „männlich homosozialem Begehren“ und den „Strukturen patriarchaler Macht“ fest (ebd.). Als „homosoziales Begehren“ wird ein „Kontinuum zwischen homosozial und homosexuell“

definiert, das als solches für Männer in Gesellschaften westlicher Industrienationen „radikal unterbrochen" sei. Für Frauen dagegen scheine die „diakritische Opposition zwischen ‚homosozial' und ‚homosexuell' viel weniger stark und dichotom" zu sein (ebd.: 1). Mit anderen Worten, werden Geschlechterverhältnisse nicht nur zwischen ‚dem Mann' und ‚der Frau' hergestellt, sondern aufgrund eines Verhältnisses zwischen Männern, das die Leugnung homosexuellen Begehrens durch einen radikalen Bruch auf einem Kontinuum zwischen „homosozialem" und „homosexuellem" Begehren beinhaltet. Dieses Verhältnis zwischen Männern sei kongruent mit „den Strukturen für die Erhaltung und Vermittlung patriarchaler Macht" (ebd.: 25).[33] Geschlechterverhältnisse umfassen demnach auch asymmetrische sexuelle Verhältnisse:

„It should be clear, then, […] on the one hand there are many and thorough asymmetries between the sexual continuums of women and men, between female and male sexuality and homosociality, and most pointedly between homosocial and heterosocial object choices for males; and on the other hand that the status of women, and the whole question of arrangement between genders, is deeply and inescapably inscribed in the structure even of relationships that seem to exclude women – even in male homosocial/homosexual relationships." (Ebd.: 25)

Butler und Sedgwick stützen die Konzepte der „heterosexuellen Matrix" und des „erotischen Dreiecks" wie des „homosozialen Begehrens" auf Rubins Theorie der Geschlechterverhältnisse, für die sie Lévi-Strauss' Theorie der Verwandtschaft aufgreift. Sie stellen heraus, dass soziale Beziehungen erstens geschlechtlich strukturiert sind und knüpfen hierin an feministische Theoriebildung an. Bereits Rubin hatte aber „obligatorische Heterosexualität" als konstitutiv für „soziale Organisation" analysiert (1975: 179).[34] Zweitens erfolgt mit Ansätzen, die der queer theory zugeordnet werden können, eine Erweiterung der Konzeption von Geschlechterverhältnissen, die auch gleichgeschlechtliche Verhältnisse als soziale und sexuelle Verhältnisse umfassen. Sedgwick bringt dies auf den Begriff der „homo/hetero Definition", die „westliche Kultur" begründe (Sedgwick 1990: 1).

Mit Butlers Konzept des „melancholischen Geschlechts" erfolgt jedoch nicht nur eine andere Bewertung von sozialen Beziehungen, indem gleichgeschlechtliche Beziehungen als konstitutiv für das, was letztlich

33 Übersetzung I. J.

34 Vgl. Butler (1991 [1990]: 65 ff.). Auch Bourdieu begründet seine Theorie der „männlichen Herrschaft" auf Inzesttabu und Frauentausch, die eine „Ökonomie des symbolischen Tauschs" fundiert (1998).

als legitime soziale Beziehung erscheint, entworfen wird. Darüber hinaus stellt Butler mit der These, dass es nicht das Inzestverbot sei, das Heterosexualität bedinge, sondern das Verbot der Homosexualität, die Verhältnisse auf den Kopf.

„Diese Heterosexualität kommt nicht nur durch das Inzestverbot zustande, sondern zuvor schon durch die Durchsetzung eines Verbots der Homosexualität. Der ödipale Konflikt setzt voraus, dass das heterosexuelle Begehren *bereits* ausgebildet ist, dass die Unterscheidung zwischen heterosexuell und homosexuell (eine Unterscheidung, der letztlich keine Notwendigkeit zukommt) bereits durchgesetzt ist; so gesehen setzt das Inzestverbot das Homosexualitätsverbot voraus, denn es geht von der Heterosexualisierung des Begehrens aus." (Butler 2001 [1997]: 127 f.; Hervorhebung i. O.).[35]

Die melancholische Identifizierung bezeichnet dabei die Bewahrung eines verlorenen Objekts durch seine Verinnerlichung, das auf diese Weise zum Teil des Ichs werde, mehr noch zur „melancholischen *Inkorporation* oder *Einverleibung*" (ebd.: 126 f.; Hervorhebung i. O.). Geschlechtszugehörigkeit und der „geschlechtsspezifisch gemachte [gendered] Charakter des Ichs" ergibt sich demnach aus einem „nicht betrauerten und nicht betrauerbaren Verlust" der Homosexualität (ebd.: 128). Für eine Frau bedeutet das in der Logik psychoanalytischer Theorie, die Mutter als Objekt des Begehrens zu „sperren" und durch melancholische Identifizierung zum Teil des Ichs zu machen. Für einen Mann erfordert seine Heterosexualisierung die Verwerfung des weiblichen Identifikationsobjekts und die melancholische Identifizierung damit sowie die ängstliche Aufrechterhaltung des Unterschieds zwischen sich und einem weiblichen Identifikationsobjekt. Daraus folgt die Verweigerung der Möglichkeit, einen Mann zu begehren: „Sein Verlangen wird heimgesucht vom Schrecken, das zu sein, wonach er verlangt, so daß auch sein Verlangen immer eine Art Schrecken sein wird" (ebd.: 129 f.). Es ist eine doppelte Verleugnung, niemals gleichgeschlechtlich geliebt und niemals einen gleichgeschlechtlichen Verlust zu betrauern gehabt zu haben, die die Ausbildung einer Geschlechtszugehörigkeit zur ‚Frau' und zum ‚Mann' bedingt. Die Performanz des ‚legitimen' Geschlechts – die ‚weibliche' Frau, der ‚männliche' Mann – erscheint als Effekt einer melancholischen Identifizierung (ebd.: 137). Daraus ergibt sich, dass nicht eine gegengeschlechtliche Beziehung für die Subjektkonstituierung und soziale Beziehungen inaugurativ ist, sondern eine gleichgeschlechtliche Beziehung.

35 Zum Entwurf der „Melancholie des Geschlechts" vgl. a. Butler (1991 [1990]: 93 ff.; 1995 [1993]: 308 ff.).

Schließlich werden so legitime Geschlechterdefinitionen festgelegt, worauf Butlers Konzeption des Verworfenen als subjektkonstituierendem Moment zielt. Geschlechterverhältnisse umfassen demnach auch Verhältnisse zwischen legitimen und illegitimen Geschlechtern. Dem anzufügen wäre noch die Bedingung, die von De Lauretis' angeführt wird, derzufolge Geschlechterdefinitionen auch aus einem Verhältnis zum Konzept von ‚Frau' und ‚Mann' und seinen Repräsentationsformen heraus entstehen.[36]

Saïds diskursanalytische Untersuchung des Orientalismus als einem „spezifischen Ort in europäischer, westlicher Erfahrung", legt eine weitere dichotome Differenz offen, die für diese Untersuchung bedeutsam ist: Der Diskurs des Orientalismus ist jenes Gebiet, in dem sich Europa definiert durch die Schaffung von Bildern des „Anderen", so Saïd (1995 [1978]: 1). Ermöglicht wird dieser Diskurs durch den europäischen Kolonialismus, der von Saïd nicht auf militärische und Verwaltungsstrukturen beschränkt wird, sondern gerade die Produktion von Repräsentationen zum Untersuchungsgegenstand macht. Im Orientalismus werde eine Differenz von „überlegen" und „rückständig" für die Idee von Europa strukturierend (ebd.: 7):

„[…] it can be argued that the major component in European culture is precisely what made that culture hegemonic both in and outside Europe: the idea of European identity as a superior one in comparison with all the non-European peoples and cultures. There is in addition the hegemony of European ideas about the Orient, themselves reiterating European superiority over Oriental backwardness usually overriding the possibility that a more independent, or more sceptical, thinker might have had different views of the matter." (Ebd.)

Aus Saïds Untersuchung wird im Folgenden die problematisierte Differenz von *überlegen* und *rückständig* abgeleitet. Darüber hinaus stellt Saïds Darstellung einen spezifischen Mechanismus der Rede von europäischer Identität heraus: Erstens die Selbstdefinition durch die Schaffung von Bildern des ‚Anderen' und zweitens der Anspruch auf Überlegenheit, der damit begründet wird. In dieser Untersuchung wird herausgearbeitet, inwiefern es sich dabei um einen Mechanismus handelt, der auf die Rede von Identität auch unter anderen Vorzeichen und unter umgekehrten Machtverhältnissen zutrifft. Ist die Rede von Identität hierarchisch strukturierend? Wenn ja, unter welchen Umständen und in

36 Vgl. De Lauretis' Theorie lesbischen Begehrens, in der, ausgehend von Filmanalysen, die Bedeutung von Repräsentationsformen und ihrer Legitimität herausgearbeitet wird (1994, dt. 1999).

welcher Weise? Ist die Rede von Identität von einem Anspruch auf Überlegenheit bedingt oder ermöglicht der Anspruch auf Überlegenheit die Rede von Identität? Oder muss unter bestimmten historischen, gesellschaftlichen und politischen Bedingungen von einer politischen Strategie ausgegangen werden, der Unterwerfung in einem Machtverhältnis den Anspruch auf „Überlegenheit" entgegenzusetzen, um soziale Gleichheit zu erlangen? Was dann nicht ein Anspruch auf Überlegenheit, sondern auf Gleichheit ist.

Mit Spivaks Überlegungen zu „Subalternen" und Frauen als Subalternen wird die Definition von Geschlechtlichkeit vor dem Hintergrund des Kolonialismus und seinem Vermächtnis in Indien untersucht. Die Dichotomie der Geschlechterdifferenz wie der Differenz zwischen „fortschrittlich" und „rückständig" wird auf diese Weise verkompliziert. Spivaks Frage nach den Bedingungen des Sprechens im Kolonialismus und nach der Dekolonisation lässt ihre fehlende Repräsentation erkennen. Die ‚Frau' im Kolonialismus wie im Postkolonialismus werde weder in der Erzählung vom Fortschritt durch Zivilisation noch in nationalen Ursprungserzählungen repräsentiert.[37] Vielmehr fungiere sie als „Tauschwert": Der Austausch der ‚Frau' zwischen Feudalismus und Imperialismus, zwischen ‚privat' und ‚öffentlich' habe die Etablierung von Geschichtlichkeit ermöglicht. Die ‚Frau' wird in diesem Handel zur Repräsentationskategorie, wie Spivak an der Geschichte von Rani Gulari aufzuzeigen sucht (1999: 227 ff.). Spivak bezieht sich auf den Ritus des Sati, der Opferung von Witwen, der unter der britischen Kolonialherrschaft verboten wurde. In dieser Lesart stellt das Verbot des Sati, das im Brahmanismus traditionellerweise ein „ideologisches Kampffeld" gewesen sei, die Etablierung der „Zivilgesellschaft" aus dem „häuslichen Chaos" dar, die die Kolonialherrschaft legitimierte:

„I will suggest that the British ignore the space of *Sati* as an ideological battleground, and construct the woman as an *object* of slaughter, the saving of which can mark the moment when not only civil but a good society is born out of domestic chaos. Between patriarchal subject-formation and imperialist object-constitution, it is the place of free will or agency of the sexed subject as female that is successfully effaced." (Spivak 1999: 235; Hervorhebung i. O.)

Auf diese Weise wird die Differenz zwischen „feudal" und „imperialistisch", „privat" und „öffentlich" gewissermaßen auf dem Rücken der ‚Frau' begründet, die diesen (gewaltsamen) Wechsel in der symboli-

37 Spivak veröffentlichte „Can the Subaltern Speak?" zunächst 1988. Der Text wurde Gegenstand kontroverser Diskussionen. In dem Buch *A Critique of Postcolonial Reason* (1999) hat Spivak ihn weiter ausgearbeitet.

schen Ordnung repräsentiert, ohne selbst repräsentiert oder sogar repräsentierbar zu sein. Sie verschwindet zwischen patriarchaler Nationenbildung („patriarchal subject-formation") und Unterwerfung durch den Kolonialismus („imperialist object constitution"). In der disziplinären Geschichtsschreibung sei sie ausgeblendet und in der Erzählung von den Produktionsweisen tauche sie nicht auf, da sie nicht als Wert codiert werde (ebd.: 244 f.). Spivaks Analyse der Bedingungen des Sprechens, die dazu führen, dass die ‚Frau' im Kolonialismus bzw. „Subalterne" nicht verstanden werden, darf allerdings nicht als Idealisierung von Sprachlosigkeit missverstanden werden. Vielmehr gilt sie Spivak als Ausgang für die Forderung, „Lesen" und „Entziffern" zu lernen, was jenseits der allgemein gültigen Kodierungen gesprochen wird. Ich habe diese Ausführungen aufgegriffen, da sie Konzeptionen wie Sedgwicks „erotisches Dreieck" oder die Regel des Frauentauschs auf die Geschichte des Kolonialismus beziehen und damit den Begriff von gesellschaftlichen Verhältnissen erweitern. Außerdem zeigt diese Analyse, dass die dichotome Differenz von ‚modern' und ‚vormodern', ‚fortschrittlich' und ‚rückständig' auch durch Geschlechterverhältnisse definiert ist. [38]

Toni Morrison beschreibt einen Diskurs des amerikanischen „Afrikanismus", der für amerikanische Literatur und darüber hinaus als Redeweise für so eine zentrale Idee der Moderne wie Freiheit fungiere:

„[…] I use the term for the denotative and connotative blackness that African peoples have come to signify, as well as the entire range of views, assumptions, readings, and misreadings that accompany Eurocentric learning about these people. […] Through the simple expedient of demonizing and reifying the range of color on a palette, American Africanism makes it possible to say and to not say, to inscribe and erase, to escape and engage, to act out and act on, to historicize and render timeless. It provides a way of contemplating chaos and civilization, desire and fear, and a mechanism of testing the problems and blessings of freedom." (Morrison 1992: 6 f.)

Diskurstheoretisch gesprochen bedingt der Afrikanismus Aussagen, er stellt „Erkenntnisverfahren und Erkenntniswirkungen" dar, die akzepta-

38 Auch Trinhs Anthropologiekritik (die sich hier vor allem auf Texte von Malinowski stützt), zielt auf die Konstruktion der Differenz von „primitiv" und „zivilisiert". Diese werde durch die Untersuchung von „Eingeborenen" („natives") gewonnen und begründe die Definition des „Menschen" (1989: 55 ff.). Anthropologie sei so Konversation zwischen Weißen Männern: „The ‚conversation of man with man' is, therefore, mainly a conversation of ‚us' with ‚us' about ‚them', of the white man with the white man about the primitive-native man" (ebd.: 65).

bel sind, bzw. Problematisierungen von Freiheit, Zivilisation/Chaos, Begehren/Angst. Dies erfolge durch die Dämonisierung und Verdinglichung eines „Spektrums von Farben" zu „Schwarzsein", die afrikanische Völker repräsentierten. „[T]he power of blackness", schreibt Morrison, bestehe darin, einen Schauplatz für die Vorstellungskraft abzugeben. Die Verdinglichung von Menschen afrikanischer Herkunft in dem System von Sklavenherrschaft in den Vereinigten Staaten stellte ein Mittel der Artikulation dar: „[…] through which historical, moral, metaphysical, and social fears, problems and dichotomies could be articulated. […] In other words, this slave population was understood to have offered itself up for reflections of human freedom in terms other than the abstractions of human potential and the rights of man." (ebd.: 37 f.).

Es seien aber nicht nur die Vereinigten Staaten, in denen die Konstruktion von Afrikanismus vorgenommen werde, so Morrison, auch aus den kulturellen Produktionen in Südamerika, England, Frankreich, Deutschland und Spanien gingen Aspekte eines „erfundenen Afrika" und „rassialisierten Diskurses" hervor (ebd.: 6). Entscheidend sowohl an Morrisons als auch an Saïds Untersuchungen von afrikanistischen und orientalistischen Diskursen ist der Perspektivwechsel, den sie ermöglichen: der Blick auf die Entstehungsbedingungen des Orientalismus und des Afrikanismus ist gegen die Objektivierung gerichtet, die der „Orient" und „Afrika" darstellt. Anders als Foucaults Konzeption des Diskurses, werden allerdings auch ProduzentInnen eines solchen Diskurses ausgemacht. Sie gelten nicht nur als Effekte dieser Diskurse, die zu Subjekten werden, indem sie darin zur Verfügung gestellte Subjektpositionen einnehmen, sondern auch als historisch bestimmbare AkteurInnen. Saïd setzt sich in diesem Punkt ausdrücklich von Foucaults Diskurstheorie ab (1995 [1978]: 23). Morrisons erklärte Absicht ist es, die Subjekte des Rassismus und von Rassenkonstruktionen zu objektivieren: „My project is an effort to avert the critical gaze from the racial object to the racial subject; from the described and imagined to the describers and imaginers; from the serving to the served" (ebd.: 90).

Effekt dieser Diskurse ist die Herstellung der Idee von Europa als „überlegen", wie Saïd schreibt, und von Ideen, die die Moderne bedingen, aufgrund von Rassenkonstruktionen. Die Untersuchung von „Schwarzsein" verweise auf „Weißsein": „[…] it may be possible to discover, through a close look at literary ‚blackness', the nature – even the cause – of literary ‚whiteness'. What is it *for*?" (ebd.: 9; Hervorhebung i. O.). Damit ist erstens der Zusammenhang von diskursiver Hervorbringung der ‚Moderne' und ihrer begründenden Ideen mit Rassenkonstruktionen benannt. Zweitens stellt Morrison einen Mechanismus heraus, wonach Rassenkonstruktionen als Konstruktionen von ‚Weiß-

sein‘ bewerkstelligt werden durch die Verdinglichung von AfrikanerInnen und ihren Nachkommen als ‚Schwarz‘.

Aus diesen Ausführungen werden für die diskursanalytische Rekonstruktion die Gegensätze von fortschrittlich und rückständig, zivilisiert und barbarisch, frei und beherrscht abgeleitet. Die Auswahl der „Diskursfragmente“ wird nach folgenden Kriterien getroffen. Es handelt sich um Textstellen, die aufgrund ihrer Metaphorik, aufgrund von darin hergestellten Gegensätzen auffällig sind, bzw. in denen die herausgearbeiteten Differenzen problematisch gemacht werden. Als Diskurspole werden in dieser Untersuchung u. a. die Thematisierungen von Geschlecht, Geschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenz, von zivilisiert vs. barbarisch, bzw. modern vs. traditionell ausgemacht. Auf diese Weise wird aufgrund der Mikroanalyse bestimmter Textstellen auf „semantische Komplexe“ als diskurstragenden Kategorien geschlossen. Mit Bublitz wird davon ausgegangen, dass es sich bei diesen Gegensätzen um Diskurspole handelt, die gesellschaftlichen strukturellen Differenzen entsprechen. Im Folgenden wird, ausgehend von diesen Ansätzen postkolonialer und queer Kritik, eine wissenschaftskritische Untersuchung unternommen.

3. Historische Voraussetzungen für die Entstehung des sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs

Für die Rekonstruktion des sozialwissenschaftlichen Identitätsdiskurses wird in der vorliegenden Arbeit den disziplingeschichtlichen Entwicklungen sowie sozialen Bewegungsdiskursen seit den 1950er Jahren in den USA ein zentraler Stellenwert zugemessen. Damit ist die These verbunden, dass in den Vereinigten Staaten die Bedingungen für die Entstehung eines Identitätsdiskurses gegeben waren. Im Unterschied zu einer ausschließlich ideengeschichtlichen Untersuchung wird so rekonstruiert, wie die ‚Frage der Identität' als Problematisierungsweise sozialer Phänomene ‚akzeptabel' wurde: wie die ‚Frage der Identität' in Spezialdiskursen und im Interdiskurs hervorgebracht wurde. Wenn hier angenommen wird, dass mit Eriksons Identitätsmodellen von „Ich-Identität" und „Gruppenidentität" (Erikson 1950) eine Schwelle der „Wissenschaftlichkeit" erreicht wird, interessiert im Folgenden, welche spezifischen Bedingungen dieser Entwicklung vorausgegangen sind und sie ermöglichten. Es wird davon ausgegangen, dass wissenschaftliche sowie historische Voraussetzungen, die neben gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen auch rechtliche Bedingungen umfassen, gegeben waren, die die Entwicklung eines Identitätsbegriffs in den Sozialwissenschaften erlaubten.

In Foucaults Chronologie gehen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Schwelle der Positivität und die Schwelle der Epistemologisierung voran, die Schwelle der Formalisierung folgt ihr. Auf diese Chronologie wird zurückgegriffen als Beschreibungsweise für die Entstehung und Veränderungen von Konzeptionen und Modellen, die zur Etablierung eines sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs führten. Es soll

gezeigt werden, wie diese Schwellen sich gegenseitig ablösten oder bereits nebeneinander bestanden. Es wird die These aufgestellt, dass mit Meads Theorie des Selbst sowie Cooleys Konzeption des „looking-glass self", dem Selbst als Spiegel, theoretische Bedingungen geschaffen wurden, die auf einer Schwelle der Epistemologisierung angesiedelt werden können. Diese Theorien sowie die Auseinandersetzungen, Beeinflussungen und Abgrenzungen zu anderen Theorien, die zu jener Zeit diskutiert wurden, werden im nachfolgenden Kapitel dargestellt.

Zunächst werden historische Ereignisse ausgemacht, die in der vorliegenden Arbeit als Thematisierungen auf der Schwelle der Positivität analysiert werden. Foucault zufolge kennzeichnet die Schwelle der Positivität, dass die Autonomie einer diskursiven Praxis erreicht wird, die Anwendung eines einheitlichen „Formationssystems der Aussagen" bzw. seine Transformation (1981 [1973]: 265). Sie werden in Zusammenhang mit Peter Wagners *Soziologie der Moderne* (1995) untersucht. Sie fallen teilweise in eine Zeitspanne, die von Wagner als „erste Krise der Moderne" charakterisiert wird, teilweise in die Zeitspanne, die dieser Krise als „restringiert liberale Moderne" vorangeht (Wagner 1995).

Wagners Konfigurationen der Moderne setzen mit einem „diskursiven Bruch" ein, der „vor mehr als zwei Jahrhunderten" datiert wird und mit der Etablierung „moderne[r] Ideen als imaginäre[n] Bedeutungen für Individuen und Gesellschaften [...], neue[n] Typen sozialer und politischer Themen und Konflikte" einher geht (Wagner 1995: 25). Dieser „diskursive Bruch" ist nicht nur markiert durch neue Diskursformationen in den Humanwissenschaften (Foucault), die der „Entstehung der selbstreflexiven Philosophie der Moderne" (Habermas), ein neues Verständnis von Zeit als sozial und geschichtlich bestimmt und ein „Ende der Naturgeschichte" (Lepenies),[1] sondern führt auch zu einer grundlegenden Unterscheidung zwischen „Moderne" und „Tradition" bzw. – in einer verwandten Lesart – zwischen „Moderne" und „Vormoderne" (Giddens 1996). Diese Definition der Moderne als zeitliche und entwicklungsgeschichtliche Differenz wird auch in spätere sozialwissenschaftliche Konzeptionen von „Selbst" und „Identität" eingehen, wie noch zu erörtern sein wird. Wagners Darstellung der Moderne, die mit einem diskursiven Bruch beginnt, beschreibt jene Transformation, und damit neue Herausbildung eines diskursiven Formationssystems und eines Systems von Aussagen, die als Schwelle der Positivität gekennzeichnet werden kann. Sie bringt Diskursformationen hervor, die für die Konstitution eines sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs grundlegend sind.

1 Vgl. Wagner (1995: 24).

Wagner differenziert drei Konfigurationen der Moderne, die einander jeweils durch „Krisen" ablösen. Die „restringiert liberale Moderne" beginnt in dieser Schilderung mit der Französischen Revolution und der Einführung jener zwei entgegengesetzten und komplementären Diskurse der Moderne von Autonomie und Freiheit einerseits und rationaler Beherrschung andererseits, die eine grundsätzliche Ambivalenz der Moderne begründe. Die „restringiert liberale Moderne" kennzeichne, dass sie auf dem „Projekt einer liberalen Gesellschaft" basierte, das jedoch alsbald in seiner prinzipiellen Offenheit und Universalität als gefährlich erkannt wurde, woraufhin Versuche der Eindämmung gemacht wurden (Wagner 1995: 71). Diese umfassten Grenzziehungen nach „innen" gegenüber Frauen, ArbeiterInnen, Verrückten, sowie nach „außen" gegenüber „Barbaren" und Tradition, die als „Andere" von Vernunft und Zivilisation konstruiert wurden (Wagner 1995: 73 ff.). Eine weitere Form zur Eindämmung der Liberalität ist in der Veränderung staatlicher Institutionen hin zu stärkerer Reglementierung zu sehen (ebd.: 78 ff.). Von Foucault wurde die Einführung des auf das Volk verallgemeinerten Rechts, das die Macht des Herrschers ablöste, in seinen Dimensionen der Disziplinierung in Institutionen wie Gefängnis, Psychiatrie, Schule und Heer beschrieben.[2]

Schließlich nennt Wagner die soziale Konstruktion von Identität eine Form der Beschränkung durch Grenzziehung in der Moderne. Jeder Konfiguration der Moderne wird eine spezifische Ausformung der Identitätsbildung zugeordnet: der „restringiert liberalen Moderne" die Konstruktion von Identität als „askriptiv und natürlich", der „organisierten Moderne" die Konstruktion von Identität als „sozial erworben und quasi natürlich" und der „erweitert liberalen Moderne" die Konstruktion von Identität als „gewählt und frei vereinbart" (ebd.: 86). Zwar wird hier Wagners Auffassung zugestimmt, dass die Idee von Identitätskonstruktionen als ein Phänomen der Moderne zu verstehen ist, insofern sie auf Voraussetzungen fußt, die wohl erst mit der Moderne an Bedeutung gewinnen. Dennoch wird Wagners Darstellung hier insofern widersprochen, da in dieser Arbeit davon ausgegangen wird, dass die Diskursivierung von ‚Identität' erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts u. a. in den Sozialwissenschaften stattfand, durch historisch bestimmbare Ereignisse wie die Konsolidierung von Definitionen nationaler Identitäten nach den zwei Weltkriegen, denen die Definition von Flüchtlingen aufgrund von „nationaler Herkunft" durch den Völkerbund bzw. die UNO korrespondierte[3] und durch das Aufgreifen von Identitätsdefinitionen in sozialen

2 Z. B. in *Überwachen und Strafen* (1975). Auch Wagner verweist an dieser Stelle u. a. auf Foucaults Arbeiten.

3 Vgl. hierzu Noiriel (1994: 83 ff).

Bewegungen. D. h. die Tatsache, dass das Sprechen über ‚Identität' zur Notwendigkeit werden konnte, steht mit spezifischen historischen Bedingungen in Zusammenhang, die nicht in die Vergangenheit ausgedehnt werden können. Vielmehr verweist Wagners Sprechen von ‚Identität', der Rückgriff auf einen bestimmten sozialwissenschaftlichen Begriff, auf die Wirkung dessen, was in dieser Studie als „Identitätsdispositiv" bezeichnet wird: das Hegemonialwerden einer bestimmten Beschreibungs- oder Klassifizierungsweise von sozialen Phänomenen. M. a. W., es wird in Frage gestellt, dass die Bedeutung von Identitätskonstruktionen in den letzten zwei Jahrhunderten, die als Moderne gelten, schon immer gegeben war und lediglich in ihrer Ausformung unterschieden werden können.

Charakteristisch für die „restringiert liberale Moderne" sind, Wagner zufolge, Universalismus und Individualismus als liberales Projekt der Moderne, die gleichzeitig nur in restriktiver Weise zugänglich sind (Wagner 1995: 72). In der „Blütezeit des bürgerlichen Liberalismus", so Hobsbawm, entstand in der Zeitspanne von 1830 bis 1878 das „Nationalitätsprinzip", das sich von dem nachfolgenden Nationalismus und den Debatten um die „nationale Frage" unterscheidet (Hobsbawm 1998: 57 f.). Die Ideen der revolutionären Demokraten hatten das „Volk" zum zentralen Begriff erhoben, der die Gesamtheit von Staatsbürgern eines Staates als „Nation" gegenüber dem Rest der Menschheit definierte, was in der Gleichung „Staat = Nation = Volk" zusammengefasst war (ebd.: 34). Eine liberal-bürgerliche Theorie der „Nation" umfasste zwei Prinzipien, wovon sich das erste auf einen Territorialstaat von einer gewissen Größe bezog und das zweite auf die Idee von Nationenwerdung als Expansionsprozess (ebd.: 44 f.). Das erste Prinzip macht den Zusammenhang zwischen der „klassische[n] Ära des Freihandelsliberalismus mit [der] ‚Nationwerdung'" deutlich. Demnach ist die Entstehung des Kapitalismus zentral mit dem Nationalitätsgedanken verbunden, da er auf den „durch staatliche Grenzen definierten ‚Volkswirtschaften'" basierte, und offensichtlich der politische Pluralismus in Europa der Ort war, an dem sich der Kapitalismus entfaltete. Der Nationalstaat sollte jedoch eine bestimmte Größe haben, da dies für eine wirtschaftliche Entwicklung notwendig vorausgesetzt wurde. D. h. nur einige wenige „Völker" wurden zu „Nationalstaaten" in dieser historischen Zeitspanne. Das Argument der Größe ist mit dem zweiten Prinzip von nationaler Expansion verbunden: gesellschaftliche Entwicklung erforderte in dieser Theorie die fortschreitende Expansion von kleineren gesellschaftlichen Gruppen zu größeren bis hin zur Nation und in einem weiteren Schritt zur weltweiten Universalgesellschaft (ebd.: 45). Zu diesem Prinzip gehörte das Eingehen kleinerer Nationalitäten und Spra-

chen in eine umfassendere Nation. Auch die „Fähigkeit zur Eroberung, [...] der Umstand, ein imperiales Volk zu sein, um einer Bevölkerung die eigene kollektive Existenz zu Bewußtsein zu bringen“ leitete sich in der Praxis aus diesem Prinzip ab. Hier verknüpft sich das „Nationalitätsprinzip“ mit Darwinscher Evolutionstheorie, wonach auf diese Weise „ein Volk sich als soziale Gattung im Kampf ums Dasein erfolgreich behaupten konnte“ (ebd.: 51).[4]

Noiriel weist auf den Zusammenhang von Staatsangehörigkeitsrecht und Flüchtlingsrecht in europäischen Ländern und den Vereinigten Staaten hin: Während ungefähr zeitgleich mit den Nationalstaatsbildungen auch Gesetze zum Umgang mit Ausländern und Flüchtlingen geschaffen wurden, galt für den größten Teil des 19. Jahrhunderts, dass wenige Regulierungen bestanden und es in vielen europäischen Ländern (z. B. in England und Frankreich) und den Vereinigten Staaten eine uneingeschränkte Aufnahme von Flüchtlingen gab (Noiriel 1994: 75 ff.). Staatliche Verwaltungsapparate waren nicht besonders machtvoll, wie das Beispiel von Flüchtlingen in Frankreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt. [5]

Neue Produktionsformen brachten neue gesellschaftliche Klassen in Westeuropäischen Ländern und den Vereinigten Staaten hervor, während die Kolonisierung die Ausbeutung von Rohstoffen und Arbeitskräften sowie die Schaffung neuer Märkte ermöglichte. Industrialisierungsbewegungen in westeuropäischen Ländern und den USA führten im 19. Jahrhundert zu fundamentalen gesellschaftlichen Umwälzungen. Zwar gab es regionale und nationale Differenzen, Geschwindigkeit und Ausmaß betreffend, zusammenfassend kann allerdings festgestellt werden, dass bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Produktionsformen und ihre ökonomischen Bedingungen, Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens und die Rolle des Staats einen grundlegenden Wandel erfahren hatten. Für das Gebiet, das 1871 das Deutsche Reich ausmachen sollte, fand die erste industrielle Revolution zwischen den 1830er und 1870er Jahren statt (Kocka 1986: 296), in den Vereinigten Staaten wird dieser

4 Weitere Kriterien, die in der Praxis die Definition eines „Volkes“ als „Nation“ ermöglichte, waren die Existenz eines Staates sowie einer „alteingesessen kulturellen Elite“ (ebd.).

5 Eine relativ schwache französische Staatsverwaltung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt sich, Noiriel zufolge, am Umgang mit Flüchtlingen erkennen, deren Unvermögen, bestehende Regulierungen gegenüber Flüchtlingen tatsächlich durchzusetzen, auf eine unzureichende Bürokratisierung, die auch eine relative Machtlosigkeit des Staates bedeutete, hinweist. Zwar gab es Bemühungen von staatlicher Seite, die Überwachungen von Flüchtlingen zu gewährleisten, es fehlten jedoch die notwendigen bürokratischen Mittel dazu (Noiriel 1994: 41 ff.).

Prozess bis in die 1860er Jahre datiert (Bridges 1986: 168), während in Frankreich im Vergleich dazu ein verlangsamter Prozess stattfand, der bis ins 20. Jahrhundert reichte (Katznelson 1986: 33). Die Entstehung neuer gesellschaftlicher Klassen machte sich an einem Wandel fest, der von Fragen, die den Handel betrafen, wobei Manufakturbesitzer und Handwerker die Akteure waren, hin zu Klassenfragen führte, die zwischen Industriekapitalisten und LohnarbeiterInnen ausgetragen wurden. Ein deutlicher Unterschied wird zwischen den Arbeiterklassen um 1830 und dem Proletariat, als wenig ausgebildeten FabrikarbeiterInnen, das sich bis ca. 1880 herausgebildet hatte, angenommen.[6] Die Bedingungen von Klassenbildung umfassen mehrere Ebenen. Erstens fanden mit der Entstehung des Kapitalismus ökonomische Veränderungen statt. Die Teilung in Klassen anhand der Unterscheidung aufgrund des Besitzes von Produktionsmitteln ging mit der Entstehung von Lohnarbeit und Märkten, der Kommodifizierung von Geld, Land und Arbeit einher. Zweitens brachten diese Entwicklungen gesellschaftliche Strukturen entsprechend einer Teilung zwischen den besitzenden Klassen und den Klassen der LohnarbeiterInnen hervor. Diesen neuen gesellschaftlichen Klassen entsprachen geographische Unterschiede zwischen Land und (Groß-) Stadt und innerhalb von Städten. Drittens bezieht sich Klassenbildung auf spezifische soziale Gruppen mit gemeinsamen sozialkulturellen Dispositionen, die eine Unterscheidung zwischen den Klassen ermöglichen: die Entstehung von „Klassenbewusstsein".[7]

Die Bedeutung von Organisationen der ArbeiterInnenbewegungen in dem Zeitraum von Beginn des 19. Jahrhunderts bis ca. 1870 in den Vereinigten Staaten unterscheidet sich von den europäischen Ländern. Während beispielsweise in Frankreich und dem Deutschen Reich die Formierung einer starken ArbeiterInnenbewegung stattgefunden hatte, die sich dadurch auszeichnete, dass auf Traditionen der Handwerkervereinigungen aufgebaut werden konnte, bzw. wie im Deutschen Reich gemeinsame Interessen sowohl die Arbeitsplatzsituation als auch die Bedingungen außerhalb des Arbeitsplatzes betrafen, Widerstand von ArbeiterInnen sich auch gegen den Staat richtete, mitunter eine starke Militanz gegenüber den antagonistischen Klassen demonstriert wurde, eine Organisierung auf nationaler Ebene erreicht wurde, sozialistische Inhalte zentral waren, trifft dies für die Vereinigten Staaten nicht zu. In den Vereinigten Staaten gab es vor Beginn des Bürgerkriegs 1861 keine

6 Hobsbawm (1984), vgl. Katznelson (1986: 4).

7 Vgl. Katznelson (1986: 14-21); Kocka (1986: 281 f.). Beide Autoren nennen außerdem eine vierte Ebene der Klassenbildung mit dem Ziel gemeinsamen politischen Handelns, bzw. revolutionärer Umwälzung der Klassenverhältnisse.

einheitliche Organisierung von Arbeiterinteressen (Katznelson 1986: 27; Bridges 1986: 177 ff.). Shefter beschreibt die US-amerikanischen Gewerkschaften seit den 1890er Jahren als wenig anarchistisch oder sozialistisch. Vielmehr wären die Forderungen von ArbeiterInnen ausschließlich auf die Verbesserung der Arbeitsbedingungen gerichtet gewesen, der Staat wurde nicht als Gegner wahrgenommen und die politischen Parteien der Demokraten und Republikaner wurden als legitime Interessenvertretungen aufgefasst. ArbeiterInnen regelten ihre Interessen nicht nur in Gewerkschaften, sondern auch in regionalen politischen Organisationen, die sich eher aufgrund von ethnischen Differenzen als von Klassenunterschieden zusammensetzten (Shefter 1986: 198 f.).

Die industriellen Revolutionen in Europa und den Vereinigten Staaten, die zu einer Verstärkung des Kapitalismus als ökonomischer und gesellschaftlicher Ordnung führten, machten auch weltweite Veränderungen notwendig. Zwar hatte es seit dem 15. Jahrhundert eine koloniale Unterwerfung von Gebieten in Amerika, Afrika und Asien durch Spanien, Portugal, Niederlande, Frankreich und England gegeben, mit den neuen ökonomischen Verhältnissen gingen seit dem 19. Jahrhundert aber intensivere Expansionsbestrebungen von europäischen Staaten sowie den Vereinigten Staaten aus. Die neuen Produktionsbedingungen erforderten nicht nur die Entstehung eines geeigneten Typus von Arbeiter, der die rationalisierte Arbeitsweise ausführen konnte, sondern auch Rohstoffquellen, Arbeitskräfte und immer weitere Absatzmärkte sowie Anlagemöglichkeiten für das Kapital. Im 19. Jahrhundert kommt es zur Kolonisierung z. B. durch England (u. a. Indien, Burma, China, Ägypten), Frankreich (u. a. Vietnam, Algerien), USA (u. a. Philippinen, Kuba), Deutsches Reich (Südwestafrika, Togo, Kamerun, Ostafrika, Neu-Guinea).

Die Anfänge der Sozialwissenschaften werden im 19. Jahrhundert verortet, während die Notwendigkeit für den Aufbau dessen, was später die Sozialwissenschaften ausmachen sollte, mit den gesellschaftlichen Veränderungen durch die Französische Revolution begann. Die Begründung sozialwissenschaftlicher Disziplinen fand jedoch erst in dem Zeitraum zwischen 1850 und dem Ersten Weltkrieg statt (Wallerstein et al. 1996). Die Prämissen dessen, was als Wissenschaft gelten sollte, waren bereits mit dem Newtonschen Modell, in dessen Rahmen eine Koexistenz von Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart hergestellt wurde,[8] und mit dem cartesianischen Dualismus, der fundamentalen Unter-

8 Wallerstein et al. nennen diese Privilegierung der Gegenwart „eine quasitheologische Sichtweise: Ähnlich Gott vermögen wir Gewißheiten zu erlangen und brauchen daher zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht

scheidung zwischen Natur/Mensch, Ding/Geist sowie physischer und sozialer/geistiger Welt, zugrunde gelegt (Wallerstein et al. 1996: 10). Weitere Begriffe, auf denen die Idee der Wissenschaftlichkeit basierte, waren „Fortschritt", „Entdeckung", „Wissenschaft", „Einheit", „Einfachheit", „Meisterschaft", „Universum". Außerdem fundierte eine grundlegende Differenz zwischen Naturwissenschaften, wo experimentelle, empirische Arbeit zum Erhalt objektiven Wissens zentrale Bedeutung bekam, und Philosophie, der der Platz von Spekulation und Einbildungskraft zugewiesen wurde, die Entstehung der wissenschaftlichen Disziplinen (ebd.: 12 f.). Wallerstein et al. weisen darauf hin, dass der Kampf zwischen Naturwissenschaft und Philosophie (bzw. Geisteswissenschaft) um epistemologische Legitimität seit dem 19. Jahrhundert ein Kampf um die Kontrolle des Wissens „über die Welt des Menschen" geworden war, nachdem die Naturwissenschaften das Wissen über die Natur kontrollierten. Dies waren die Voraussetzungen für die Institutionalisierung der Universitäten als privilegierte Orte zur Aneignung von Wissen seit dem späten 18. Jahrhundert in Ländern wie Großbritannien, Frankreich, den deutschsprachigen Ländern, Italien und den USA (ebd.: 21). Im 19. Jahrhundert bildeten sich dort Fächer, und es fand eine Professionalisierung der institutionalisierten Strukturen zur Produktion von Wissen statt.

Zwischen den Disziplinen Mathematik und experimentelle Naturwissenschaften auf der einen Seite sowie Philosophie und Geisteswissenschaften auf der anderen Seite war das „Studium der sozialen Realitäten" zu finden, das sich wiederum in idiographische Geschichtswissenschaft und nomothetische Sozialwissenschaft unterteilte (ebd.: 17). Die Formulierung der Regeln der neuen Wissenschaft zur Erforschung sozialer Realitäten wurde von Comte und Mill entsprechend den naturwissenschaftlichen Prämissen gefasst, als Anfang des 19. Jahrhunderts Begrifflichkeiten wie „soziale Physik", „positive Wissenschaft" (Comte) und „exakte Wissenschaft" (Mill) das Programm bestimmten. Wallerstein et al. führen aus, dass mit der Idee der „sozialen Physik" politische wie soziale Zielsetzungen Comtes verbunden waren, der eine Versöhnung von „Ordnung" und „Fortschritt" anstrebte. Dies sollte geschehen, indem

„die Lösung der sozialen Fragen an ‚eine kleine Anzahl intelligenter Elite' übergeben werde. Auf diese Weise könne mittels der Installation einer neuen geistigen Macht die Revolution ‚beendet' werden. Die technokratische Grundlage und die soziale Funktion der neuen sozialen Physik wurde auf diese Weise klar zum Ausdruck gebracht." (Ebd.: 19)

mehr zu unterscheiden, koexistiert doch alles in einer unveränderlichen Gegenwart" (ebd.: 10).

Diese Zeitspanne, die in Wagners Darstellung der Moderne die „restringiert liberale Moderne“ ausmacht, lässt sich in Bezug auf den später entstehenden sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ als „Schwelle der Positivität“ begreifen. Es findet die Formation von Diskursen statt, die der sozialwissenschaftlichen Diskursformation, die hier zu beschreiben sein wird, vorausgehen und sie bedingen. Sie bringen Differenzen hervor, die den sozialwissenschaftlichen Diskurs strukturieren werden, wie beispielsweise die Differenz zwischen Tradition und Moderne, Geschlechterdifferenz sowie Vernunft und Wahnsinn, d. h. Differenzen, die mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen der Unterscheidung in „normal“ und „nicht-normal“ zugrunde liegen. Im „Nationalitätsprinzip“ sind die Ideen von Entwicklung, wirtschaftlichem Fortschritt und territorialer Expansion, bzw. Inklusion miteinander verknüpft. Die sich herausbildenden Differenzen umfassen neue Produktionsbedingungen und allokative Praktiken. Als solche generieren sie einen Komplex von Problem- und Fragestellungen, die für die Entstehung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen ausschlaggebend sind. Dabei handelt es sich um die begleitenden Widersprüche dieser Neuerungen, wonach einerseits die freiheitlicheren gesellschaftlichen und rechtlichen Ordnungen, die mit den bürgerlichen Revolutionen in Europa und den Vereinigten Staaten eingesetzt werden sollten, für alle gleichermaßen gelten sollten, andererseits sich abzeichnete, dass das Ausmaß an Produktivität und Reichtum, das mit den industriellen Revolutionen und fortschreitendem Kapitalismus zu erreichen war, auf der Ausbeutung von gesellschaftlichen Gruppen der ArbeiterInnen basierte wie auf der Unterwerfung von weitläufigen Gebieten und den dort lebenden Bevölkerungen. Die Entstehung der Sozialwissenschaften kann demnach als Versuch der Bewältigung einer unvollendeten bürgerlichen Revolution verstanden werden, wie das Zitat Comtes nahe legt. Gleichermaßen werden die dargestellten Diskurse die Inhalte der Sozialwissenschaften bestimmen. Die Art und Weise, wie dies geschehen wird, ist in deren Geschichte und dem sich herausbildenden Gegensatz zwischen nomothetischen und idiographischen Wissenschaften angelegt. Außerdem sollte der Wille zum Wissen über die Welt des Menschen, der sich in den Kämpfen zwischen diesen zwei auseinanderliegenden Polen von Wissenschaft erzeugte, neben der europäischen Arbeiterschaft auch aufgrund des sich ausbreitenden Kolonialismus Objekte finden, die seiner Vermehrung dienten.

Wenn also auf der „Schwelle der Positivität“ Diskursformationen in der „restringiert liberalen Moderne“ ausgemacht werden, so ist dafür charakteristisch, dass sie grundsätzliche gesellschaftliche Umwälzungen in Europa und den Vereinigten Staaten in den ersten 80 Jahren des 19.

Jahrhunderts bedingen, die einerseits von den Versprechen des bürgerlich-revolutionären Liberalismus getragen wurden und andererseits auf Ausbeutungsverhältnissen gründeten. Kennzeichnend ist außerdem die beginnende Herausbildung von Formen der Kollektivbildung und kollektiven Organisierung: von politischen (Nationalstaat), ökonomischen (Kapitalismus), gesellschaftlichen (Klassenbildung aufgrund des Widerspruchs zwischen Kapital und ArbeiterInnenschaft) und wissenschaftlichen Formen (z. B. Sozialwissenschaften), die noch unvollendet und im Aufbau befindlich sind.

In der Zeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg wurde dann die Unterscheidung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen vorgenommen, aus der Motivation heraus „‚objektiviertes' Wissen über die ‚Wirklichkeit' auf der Basis empirischer Befunde" zu gewährleisten (Wallerstein et al.: 21). Diese Bemühungen finden zu einer Zeit statt, in der Wagner die „erste Krise der Moderne" verortet.

4. Selbst als Spiegel der Gesellschaft

Das Bild vom „Selbst“ als Spiegel der Gesellschaft wurde von C. H. Cooley geprägt.[1] Die Konzeption eines Begriffs des Selbst in den Arbeiten von Cooley und Mead gilt gemeinhin als Zäsur, die die Definition eines sozialtheoretischen im Unterschied zu einem philosophischen Begriff des Selbst anzeigt.[2] Am Beispiel von George Herbert Meads Theorie des Selbst wird nun die Entstehung dieser sozialen Theorie des Selbst in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen sowie der Transformation des „Nationalitätsprinzips“ und des Industriekapitalismus in den Vereinigten Staaten analysiert. Die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen erfolgte vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Widersprüche wie Verarmung der Arbeiterklassen und Arbeitskämpfe, während die Bildung von Oligopolen in den Vereinigten Staaten zunahm. Die Sozialwissenschaften entstanden auch im Hinblick darauf, für diese gesellschaftliche Situation Analysen und ‚Lösungen‘ anzubieten. Dabei wird die These aufgestellt, dass die Konzeption des Selbst als „Spiegel der Gesellschaft“ in diesem Zusammenhang zum Instrument der Beschreibung und Analyse von gesellschaftlichen Phänomenen wurde, die unter der Parole der „sozialen Frage“ gefasst wurden.

Als *„sozialwissenschaftlicher“ Begriff des Selbst* wird er im Zuge der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen hervorge-

1 Cooleys *Human Nature and the Social Order*, in dem die Konzeption eines „social self“ als „reflected or looking-glass self“ entwickelt wird, erscheint 1902. Cooley war in den Jahren von 1891 bis 1894 an der Universität von Michigan ein Kollege Meads (Wenzel 1990: 24).

2 Vgl. z. B. Hall (1994 [1992]: 182); Wagner (1998: 53); in De Levitas begriffsgeschichtlicher Darstellung ist William James der Begründer des „modernen Identitätsbegriffs“, des Selbst, das sich aus „me“ als Begriff der Selbstreflexion, und „I“ zusammensetzt (1971 [1965]: 45).

bracht. Charakteristisch ist, dass er in Zusammenhang mit sozialer Kontrolle konzipiert wird.[3] Die Theorie des Selbst, derzufolge das Selbst durch die Verinnerlichung sozialer Kontrolle entstehe, impliziert auch die Vorstellung von „Individuen", die sozialer Kontrolle erst unterworfen werden müssen, und daraus folgend zu „sozialen" gemacht werden müssen. Diese Thematisierung des Selbst wird hier als Phänomen der „Organisierung" sozialer Praktiken (Wagner 1995) analysiert. An Meads Theorie des Selbst wird herausgearbeitet, wie auf diese Weise eine sozialtheoretische Formulierung sozialer Phänomene und die Definition von Klassifizierungen zu ihrer Beschreibung und Analyse erfolgt. Meads Theorie stellt demnach ein Gebiet der Hervorbringung eines Spezialdiskurses dar, der in Wechselwirkung mit einem Interdiskurs steht: zusammen formieren sie einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" auf der Schwelle der Epistemologisierung.

Meads Werk gilt als begründend für die Sozialpsychologie. Die Zuschreibung eines „klassischen Rangs" (Joas 1978: 7) trägt auch der Rezeption in der Soziologie Rechnung. Eine weitere Zuordnung, die für Meads Werk vorgenommen wird, ist, den Symbolischen Interaktionismus begründet zu haben,[4] was allerdings auf eine nachträgliche Zuschreibung zurückzuführen ist (Joas 1978: 8). Auch die Einordnung von Meads Werk als begründend für den sozialpsychologischen Identitätsbegriff muss als nachträglich ausgemacht werden und ist vermutlich einer spezifisch deutschsprachigen Lesart zu verdanken, indem mit der Vorwegnahme des sozialpsychologischen Identitätsbegriffs in der Übersetzung von Meads Texten gewissermaßen Fakten erst geschaffen wurden. Auf Meads Werk rekurrieren Theorien sozialen Handelns.[5] Die Bezeichnung „Sozialtheorie" bezieht sich u. a. auf die über disziplinäre

3 Der Begriff des Selbst wird entgegen der deutschsprachigen Tradition der Subsumierung unter den Identitätsbegriff hier beibehalten. Tugendhat hat kritisiert, dass in Ulf Pachers Übersetzung von *Mind, Self and Society* der Begriff „self" als „Identität" übersetzt wird (Tugendhat 1979: 247). Dies gilt auch für die Übersetzung von Klaus Laermann in der Ausgabe *Gesammelte Aufsätze* und ist ein Ergebnis nicht nur einer ungenauen Übersetzung, sondern einer spezifisch deutschen Rezeptionsgeschichte in Zusammenhang mit den Bemühungen um die Etablierung des sozialwissenschaftlichen Begriffs „Identität" seit den 1970er Jahren. In dieser Arbeit wird dagegen der Unterschied zwischen „Selbst" und „Identität" stark gemacht.

4 Zur werkgeschichtlichen Auseinandersetzung vgl. z. B. Baldwin (1986) und Aboulafia (Hg.) (1991).

5 Zu nennen wären etwa Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981), Joas' *Die Kreativität des Handelns* (1996), Joas (Hg.) 1985, Wagners *Strukturen des Subjekts* (1993).

Grenzen hinausreichende Wirkungsgeschichte (vgl. Wenzel 1990: 7), und wird auch in dieser Arbeit verwendet.

Für die folgende textanalytische Untersuchung werden Texte aus Meads Werk herangezogen, die als zentral für seine Theorie des Selbst erachtet werden. Dazu gehören die Vorlesungen über Sozialpsychologie,[6] die in dem Band *Mind, Self and Society* 1934 posthum veröffentlicht wurden. Die dort entwickelten Überlegungen entstanden im Zeitraum zwischen 1900 und 1930 und gelten als grundlegend für die spätere Entwicklung der Theorie des symbolischen Interaktionismus (Bulmer 1984: 30). Die Untersuchung bezieht sich außerdem auf *Philosophy of the Present* (1932) sowie auf Aufsätze, die in Fachzeitschriften veröffentlicht wurden. Sie wurden ausgewählt, da Meads Theorie darin weiter ausgearbeitet ist und da sie wissenschaftstheoretische Überlegungen oder zeitgeschichtliche Bezüge beinhalten.[7] Wie oben dargestellt, werden die Texte auf die aus Ansätzen postkolonialer und queer, bzw. feministischer Theorien herausgearbeiteten Gegensätze hin untersucht. D. h. es wird ein besonderes Augenmerk auf die Thematisierung dieser Gegensätze gelegt, so dass Textstellen, denen in einer disziplinär üblichen Lesart unter Umständen keine besondere Bedeutung zukommen würde, auf diese Weise zum Inhalt der Untersuchung werden können. Es wird zu untersuchen sein, inwiefern die in postkolonialen und queer Theorien problematisierten Gegensätze Meads Theorie des Selbst strukturieren und inwiefern sie außerdem den hier zu rekonstruierenden Diskurs organisieren.

4.1 Zur Organisierung sozialer Praktiken im „imperialen Zeitalter“

Ende des 19. Jahrhunderts werden Veränderungen in manchen europäischen und den Vereinigten Staaten manifest, die von Wagner als „Krise der restringiert liberalen Moderne“ beschrieben werden. Mit dem Auftauchen der „sozialen Frage“, der Formulierung der Probleme, die sich für viele aus neuen Produktionsbedingungen und liberalen allokativen Praktiken ergaben, traten zunehmend die Widersprüche zwischen liberalen politischen Theorien und sozialen Realitäten zutage (Wagner 1995: 88 f.), zwischen einem expandierenden Kapitalismus und seiner Infrage-

6 Es handelt sich um Mitschriften der Vorlesungen aus den Jahren 1927 und 1930.

7 Längere Zitate werden im Original wiedergegeben. Wegen der Lesbarkeit werden kurze Zitate, die in einen Satz eingefügt wurden, in deutscher Übersetzung wiedergegeben.

stellung durch ArbeiterInnenorganisationen, um nur einige der Widersprüche zu nennen, die für diese Zeitspanne charakteristisch waren (Hobsbawm 1989: 20). Tendenzen zur „Selbstauslöschung der Moderne" wurden festgestellt: je allgemeiner moderne Praktiken wurden, umso mehr war „die Verwirklichung der Moderne als historisches Projekt" gefährdet, wie manche zeitgenössische Kritiker einwandten (Wagner: 109).[8] Diese „erste Krise der Moderne" führte demnach zu einem Umschlagen „liberaler Praktiken" in „organisierte Praktiken", d. h. zu einem höheren Grad institutioneller und gesellschaftlicher Organisation, die Wagner als Distanzierung von liberaler Gesellschaftstheorie und Verstärkung der „Bildung kollektiver Arrangements" charakterisiert. Während liberale Praktiken auf der freien „Verständigung und Assoziierung" basierten, setzten organisierte Praktiken die vorherige Bildung kollektiver Arrangements voraus, die als „homogene" Gruppen von einem Führer repräsentiert werden, so Wagner (ebd.: 112 f.). Hobsbawm nennt die Zeitspanne von 1875 bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 das „imperiale Zeitalter". In Anlehnung an Lenins Begriffsbestimmung, definiert Hobsbawm unter dem „neuen" Imperialismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts den „Aufstieg von Großunternehmen und Oligopolen sowie zunehmende Eingriffe des Staates in die wirtschaftliche Sphäre", der einer „Zeit der Konkurrenz zwischen rivalisierenden, industriekapitalistischen Volkswirtschaften" folgte und einen „Prozess der Abkehr von einem Kapitalismus des *laissez-faire*" darstellte (Hobsbawm 1989: 98; Hervorhebung i. O.). Nicht zuletzt ist diese Form des Kapitalismus durch die „imperiale Herrschaft" einiger weniger Länder über eine Mehrheit von anderen aufgrund von wirtschaftlicher und militärischer Vorherrschaft gekennzeichnet.

Zu den Effekten dieser organisierten Praktiken zählen die Veränderung der Definition von Nationalismus und Nationalstaat und die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in europäischen und den Vereinigten Staaten. Die Definition von Nation und von nationalen Grenzen erhielt aufgrund von bestimmten rechtlichen, technischen, ökonomischen, gesellschaftlichen und die Weltpolitik betreffenden Veränderungen eine neue Bedeutung. So fand auf der einen Seite die Definition von Staatsbürgern durch die Einführung bestimmter Gesetze wie Staatsbürgerschaftsrecht, Wahlrecht und in manchen europäischen Staaten durch die Einführung

8 Neben Marx und seiner Kritik an politischer Ökonomie, Webers Kritik an Organisationen und Bürokratie, idealistischer „Lebensphilosophie", Kritik der Moral bei Durkheim bezieht sich Wagner auf den nordamerikanischen Pragmatismus und die in diesem Rahmen geäußerte Kritik an Philosophie und positivistischer Wissenschaft (Wagner 1995: 105-109).

von Sozialgesetzgebung statt, auf der anderen Seite die Definition derjenigen, die keine Staatsbürger waren, da sie von diesen Rechten ausgenommen waren. Die Instituierung demokratischer Herrschaftsformen in Europa und den USA erfolgte gleichzeitig mit nationaler Abschottung durch Regulierung von Einwanderung, des Aufenthalts von Nicht-Staatsangehörigen sowie ihrer Ausweisung.[9] In den Vereinigten Staaten folgte auf die Verabschiedung eines einheitlichen Staatsbürgerschaftsrechts 1868 und eines Wahlrechts 1870, das Afroamerikaner integrierte, 1882 das „Chinese Exclusion Act", ein Einwanderungsverbot für Chinesinnen und Chinesen. Auf diese Weise wurde eine rationelle Unterscheidung zwischen Staatsangehörigen und Ausländern rechtlich begründet.

Seit dem Ersten Weltkrieg gehört das Ausstellen von nationalen Ausweispapieren zu Akten nationaler Souveränität, wodurch der Besitz eines Passes und folglich nationale Zugehörigkeit zu einer unabdingbaren Notwendigkeit wurde (Noiriel 1994: 74 f.; 162 f.). Umgesetzt wurde diese Entwicklung durch technische Fortschritte in der Fotografie, die Erfindung von Technologien anthropometrischer Identifikationsverfahren im Laufe des 19. Jahrhunderts (ebd.: 142 ff.), die die Herstellung von Ausweisen anhand von verallgemeinerbaren Kriterien von Personen erlaubte: In den Ausweisen wurden Personen fortan durch die Dokumentation bestimmter Merkmale – wie beispielsweise Fotografien und Angaben über Körpergröße, Augenfarbe und Geschlecht – identifizierbar gemacht, während sie gleichzeitig national definiert wurden. Über die Ausweise erfuhren die Körper von Individuen eine neue Bedeutungszuweisung nicht nur durch die Registrierung von Körpermerkmalen, sondern durch ihre nationale Zuschreibung: die Konzeption von identifizierbaren Körpern als national registrierten.

Den Homogenisierungsbestrebungen im Rahmen der Nationalstaatsbildung ging die Herausbildung von Unterscheidungskriterien innerhalb der Staaten parallel, die gesellschaftliche Unterschiede repräsentierten. Organisierung erforderte Differenzierung zwischen den Angehörigen

9 Noiriel zeigt, dass in Frankreich mit der Einführung des Staatsbürgerschaftsrechts 1889 ein restriktiverer Umgang mit Flüchtlingen einsetzte. In anderen europäischen Staaten bestanden folgende Regelungen: Im Deutschen Reich gab es keine rechtlichen Grundlagen bezüglich des Status von Ausländern, und es kam zu brutalen Ausweisungen ganzer nationaler Gruppen, wie beispielsweise von Russen aus Posen, so Noiriel. In den Niederlanden war eine Aufenthaltsgenehmigung für Ausländer erforderlich, in der Schweiz eine Einwanderungserlaubnis. In England wurde 1905 das „Alien Act" eingeführt, was einen kontrollierenden und regulierenden Staat sowie die Ausweisung von Ausländern ermöglichte (Noiriel 1994: 75 f.).

eines Nationalstaats, was auf unterschiedlichen Ebenen geschah. Es fand erstens eine rechtliche Differenzierung statt, indem Frauen, Kolonisierte, Sklaven und Flüchtlinge vom Wahlrecht oder vom Staatsbürgerschaftsrecht selbst ausgeschlossen waren, bzw. indem sie erst nach und nach darin integriert wurden.[10] In den Vereinigten Staaten erfüllten zum Zeitpunkt der 1787 verabschiedeten Staatsverfassung weniger als ein Viertel der weißen, männlichen Bevölkerung die Voraussetzungen für die Zulassung zum Wahlrecht, das einen Mindestbesitz und die konfessionelle Bindung an die anglikanische Kirche erforderte (Wersich 1995: 695). Nachdem 1868 zunächst das Staatsbürgerschaftsrecht und 1870 das Wahlrecht für Afroamerikaner eingeführt worden war, erhielten Frauen 1920 das Wahlrecht, Angehörige der indigenen Bevölkerung wurden 1924 als StaatsbürgerInnen zugelassen (ebd.: 156).[11] Diese auf den Nationalstaat bezogenen rechtlichen Unterscheidungen repräsentierten und reproduzierten gesellschaftliche Differenzen. In Sozial- und Wohlfahrtsstaaten wurde zweitens die bürokratische Identifizierung derjenigen notwendig, die bezüglich der Sozialgesetze Ansprüche geltend machen konnten. Ein Effekt dieser bürokratischen Identifizierung war gleichzeitig, dass sich die „neu organisierte Gesellschaft" so vor Kriminellen und Ausländern schützte (Noiriel 1994: 297). Demokratische und sozial- oder wohlfahrtsstaatliche Rechte basierten also auf Kriterien der Nationalität. Mit den Versuchen zur Beherrschung der „sozialen Frage" entsteht die nationale Frage, die eine Definition der Nation als fest abgegrenztem homogenem Raum erforderte, für den überdies Maßnahmen wie Protektionismus oder die Einführung einer nationalen Währung Gültigkeit hatten. Gleichzeitig wird die ‚Nation' in der Moderne zu einem sozialen Streitpunkt, d. h. gesellschaftliche Auseinandersetzungen werden über nationale Zugehörigkeiten ausgetragen und Auseinandersetzungen über Definitionen der ‚Nation' bzw. über die damit verbunde-

10 Das allgemeine Wahlrecht beispielsweise wurde in vielen Ländern erst in mehreren Etappen verallgemeinert. Manche Bevölkerungsgruppen wie Flüchtlinge oder Angehörige eines kolonisierten Gebietes – dies gilt z. B. für den deutschen Kolonialstaat bis zu dem Nachfolgestaat Bundesrepublik – bleiben jedoch von Staatsbürgerschafts- wie Wahlrecht dauerhaft ausgeschlossen. Andere ehemalige Kolonialstaaten wie England integrierten Angehörige aus kolonisierten Ländern in die englische Staatsbürgerschaft.

11 Die sukzessive Einführung und Wiedereinschränkung des Staatsbürgerschafts- und Wahlrechts betraf besonders AfroamerikanerInnen. Die Trennung von einzelstaatlicher und gesamtstaatlicher Staatsbürgerschaft führte zusätzlich zu uneinheitlichen Regelungen. Erst mit dem Staatsbürgerschaftsrecht von 1868 wurde Staatsbürgerschaft aufgrund von Einbürgerung oder Geburt innerhalb des Jurisdiktionsbereichs der USA definiert (Wersich 1995: 156).

ne Bedeutungsgebung als Kämpfe zwischen gesellschaftlichen Klassen oder Klassenfraktionen.[12] Noiriel spricht in diesem Sinn von einer „Nationalisierung der Gesellschaft".

Dass die Gewerkschaften in den Vereinigten Staaten die Einführung des „Chinese Exclusion Act", des Einwanderungsverbots für chinesische ArbeiterInnen, unterstützten (Burchell 1992: 193), zeigt, wie soziale Fragen – in diesem Fall den Arbeitsmarkt betreffend – über die Zuweisung nationaler Differenzen als nationalstaatliches Problem behandelt wurden. Gesellschaftlich ging dies einher mit der Konstituierung eines Interdiskurses, der es ermöglichte, Japaner und Chinesen „zur Bedrohung amerikanischer Lebensart" zu erklären (ebd.: 194). In den Jahren 1921, 1924 und 1927 folgten Quotengesetze, die die Einwanderung aus Süd- und Osteuropa einschränkten, da man glaubte, dass es sich dabei um „rassisch minderwertige Menschen, die nicht assimilierbar, radikal und gefährlich wären", handle. Mit dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg wurde ein Einwanderungsverbot für Personen verfügt, die „wahrscheinlich der Öffentlichkeit zur Last fallen", so die Formulierung im Gesetzestext. Weitere Einwanderungsverbote gab es 1929 für Teile Asiens, z. B. für Japan (ebd.: 196).

Die Konsolidierung von Nationalstaaten bringt demnach eine Notwendigkeit der Klassifizierung mit sich: „Nation" als Unterscheidungsmerkmal gewinnt im Vergleich zum ersten Teil des 19. Jahrhunderts an Bedeutung. Es war die Rede von einem „Recht auf Selbstbestimmung"

12 So entsteht beispielsweise das französische Staatsangehörigkeitsrecht 1889 aus Konflikten zwischen Großindustrie und Militär auf der einen Seite, die Arbeitskräfte und Soldaten benötigten und deswegen das *jus solis* favorisierten, und dem aristokratischen Milieu, das das *jus sanguinis* befürwortete. Schließlich wurde ein Staatsangehörigkeitsrecht eingeführt, das beide Prinzipien vereinte (Noiriel 1994: 70 f.). Aber auch soziale Konflikte wurden über die „Nationenfrage" vermittelt. Hobsbawm stellt einen Zusammenhang von Schichtzugehörigkeit und Nationalismus als Gesinnung fest, demzufolge Ende des 19. Jahrhunderts vor allem in unteren Mittelschichten ein militanter Nationalismus und Antisemitismus vorherrschte in Ländern wie dem Deutschen Reich, Österreich und Frankreich (Hobsbawm 1998: 143). Er speiste sich aus einer „Ablehnung der neuen proletarischen sozialistischen Bewegungen, nicht nur weil sie proletarisch waren, sondern weil sie internationalistisch (oder zumindest nicht nationalistisch) gesinnt und aktiv waren" (ebd.: 145; Hervorhebung i. O.). Hobsbawm zufolge verstanden sich die unteren Mittelschichten – im Gegensatz zu ArbeiterInnen, die sich als „Klasse" definierten – „als die Gruppe der eifrigsten, loyalsten und ‚achtbarsten' Söhne und Töchter des Vaterlandes" (ebd.). In diesem Zusammenhang ist auch das Eintreten von Angehörigen dieser Schicht für den Gebrauch einer einheimischen Sprache als Schriftsprache zu sehen, war doch mit der Teilhabe an einer offiziellen Landessprache soziale Mobilität verbunden (ebd.: 140).

einzelner Nationen, ein Status, den nun nicht mehr nur Staaten von einer bestimmten Größe für sich in Anspruch nahmen, sondern „*jede* Gemeinschaft von Menschen, die sich als ‚Nation' betrachteten" (Hobsbawm 1998: 122; Hervorhebung i. O.). Eine Veränderung in der Definition von „Nation" besteht also in der Verdrängung des Kriteriums „Größe" zugunsten der Kriterien „ethnische Zugehörigkeit" und „Sprache" (ebd.). Mit der Bildung neuer Nationalstaaten in Europa seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde gleichzeitig eine neue Definition eingeführt: der Begriff von nationalen „Minderheiten" als „‚Unter-Völker', denen die nationale Würde verweigert wurde", wurde im Völkerrecht erstmals in den Verträgen im Anschluss an den Ersten Weltkrieg definiert (Noiriel 1994: 79 f.). Die Verallgemeinerung des „Rechts auf Selbstbestimmung" wird, Noiriel zufolge, zur Hauptursache von Flüchtlingsströmen in westlichen Demokratien seit Ende des 19. Jahrhunderts (ebd.: 81).

Zum Prozess der Konsolidierung von Nationalstaaten gehörte auch die Definition als Kolonialmacht im „imperialen Zeitalter". Diese Bedeutung bestimmte sich einerseits gegenüber anderen Nationen als Kolonialmächten sowie durch die Unterscheidung „fortschrittlich" von „rückständig", die auf das Verhältnis zwischen kolonisierenden Nationen und kolonisierten Gebieten bezogen wurden. „Kolonialreiche" konstituierten sich als eine neue Art von Imperien. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs waren Afrika und der Pazifische Raum unter den Kolonialmächten England, Frankreich, Deutschland, Niederlande, Vereinigte Staaten und Japan aufgeteilt worden.[13] Die Kolonisierung war zunächst von wirtschaftlicher Bedeutung für die Kolonialstaaten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts war eine Weltwirtschaft entstanden, die die sogenannten „entwickelten" Länder untereinander sowie die „entwickelten" mit den „unterentwickelten" Ländern über umfassende wirtschaftliche Transaktionen, Transportwege und Austauschbeziehungen miteinander verband. Die in den Kolonialstaaten aufgrund der industriellen Revolutionen neu entstandenen Erfordernisse nach Rohstoffen und Märkten führte zu der Schaffung kolonialer und halbkolonialer Territorien, die abhängig vom Weltmarkt waren. Neben den wirtschaftlichen Funktionen des Kolonialismus, die mit politischen eng verknüpft waren, war auch eine symbolische Bedeutung ausschlaggebend: der Besitz von

13 Ein Viertel der gesamten Erdoberfläche wurde zwischen 1876 und 1915 zwischen einigen wenigen Staaten (neu) aufgeteilt. Es war eine Zeit, in der die oben genannten Staaten ihre Territorien in erheblichem Maße vergrößerten (Hobsbawm 1989: 82).

Kolonien fungierte als Statussymbol gegenüber den anderen Kolonialmächten.[14]

Diese Entwicklungen gingen einher mit einer grundlegenden Unterscheidung zwischen „fortschrittlichen", „starken" und „rückständigen", „schwachen" Ländern. Neben den ökonomischen Auswirkungen findet die Strukturierung einer symbolischen Ordnung statt, die nun der neuen ökonomischen Ausdehnung entsprechend von weltweitem Umfang war: Es ging um die Einteilung der Welt in eine „zivilisierte" und eine „barbarische" wie „rückständige" Welt (vgl. Hobsbawm 1989: 106). Zu den Auswirkungen des Kolonialismus gehörte die Prägung der Welt gemäß dieses Unterschieds: „Verwestlichung" als die Notwendigkeit der Orientierung an den Ideen der westlichen Welt, selbst und gerade im Widerstand gegen die Kolonialherrschaft.[15]

4.2 Die Institutionalisierung der Sozialwissenschaften

Die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen in der Zeit zwischen 1850 und dem Ersten Weltkrieg[16] an Universitäten Europas und der Vereinigten Staaten (Wallerstein et al. 1996: 20) ist vor diesem Hintergrund der „Krise der restringiert liberalen Moderne" und dem Übergang zu einer „organisierten Moderne" zu sehen. Die Entwicklung sozialwissenschaftlicher Disziplinen steht in dem Kontext des Virulentwerdens von gesellschaftlichen Widersprüchen, der sogenannten „sozialen Frage", zu deren Beherrschung sie Instrumente zur Verfügung stellen sollte. Die Differenzierung von sozialwissenschaftlichen Disziplinen in Ökonomie, Soziologie und Politologie als nomothetische Sozialwissenschaften, im Unterschied einerseits zu den idiographisch verfahrenden Geisteswissenschaften[17] und andererseits zu Disziplinen wie Rechts-

14 Ebd.: 79-92.

15 Hobsbawm weist darauf hin, dass die Ideologien, denen Revolutionsbewegungen in kolonisierten Ländern im beschriebenen Zeitraum des Imperialismus folgten, auf die Zeit zwischen der Französischen Revolution und Mitte des 19. Jahrhunderts zurückgingen. So griffen die Regierungen Brasiliens, Mexikos und die frühe türkische Revolution den Positivismus August Comtes als Modernisierungstheorie auf (ebd.: 103).

16 Wagner/Wittrock bestimmen die „Gründungsphase" der institutionalisierten Sozialwissenschaften bis 1920 (Wagner/Wittrock 1991a: 6).

17 Geschichtswissenschaft, Anthropologie und Orientalistik standen insofern zwischen diesen zwei Polen, als sie zwar auch gesellschaftliche Verhältnisse untersuchten, allerdings – jedenfalls zeitweise – sich eher zu den idiographisch verfahrenden Disziplinen zählten. In den deutschsprachigen Ländern firmierten bis zu den 1920er Jahren Sozialwissenschaften als

wissenschaft, Psychologie und Geographie, die zunächst nicht als grundlegende sozialwissenschaftliche Disziplinen etabliert wurden (Wallerstein et al. 1996: 22 ff.), geht mit Spezialisierung und Institutionalisierung einher. Sie kann deswegen ebenso zu den organisierten Praktiken in Reaktion auf die damalige gesellschaftliche Situation gezählt werden, die auf den Begriff der „sozialen Frage" gebracht wurde. In Europa ist die Entstehung der Soziologie mit der Etablierung des Sozial- oder Wohlfahrtsstaates und den dazugehörigen organisierten Praktiken verknüpft (Nowotny 1991: 23), in den Vereinigten Staaten hingegen waren Universitäten eher darauf ausgerichtet, zur wissenschaftlichen Bildung verschiedener Gruppierungen beizutragen (Wagner/Wittrock 1991a: 8).

Die Probleme, die in den USA der Nach-Bürgerkriegszeit mit der Entfaltung des Kapitalismus einhergingen, waren denen in Europa vergleichbar. Aufgrund eines gesellschaftlich stärker verankerten Liberalismus (vgl. Wagner 1995: 92 f.), traten die gesellschaftlichen Widersprüche zwischen der Beherrschung von Markt und Volkseinkommen durch wenige Unternehmen und Armut der Arbeiterklassen allerdings im Vergleich zu europäischen Verhältnissen in verschärftem Ausmaß auf.[18] Die gesellschaftliche Situation in den Vereinigten Staaten war Ende des 19. Jahrhunderts außerdem durch eine stark anwachsende Immigration bestimmt.[19] Anders als in Europa zeichnete sich die Lage in den Vereinigten Staaten allerdings durch einen relativ schwachen Staat und eine starke Mittelklasse aus.

Die Gründung vieler Universitäten in den Vereinigten Staaten im Zeitraum von 1890 bis 1920 war mit dem Geld von Großindustriellen finanziert worden – wie beispielsweise die Universität von Chicago von

„Staatswissenschaften" (Wallerstein et al. 1996: 26; Wagner/Wittrock 1991a: 8). Politikwissenschaft wurde bis ca. 1945 oft als „politische Philosophie" betrieben (Wallerstein et al.: 27).

18 Die Entstehung von Oligopolen in den Vereinigten Staaten nahm bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs folgende Formen an: 1913 kontrollierten 2% der Bevölkerung 60% des Volkseinkommens, allein Rockefeller (Ölindustrie) und Morgan (Eisenbahn-Gesellschaft) besaßen zusammen 20% des Eigentums. Seit Ende des 19. Jahrhunderts fand eine Organisierung der ArbeiterInnen statt, 1886 wurde die „American Federation of Labour" und 1905 „Industrial Workers of the World" gegründet. Es kam zu teilweise gewalttätigen Auseinandersetzungen und Lohnkämpfen zwischen ArbeiterInnenorganisationen und Kapital, bis zu 1000 Streiks wurden jährlich ausgerufen (Kinder/Hilgemann 2000: 395). 1877 setzte Präsident Hayes die Armee gegen streikende Eisenbahner ein, die in vier Städten Streiks ausgerufen hatten, u. a. in Chicago (Carruth 1956: 313).

19 Von 31,3 Millionen 1860 hatte sich die Bevölkerung bis 1914 zu 91,9 Millionen nahezu verdreifacht. Davon waren 21 Millionen EinwohnerInnen immigriert (Kinder/Hilgemann 2000: 395).

John D. Rockefeller 1890. Die höhere Bildung wurde auf diese Weise zur Angelegenheit von Geschäftsmännern, „educational entrepreneurs", deren Werte der „new corporate liberal order" korrespondierten (Manicas 1991: 47 f.). Während in Europa mitunter eine personelle Verbindung von sich institutionalisierenden Sozialwissenschaften und Staat bestand, gilt für die USA eine vergleichbare Verbindung zwischen Wirtschaft und Universitäten. Die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich relevanten Fragen, die den sich entwickelnden Kapitalismus, die Situation von ArbeiterInnen und die Veränderungen betrafen, die sich mit der Immigration ergaben, fand entsprechend der Philosophie der „new corporate liberal order" statt. In diesem Sinne wurde die Entwicklung der Sozialwissenschaften als „industrialized social science of specialists" umgesetzt, so Manicas (ebd.: 56 f.).

An der Formierung organisierter Praktiken in Bezug auf den Nationalstaat hatten die sozialwissenschaftlichen Disziplinen über die Diskurse und Instrumente, die in ihrem Rahmen entwickelt wurden, auf unterschiedliche Weise Anteil. Zuallererst lieferten sie jene Diskurse, die es ermöglichten, Themen wie „Sicherheitsverlust" und „Suche nach neuen Sicherheiten" zu formulieren sowie die Fragen, die um den Komplex der „sozialen Frage" gruppiert waren, intelligibel zu machen. Nowotny beschreibt dies als Form der Kanalisierung und Disziplinierung eines losen gesellschaftlichen Diskurssystems, das so für Institutionen und deren „KlientInnen" oder „PatientInnen" „nutzbar" gemacht wurde (Nowotny 1991: 23 ff.). Die Sozialwissenschaften waren an der Transformation der Auffassung von „Armut" beteiligt, die nun nicht mehr als „schicksalhaftes [...] Ergebnis ökonomischer Prinzipien und/oder individueller Verfehlung [galt], sondern als ‚gesellschaftliches Übel', das kollektive gesellschaftliche Interventionen und kollektivierte schützende Arrangements erforderte und offen dafür war" (ebd.: 36 f.). In den Vereinigten Staaten fand im Kontext der ASSA, der 1865 gegründeten „American Social Science Association", zunächst eine Definition von Armut als „moralischem Problem" statt, die sich zu einer Auffassung von der Notwendigkeit einer Spezialisierung der Sozialwissenschaften auf die Beherrschung von Armut wandelte (Manicas 1991: 52 ff.). Außerdem trugen die Sozialwissenschaften zur Transformation von „Armen" in „ArbeiterInnen" bei, später in „Angestellte", in den Sozial- oder Wohlfahrtsstaaten auch in BürgerInnen mit „sozialen Rechten", die zu „PatientInnen" und „KlientInnen" wurden (Nowotny 1991: 39).

Die sozialwissenschaftlichen Disziplinen waren auf zwei Weisen an der symbolischen Konstruktion des Nationalstaats beteiligt, erstens insofern, als sich ihre Analysen auf die „soziale Frage" im Rahmen des Nationalstaats bezogen. Zweitens laborierte man an dem Unterschied

zwischen ‚fortschrittlich' und ‚rückständig', ‚zivilisiert' und ‚primitiv', indem mit dem Rückgriff auf die zu dieser Zeit populär werdende Evolutionstheorie Darwins die Unterwerfung des überwiegenden Teils der Welt unter einige wenige, vor allem europäische, Staaten erklärt wurde (Wallerstein et al. 1996: 36). In der Bemühung um wissenschaftliche Legitimation bezog man sich auf die Naturwissenschaften, sei es die Physik Newtons oder die Biologie Darwins (ebd.). Diese wurden durchaus auch als konkurrierend aufgefasst, wie die nachfolgende Diskussion von Meads Theorie zeigen wird.

Die Sozialwissenschaften waren an der Herausbildung von Diskursen von Homogenisierung und Differenzierung beteiligt, die die Entstehung der Form des Nationalstaats bedingten. Um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurde mit der Entwicklung der Statistik als sozialwissenschaftlicher Methode eine Beschreibung der sozialen Welt gefunden, die einerseits eine Verallgemeinerung in Bezug zum Nationalstaat ermöglichte.[20] Andererseits wurden Klassifizierungen geschaffen, die auf die Analyse und Kontrolle jenes Komplexes von Problemen zielten, der mit der „sozialen Frage" umschrieben war. Die „homogene Sprache der Statistik" als „pragmatisches, interaktives Medium für die Beziehungen von gesellschaftlichen Kräften" löste die „von der widersprüchlichen Sprache des Rechts hervorgebrachten Antagonismen" ab (Donzelot 1991: 173; s. a. Wagner 1995: 163 ff.).[21] Statistik als Technik, die soziale Tatsachen schafft, indem sie „Dinge zusammenhält", wie Desroisières schreibt, spielte eine Schlüsselrolle bei der insti-

20 Die Normen für eine „legitime Beschreibung der sozialen Welt" änderten sich grundsätzlich zwischen 1895 und 1935: Untersuchungen, die sich mit der Armut der Arbeiterklassen befassten, wurden nicht länger lediglich regional ausgeführt, sondern es war die Notwendigkeit für den Bezug zur „Nation" entstanden, da eine Verbesserung der Situation Gesetze erforderte, so Desroisières. Den Übergang von regionalen Untersuchungen hin zu Untersuchungen, die Verallgemeinerungen auf die national definierte Gesellschaft erlaubten, kennzeichneten zwei landesweite Umfragen, durchgeführt von Bowley in Groß Britannien nach 1900, und von Kiaer in Norwegen 1895 (Desroisières 1991: 212).

21 Das 1848 in Frankreich verabschiedete allgemeine Wahlrecht – das ausschließlich für Männer galt – beinhaltete, Donzelot zufolge, die sich widersprechenden Rechte auf Arbeit einerseits und auf Besitz andererseits (Donzelot 1991: 170 f.). Was hier am Beispiel Frankreichs erläutert wird, gilt auch für die Konstitution anderer Nationalstaaten als Rechtsform. Das „allgemeine" Recht, dessen Einführung die „Gleichbehandlung" aller, die einem bestimmten Nationalstaat angehörten, zum Ziel hatte, verdeckte nur die nach wie vor bestehenden und neu entstehenden Ungleichheiten zwischen den derart zusammengefassten Bürgerinnen und Bürgern. Anders formuliert: Das allgemeine Recht gründete auf gesellschaftlichen Widersprüchen.

tutionellen und kognitiven Konsolidierung der Sozialwissenschaften (Desroisières 1991: 196 ff.). Die sozialwissenschaftliche Methode der Statistik ermöglichte es, „die Kontingenz von besonderen Fällen und Umständen zu transzendieren und *Dinge* herzustellen, *die zusammenhalten*, die Qualitäten von Allgemeingültigkeit und Dauer aufweisen" (ebd.: 200; Hervorhebung i. O.). Dabei besteht eine Verbindung zwischen der Konstruktion von Kategorien durch Statistik, der Konstruktion des Staates, indem diese Kategorien übernommen wurden, und gesellschaftlichen Reifikationen (ebd.: 207 f.). In sozialwissenschaftlichen Diskursen wurde auf diese Weise ein Zusammenhang hergestellt zwischen „*Management* und *Beschreibung* der sozialen Welt, die beide auf Standardisierung und Kodifizierung basierten" (ebd.: 212; Hervorhebung i. O.).

Nicht selten war dieser Zusammenhang in einer Person repräsentiert, wenn Sozialwissenschaftler gleichzeitig Politiker waren oder einem der Sozialverbände angehörten, die sich zur Verbesserung der Situation von ArbeiterInnen gegründet hatten. Derartige institutionelle Verbindungen bedingten die Institutionalisierung der Sozialwissenschaften sowohl an europäischen als auch an US-amerikanischen Universitäten. Indem sie Problemdefinitionen sowie die Suche nach Erklärungen und Lösungen bestimmten, waren sie ausschlaggebend bei der Definition der Sozialwissenschaften. Wenn in den Vereinigten Staaten eine Spezialisierung und Professionalisierung der Sozialwissenschaften früher in Gang kam als an europäischen Universitäten, ist dies sicherlich auch dem Einfluss einer „new corporate liberal order" zuzuschreiben, die für die Etablierung der Sozialwissenschaften als „industrialized social science of specialists" (Manicas) die Voraussetzungen stellte. Diese Bedingungen bestimmten die Herangehensweise in den Sozialwissenschaften nach 1900, die vorwiegend an Fragen nach einem „Nutzen" und weniger an Fragen nach „Ursachen" orientiert waren, Fragen, die auf Vorhersehbarkeit und Kontrolle zielten, im Gegensatz zu gesamtgesellschaftlichen Konzeptionen: „a ‚science' of complaisant interpretations, apologies and projected remedies", so Veblens kritische Einschätzung,[22] der einer der Akteure war in dem Kampf um die Definition der neu entstehenden Sozialwissenschaften.

Dabei verbanden sich institutionelle Bedingungen mit den Bemühungen um wissenschaftliche Legitimation, die am Anfang der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen stand. Die drei konkurrierenden Konzeptionen, die, Manicas zufolge, in die Konstitution

22 Dieses Resümee zog Veblen (Veblen 1957 [1918]: 136) der die Suche nach kausalen Erklärungen für sich selbst in Anspruch nahm (Veblen 1961 [1906]), zitiert nach Manicas (1991: 50 f.).

der Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten eingingen, müssen in Zusammenhang mit der Unterscheidung zwischen nomothetischen und idiographischen Epistemologien gesehen werden, die die Durchsetzung von bestimmten Definitionen sozialwissenschaftlicher Disziplinen als legitimen zuließen. Wissenschaftlichkeit war an die Erforschung von Gesetzmäßigkeiten und an Gegenwartsbezogenheit gebunden, und Disziplinen, die sich als wissenschaftlich zu etablieren trachteten, aus diesem Grund um eine nomothetische Grundlegung bemüht. Das beinhaltete die Auffassung von zu untersuchenden Phänomenen als „Fallbeispiele" statt „Individualitäten", die Untergliederung von sozialer Realität, das Bemühen um „strikt wissenschaftliche Methoden" wie theoriegeleitete Hypothesen und möglichst quantitative Beweisführung, Systematizität bei der Erhebung und Auswertung von „Daten" (Wallerstein et al. 1996: 38).[23]

Zu den drei Konzeptionen, in die sich die Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten differenzierten, zählt Manicas erstens einen Entwurf, der auf einer „ausgesprochen deutschen, historischen und ganzheitlichen" Gesellschaftskonzeption basierte[24], zweitens eine „optimistische Variation der ‚alten' laissez-faire politischen Ökonomie" (Manicas 1991: 48 f.; Hervorhebung i. O.). Drittens beschreibt Manicas „eine stringent anti-metaphysische, empirizistische Wissenschaftsphilosophie", die sich nach 1900 als grundlegendes Prinzip der Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten durchsetzte (ebd.: 50). Im Unterschied zu europäischen Universitäten institutionaliserten sich die Sozi-

23 Die Soziologie war von Anfang an von Comte als „positivistisch" entworfen worden. Die Psychologie bezog ihre Legitimation von der Definition als „biologische" Wissenschaft, die ihre Objekte im medizinischen und nicht im sozialen Feld bestimmte (Wallerstein et al. 1996: 34). Anthropologie und Orientalistik standen in Abgrenzung zu den sozialwissenschaftlichen Disziplinen, indem sie auf einer idiographischen Epistemologie basierten. Dies galt für die Anfänge der Anthropologie, deren Vertreter einen Unterschied nicht-europäischer „Stämme" zu begründen und zu legitimieren suchten (ebd.: 29), wie auch für die Orientalistik, die sich zu den Geisteswissenschaften zählte (ebd.: 31).

24 Die Zuschreibung „deutsch" geht darauf zurück, dass viele spätere Wissenschaftler gegen Ende des 19. Jahrhunderts ihr Studium an deutschen Universitäten absolviert hatten, mehrheitlich in Disziplinen, die später als Sozialwissenschaften definiert wurden. Das Studium an einer deutschen Universität oder an einer anderen europäischen Universität im 19. Jahrhundert war durchaus üblich, da in den Vereinigten Staaten zu diesem Zeitpunkt nur wenige Universitäten existierten. Zu den Männern, die an deutschen Universitäten studiert hatten, zählten viele derjenigen, die die neuen Universitäten in den Vereinigten Staaten aufbauen und gestalten sollten, sowie „beinahe die gesamte führende erste Generation von Akademikern der Sozialwissenschaften", so Manicas (ebd.: 48).

alwissenschaften in den Vereinigten Staaten als sich „pragmatisch spezialisierende Professionen". Während in Europa Definitionen als „ganzheitliche Sozialwissenschaft" und „formalisierte disziplinäre Diskurse" etabliert wurden, kam es in den Vereinigten Staaten zur Ausdifferenzierung verschiedener Professionen, denen die Organisierung in jeweils verschiedenen Verbänden entsprach. Die pragmatische Arbeitsteilung zwischen den Professionen Ökonomie, Geschichte, Psychologie, Soziologie und Politikwissenschaft machte die Notwendigkeit für eine „kohärente, theoretische Grundlage für diese spezifische Unterteilung oder die jeweiligen disziplinären Komponenten" überflüssig, so Wagner/Wittrock. Einigkeit herrschte jedoch über eine „Verpflichtung auf eine empirische, oft und zunehmend quantitative Methodologie und auf eine Auffassung von der Nützlichkeit wissenschaftlicher Kenntnisse für die angeblich politisch neutralen Lösungen gesellschaftlicher Probleme" (Wagner/Wittrock 1991b: 345 ff.).

Diese Einteilungen sowie die Äußerungen Veblens lassen die Hypothese zu, dass die Auseinandersetzungen um wissenschaftliche Legitimation sich in den Vereinigten Staaten an dem Gegensatz zwischen ‚metaphysisch' versus ‚empirisch' entzündeten, wobei dem Pol ‚metaphysisch' offenbar auch Attribute wie ‚gesamtgesellschaftlich' oder ‚deutsch' zugeordnet wurden. Dieser Konflikt bestimmt – wie noch zu zeigen sein wird – auch Mead, der eine „gesellschaftliche" Perspektive des Selbst in seiner Theorie zu etablieren suchte, während er sich gegen jegliche „Metaphysik" stets abgrenzte.

4.3 Selbst und soziale Kontrolle

Meads Theorie des Selbst wird im Folgenden als Effekt eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" untersucht und gilt in dieser Darstellung als beispielhaft für das Erreichen einer Schwelle der Epistemologisierung dieses Diskurses. Eine erste These zu seiner Rekonstruktion bezieht sich auf die sozialhistorische Situation, die als krisenhaft wahrgenommen und in dem Diktum von der „sozialen Frage" auf den Begriff gebracht wurde: Der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt" stellt eine Problematisierungsweise von zutagetretenden gesellschaftlichen Widersprüchen und den damit verbundenen Auseinandersetzungen dar. Chicago war seit Ende des 19. Jahrhunderts eine Großstadt, in der gesellschaftliche Umbrüche von erheblichem Ausmaß vor sich gingen. Zwischen 1893 und 1930 hatte sich die EinwohnerInnenzahl auf ca. 3,3 Millionen verdreifacht; um 1900 waren 50% davon ImmigrantInnen, während der Anteil von Afro-

amerikanerInnen 1910 mit 2% einen geringen Anteil ausmachte.[25] Chicago war bis 1900 aufgrund seiner Lage am Lake Superior und durch ein gut ausgebautes Eisenbahnnetz zum größten Getreidemarkt und größten Fleischverarbeitungszentrum der Welt angewachsen (Killick 1992: 138). Es repräsentierte aufgrund seiner Bevölkerungsstruktur nicht nur einen sogenannten ‚melting pot', sondern war auch ein Ort gewaltsamer Lohnkämpfe wie etwa dem Haymarket Riot 1886 und dem Pullman Strike 1894[26] und war von Massenarmut geprägt (Bulmer 1984: 13). An die Sozialwissenschaften, die an der 1890 von Rockefeller gegründeten Universität von Chicago eingerichtet wurden, wurden Erwartungen herangetragen, zur Lösung sozialer Probleme beizusteuern. Es gab Verbindungen zwischen Stadt und Universität, u. a. über das „Chautauqua movement" für Erwachsenenbildung, aus dem sich etliche Lehrende rekrutierten, sowie aufgrund einer Reformorientierung, die aus diesem Nexus von sozialreformerischen Verbänden und sich institutionalisierenden Sozialwissenschaften hervorging. Die Universität von Chicago stellte einen neuen Typus von Universität dar, die nun nicht mehr ausschließlich Bildung gewährleistete, sondern an der auch empirische Untersuchungen vorgenommen wurden. Sie steht für Spezialisierung durch Forschung statt Generalisierung, wie sie bis dahin in den anderen Universitäten vorherrschte.[27] Auf diese Weise wurden die Sozialwissenschaften als nutzen- und lösungsorientiert, basierend auf empirischer Forschung, als Disziplinen institutionalisiert. Small gründete das erste „department" für Soziologie mit der Absicht, sie als Disziplin zu entwickeln (Bulmer: 32 f.).

Foucaults Beschreibung zufolge kennzeichnet die Schwelle der Epistemologisierung, dass die Formierung eines Diskurses als „Modell" oder „Kritik" eine „beherrschende Funktion" erlangt. Die Zuordnung von Meads Theorie des Selbst zu einer Schwelle der Epistemologisierung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Sub-

25 Bis 1930 war der Anteil von Schwarzen in Chicago auf 7% gestiegen (Bulmer 1984: 12).

26 Bei dem auch als „Haymarket Massacre" bekannten Ereignis kam es bei einer Versammlung am Haymarket Place zu Zusammenstößen zwischen Arbeitern und der Polizei, die schließlich das Feuer eröffnete (Carruth 1956: 338). Der Streik von Arbeitern der Pullmanwerke wurde mit Einsatz der Armee niedergeschlagen (ebd.: 369).

27 Vgl. Bulmer (1984: 17-24). Meads Engagement für soziale Reformen in Chicago, das sich zum einen in der Mitgliedschaft in verschiedenen sozialreformerischen Verbänden (Wenzel: 31 f.) und in der Durchführung reformorientierter Untersuchungen im Zeitraum von 1906 bis 1912 äußerte (Bulmer 1984: 24), zeigt, dass die gesellschaftlichen Probleme in Chicago durchaus Inhalte seines – auch wissenschaftlichen – Denkens und Handelns waren.

jekt“ stützt sich auf die These, dass es sich dabei um eine sozialtheoretische Formulierung gesellschaftlicher Widersprüche handelt, indem eine Theorie des Selbst als eine Wirkung sozialer Kontrolle aufgestellt wurde. Wenn in dieser Arbeit die theoretischen Überlegungen Meads als „Theorie“ bezeichnet werden, so geschieht dies mit gewissen Einschränkungen. Mead entwickelte nie systematisch eine Theorie als solche, d. h. es kann nicht von einer Theorie im Sinne eines Systems logisch widerspruchsfreier, voneinander ableitbarer und empirisch überprüfbarer Aussagen gesprochen werden. Von Theorie ist die Rede im Sinne eines Komplexes von theoretischen Postulaten, Prämissen, Thesen, Schlussfolgerungen und Aussagen, die durch die Konstruktion von Gesetzmäßigkeiten in einen kausalen Zusammenhang gebracht werden. Kennzeichnend für die Schwelle der Epistemologisierung ist die Entstehung einer Theorie des Selbst als Effekt der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen durch Spezialisierung und Professionalisierung an der Universität von Chicago. Es geht um die Fundierung eines wissenschaftlichen Programms und Objekts während der Differenzierung von sozialwissenschaftlichen Disziplinen: Epistemologisierungsprozesse als die Formulierung von Theorien über soziale Phänomene, indem man wissenschaftliche Normen zu begründen sucht. Für die Schwelle der Epistemologisierung ist die Bemühung um wissenschaftliche Normen charakteristisch, die es in einer wissenschaftskritischen Untersuchung, im Sinne einer archäologischen Beschreibung, aufzudecken gilt: „Auf diesem Niveau [der Schwelle der Epistemologisierung] dient die Wissenschaftlichkeit nicht als Norm: was man in dieser archäologischen Geschichte freizulegen versucht, sind die diskursiven Praktiken, insoweit sie einem Wissen Raum geben und dieses Wissen das Statut und die Rolle von Wissenschaft annimmt“, wie Foucault die Zielsetzung einer wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchung auf der Schwelle der Epistemologisierung beschreibt (1981 [1973]: 271). „Theorie“ bezeichnet die Transformation von diskursiven Formationen in epistemologische Figuren, die Bemühung um eine „wissenschaftliche“ Beschreibung oder Konzeption von sozialer Realität, ohne die Schwelle der Wissenschaftlichkeit oder Formalisierung zu erreichen.

Bestimmung eines wissenschaftlichen Objekts

Mead gehörte an der Universität von Chicago dem „department“ für Philosophie, Psychologie und Pädagogik an, als er unter dem Einfluss des „Pragmatismus“ seine Überlegungen anstellte über das, was von Dewey als das „beherrschende Problem in seinem Denken“ beschrieben worden war: „die Beschaffenheit des Bewusstseins als persönlich und

privat".[28] In Abgrenzung zum Behaviorismus von Watson und der Untersuchung des „objektiv sichtbaren Verhaltens" bestimmte Mead das „bewusste Verhalten" zum Objekt des Interesses (GIG: 40 ff.). Der Bezug zum Behaviorismus dient Mead als Methode (ebd.: 46), soll letztlich aber die Untersuchung des Bewusstseins und seiner Entstehung ermöglichen, wobei der Behaviorismus Meadscher Prägung „die Handlung des menschlichen Wesens innerhalb seiner natürlichen gesellschaftlichen Situation" betone (ebd.). Das Verhalten als Untersuchungsgegenstand ermöglicht zum einen Rückschlüsse auf die Erfahrung (GIG: 75). Zum anderen wird auf diese Weise ein Gegenstand bestimmt, der bei der Differenzierung der Disziplinen eine Rolle spielt. Als ein Gebiet der Psychologie bestimmt Mead die Kontrolle menschlichen Verhaltens in der Erziehung von Kindern (GIG: 73 f.), und darüber hinaus in der Erforschung dessen, was „normal" und was „anomal" ist (ebd.). Die Definition der Erfahrung, des Bewusstseins und des Verhaltens als Inhalte und Untersuchungsobjekte der Psychologie erfolgt in Bezug zu der Institutionalisierung der Disziplinen an der Universität von Chicago sowie im Hinblick darauf, für soziale Widersprüche in der damals aktuellen Situation Instrumente der Analyse und Lösungen anzubieten. Die Psychologie als „praktische Wissenschaft" (GIG: 74) solle auf diese Weise auch die Kontrolle von Verhalten ermöglichen:

„The motive back of modern psychology gets an expression in the field of mental testing, where one gets correlations between certain situations and certain responses. It is characteristic of this psychology that not only it is as behavioristic as it can be […], but it also is interested in getting such statements and correlations so that it can control conduct as far as possible." (MSS: 35)

„It is essentially a control problem to which the psychologist is turning. It has, of course, its aspect of research for knowledge. We want to increase our knowledge, but there is back of that an attempt to get control through the knowledge which we obtain; and it is very interesting to see that our modern psychology is going farther and farther into those fields within which control can be so realized." (MSS: 37)[29]

Das Gebiet des Interesses wird auch in Abgrenzung von und Auseinandersetzung mit den Sozialwissenschaften definiert:

28 So die Beschreibung Deweys in der Einleitung des 1932 veröffentlichten Bandes *The Philosophy of the Present* (vgl. Cook 1991: 89).

29 In der deutschen Übersetzung GIG: 73; 75.

„Social science in anthropology, in sociology pure and impure, dynamic and static, has not yet found its scientific method. It is not able to satisfactorily define its objects, nor to formulate their laws of change and development. Until the social sciences are able to state the social individual in terms of social process, as the physical sciences define their objects in terms of physical change, they will not have risen to the point at which they can force their object upon an introspective psychology. We can to-day foresee the possibility of this. Eugenics, education, even political and economic sciences, pass beyond the phase of description and look toward the formation of the social object. We recognize that we control the conditions which determine the individual. His errors and shortcomings can be conceivably corrected. His misery may be eliminated. His mental and moral defects corrected. His heredity, social and physical, may be perfected. His very *moral self-consciousness through normal and healthful social conduct*, through adequate consciousness of his relations to others, may be constituted and established. But without awaiting the development of the social sciences it is possible to *indicate the nature of the consciousness* which psychology itself analyzes, the presupposition of social objects, whose objective reality is a condition of the consciousness of the self." (Mead 1910: 177; Hervorhebung I. J.)

Wenn das Bewusstsein und seine Entwicklung zum Untersuchungsgegenstand gemacht wird, so geschieht dies mit der Begründung, auf diese Weise „die Bedingungen, die das Individuum bestimmen, zu kontrollieren" und „seine geistigen und moralischen Defekte zu korrigieren". Indem das „Wesen des Bewusstseins" und das „soziale Objekt" zum Gegenstand der Psychologie gemacht werden, wird erstens die Disziplin definiert, die sich am Scheideweg zwischen den sich (neu) formierenden Disziplinen der Philosophie, der Psychologie, und der Soziologie befindet. Zweitens wird in Konkurrenz und Abgrenzung zu den sozialwissenschaftlichen Disziplinen und ihren Methoden ein anderes Objekt und Vorgehen bestimmt, und drittens wird so eine wissenschaftliche Analyse und Empfehlung hinsichtlich der „sozialen Frage" unterbreitet. In der Unterscheidung von den Sozialwissenschaften, die ihre Bedeutung auch auf neue Methoden wie der Statistik aufbauten, wird das Bewusstsein als Gegenstand bestimmt, mit der Begründung, die besseren Methoden für ein gleichermaßen sozialtechnologisch motiviertes Vorgehen zur Verfügung zu stellen. Als Vision von wissenschaftlichen Möglichkeiten gilt Mead die Formbarkeit des sozialen Individuums selbst, seiner „sozialen und physischen Anlagen" sowie des „moralischen Selbst-Bewusstseins". Das Individuum und sein Verhalten wird in den Mittelpunkt des (sozial-) wissenschaftlichen Interesses gerückt, indem menschliches Verhalten und die gesellschaftlichen Bedin-

gungen seines Entstehens als wissenschaftlich kontrollierbar entworfen werden.

Meads kritische Äußerungen gegenüber sozialwissenschaftlichen Disziplinen, denen er fehlende Wissenschaftlichkeit vorwirft, indem er sie den Naturwissenschaften vergleicht, müssen außerdem als Beitrag zu den Auseinandersetzungen um Wissenschaftlichkeit zwischen sich gerade institutionalisierenden Disziplinen verstanden werden. Auch für die Psychologie muss es um eine nomothetische Vorgehensweise gehen, wenn wissenschaftliche Legitimation erzielt werden soll. Die Kritik an den sozialwissenschaftlichen Methoden, die „das Individuum im Hinblick auf sozialen Prozess" nicht bestimmen könnten, zielt auch auf eine Auseinandersetzung zwischen Physik und Biologie als nomothetische Grundlegung im Prozess der Professionalisierung von sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Mit dem Bezug zu Behaviorismus sowie zur Evolutionstheorie wird die Nähe zur Biologie gesucht, während sich Mead explizit gegenüber einem naturwissenschaftlichen Vorgehen Newtonscher Prägung – das für die Sozialwissenschaften leitend werden sollte – abgrenzte.

Dies geschieht beispielsweise in *The Philosophy of the Present*, wo Mead über die Diskussion der Methodik in Biologie und Physik mit dem „Materialismus" Newtonscher Mechanik auch ein wissenschaftliches Vorgehen ablehnt, das der Ereignishaftigkeit und Einzigartigkeit des „Lebens", dem das „Bewusstsein" gleichgeordnet wird, nicht gerecht werde (Mead 1980 [1932]: 37 f.). Die Bestimmung des Bewusstseins als wissenschaftlichem Gegenstand der Psychologie wird durch Prozesshaftigkeit qualifiziert im Unterschied zu einem Vorgehen, die Bedingtheit und Geschichtlichkeit im Sinne einer determinierenden Vergangenheit zu betonen. Diesen Gegensatz führt Mead auf einen Gegensatz von „Newtonscher Mechanik" und Einsteins Relativitätstheorie, einen Gegensatz von Physik und Biologie sowie von Metaphysik und Gesellschaftlichkeit zurück. In dieser wissenschaftstheoretischen Abhandlung geht es u. a. um die Beanspruchung der „Gegenwart" für die Psychologie, wobei Gegenwartsbezogenheit oben als eines der Kennzeichen für die Entstehung der Sozialwissenschaften ausgemacht worden war (Wallerstein et al.: 38). Die Gegenwart sei nicht durch die „Vergangenheit" determiniert, sondern wird als Ereignishaftigkeit entworfen: „its chief reference is to the emergent event" (Mead 1980 [1932]: 23). Meads Auffassung vom „Bewusstsein" als „Leben", das dem Sozialen – im Sinne von Gegebenem in der Vergangenheit – immer wieder neu abgerungen wird, ist gleichzeitig ein Plädoyer für die Biologie als Grundlage für die Wissenschaft vom Individuum in Abgrenzung zu einer Newtonschen Mechanik. Die Einzigartigkeit des „Lebens", sowohl

als „Lebewesen“ als auch als „Bewusstsein“, könne von letzterer nicht erfasst werden, so Mead: „[the procedure] of the physical scientist is reduction and that of the biologist production“ (ebd.: 35).

„I wish, however, to insist that the essential fallacy in this materialism [of Newtonian mechanics], lies […] in the assumption that it is possible to give an exhaustive account of any event that takes place in terms of the conditions of its occurrence. […] I do make bold to say that every event by which it becomes possible to differentiate passage must have a unique character which cannot be resolved into the conditions under which the event happens. The attempt to resolve it leads not so much to materialism as to identical equations and a changeless Parmenidean block of reality. If this is true there is, of course, nothing peculiar in the emergence of life or of consciousness so-called.“ (1980 [1932]: 38)[30]

In der Auseinandersetzung um Wissenschaftlichkeit in den sich institutionalisierenden sozialwissenschaftlichen und nicht-sozialwissenschaftlichen, aber den Sozialwissenschaften verwandten, Disziplinen (wie Psychologie und Erziehungswissenschaft) in den Vereinigten Staaten – und das bedeutete für diesen Zeitraum, an der Universität von Chicago, beanspruchte Mead Wissenschaftlichkeit durch den Rekurs auf die Biologie. Dabei werden die Kämpfe um Wissenschaftlichkeit, der Widerstreit zwischen Materialismus und Ereignishaftigkeit, einer Wissenschaft der Reduktion und der Produktion (Mead konzediert, dass auch in Biochemie und Behaviorismus jener Rationalismus am Werk sei, der Ereignishaftigkeit zum Verschwinden bringe; 1980 [1932]: 11), d. h. zwischen nomothetisch und idiographisch begründeter Wissenschaft problematisiert und die Philosophie als jene Wissenschaft präsentiert, die darüber hinausweise. Deren Aufgabe sei es, dem Menschen die Natur gewissermaßen wieder einzupflanzen, indem die beiden Sphären miteinander vereint werden:

„It is the task of the philosophy of today to bring into congruence with each other this universality of determination which is the text of modern science, and the emergence of the novel which belongs not only to the experience of

30 Ironischerweise benutzt Mead in diesen Zusammenhang den Begriff „identity“, um ihn von Ereignishaftigkeit abzugrenzen, nämlich in der Überschrift des Kapitels „Emergence and Identity“ in *Philosophy of the Present*. Geist und Bewusstsein sind in dieser Darstellung gerade in der Aktivität auszumachen, die über das Gegebene der Gegenwart hinausreicht, wie Mead schreibt (ebd.: 25). Oder auch: „The mark of passage without emergent events is its formulation in equations in which so-called instances disappear in an identity“ (ebd.: 23).

human social organisms, but is found also in a nature which science and the philosophy that has followed it have separated from human nature." (1980 [1932]: 14)

Als Mead 1932 sein Buch veröffentlichte, war die sogenannte „Chicago school" auf dem Höhepunkt ihres Einflusses. Dies war eine Entwicklung der vorangegangenen 15 Jahre, zu deren Beginn zunächst die „departments" für Philosophie, Psychologie und Wirtschaftswissenschaft die höchste nationale Anerkennung genossen hatten (Bulmer 1984: 40 ff.). Wenn Mead zu diesem Zeitpunkt die Philosophie als „Königin der Wissenschaften" (wieder) einzusetzen suchte, so geschah dies möglicherweise aus Beweggründen, die darauf zielten, dem Einfluss des Pragmatismus, unter dem die Soziologie in Chicago u. a. entstanden war, Nachdruck zu verleihen, möglicherweise um der wachsenden Bedeutung der Soziologie als umfassender Disziplin eine andere umfassende Disziplin entgegenzusetzen.[31] Immerhin ging es bei der Differenzierung und Etablierung der Sozialwissenschaften und dem Widerstreit zwischen nomothetischen und idiographischen Wissenschaften auch um die Frage, welche Wissenschaft die „Welt des Menschen" zu kontrollieren in der Lage sein würde (Wallerstein et al.: 14). Meads Abgrenzungsbemühungen sind gleichzeitig in dem Zusammenhang zu sehen, dass andere Disziplinen wie Wirtschaftswissenschaften und Politikwissenschaft in Chicago, vermutlich aber auch an anderen Universitäten, von Statistik und experimenteller Psychologie bestimmt waren (Bulmer 1984: 31), und auch in der Soziologie waren quantitative Methoden üblich geworden (Manicas 1991: 65).

Meads Theorie des Selbst entsteht in diesem wissenschaftlichen Zusammenhang der Philosophie des Pragmatismus, in Bezug zu der die Bestimmung der „modernen Psychologie" als „praktische Wissenschaft" (GIG: 74) erfolgt. Der Pragmatismus lieferte die wissenschaftliche Begründung für empirische Forschung sowie für soziales Engagement und Handeln (Bulmer ebd.: 29 f.). Der „Pragmatismus" kann also unter dem Gesichtspunkt der beschriebenen gesellschaftlichen Bedingungen als Suche nach wissenschaftlichen Antworten für die von sozialer und politischer Ungleichheit gekennzeichnete gesellschaftliche Situation verstanden werden. Meads Theorie des Selbst ist eine Theorie über Selbst-

31 Manicas beschreibt, wie der Leiter des „departments" für Soziologie, Albion Small, die Soziologie 1907 zunächst als „imperialistische Untersuchung, die alle anderen subsumierte" entworfen habe. Eine Definition, die 1924 auf die Analyse von gesellschaftlichen Kategorien und menschlichem Verhalten sowie deren Kontrolle begrenzt wurde (Manicas 1991: 64 f.).

Bewusstsein, die in Abgrenzung zu „metaphysischen" Fragestellungen entworfen wird. Die Bemühungen, eine Disziplin und ihre Inhalte zu definieren – die „moderne Psychologie" bzw. die Disziplin der Philosophie neu auszurichten, ist eine Bedingung für die Entstehung dieser Theorie des Selbst. Diese Theorie wird erstens von Metaphysik abgegrenzt, indem die Entstehung von Bewusstsein, Geist und des Selbst durch den Bezug zu Wundts Konzeption der Geste und zum Behaviorismus „organisch" begründet wird.[32] Zweitens erfolgt, u. a. in der Auseinandersetzung mit dem Behaviorismus, in Abgrenzung zu Metaphysik eine sozialtheoretische Begründung der Universalität der Sprache (GIG: 122 ff.). Drittens wird Gesellschaftlichkeit als nicht „metaphysisch" begründet (z. B. GIG: 207 ff.), d. h. ein „gesellschaftlicher Prozess", der für die Entstehung des Selbst vorausgesetzt wird und als überindividuelle Instanz von „Metaphysischem" abgegrenzt wird.

Mit „metaphysisch" scheint Mead im Allgemeinen Annahmen von Gegebenheiten sowie etwas, das die unmittelbare Erfahrung von Einzelnen übersteigt, zu bezeichnen. In seiner Erörterung von Gegenwart und Gegenwärtigkeit als zentraler Kategorie für die Konzeption der Philosophie als Wissenschaft, die Bewusstsein im Sinne von „Leben" zum Inhalt hat, wird betont, dass Vergangenheit aus dieser Gegenwart heraus begriffen werden muss, im Unterschied zu jeglichen Formen von „Metaphysik", die Vergangenheit als etwas Unabhängiges von der Gegenwart setzten (1980 [1932]: 9 ff.). Wenn der „soziale Charakter der Gegenwart" dargestellt wird – so der Titel des dritten Kapitels in *Philosophy of the* Present – so geht es auch um die Definition dessen, was als „sozial" gelten kann. Dabei wird der Entstehungscharakter des Sozialen in der Anpassung ausgemacht: „The social nature of the present arises out of its emergence. I am referring to the process of readjustment that emergence involves". Das Soziale dürfe nicht mit der Übereinstimmung mit einem System gleichgesetzt werden, sondern sei zwischen „neu" und „alt", in der Beziehung von „Vergangenheit" und „Gegenwart" (ebd.: 47 ff.) zu bestimmen. Die Definition von Sozialität und des Selbst in Abgrenzung zu als metaphysisch bezeichneten Konzeptionen erfolgt allerdings (mit der Begründung im Behaviorismus) auch im Hinblick auf die Möglichkeiten der Kontrolle sowohl von sozialen AkteurInnen als auch des Sozialen. Das Interesse am Entstehungscharakter des Selbst-Bewusstseins wird mit den Möglichkeiten des Eingreifens begründet, um auf die eingangs angeführten Zitate zurückzukommen. Das Selbst und seine Entstehung wird zum wissenschaftlichen Objekt als kontrol-

32 Zur Begründung einer „behavioristischen Psychologie" in Abgrenzung zu „metaphysischen Problemen", etwa Dualismen wie Geist und Körper in der Philosophie („metaphysische Komplikationen") vgl. GIG: 145; 167 f.

lierbarem Objekt. Die Definition des Selbst-Bewusstseins als Gegenstand der „modernen Psychologie“ oder Philosophie in Abgrenzung zu als metaphysisch gekennzeichneten Konzeptionen findet auch hinsichtlich der sogenannten sozialen Frage statt, für die Konzepte der Analyse und „Lösungsvorschläge“ in der Differenzierung von (anderen) sozialwissenschaftlichen Disziplinen gemacht werden. In der skizzierten Theorie des Selbst lässt sich als Analyse der sozialen Situation demnach fehlende soziale Kontrolle sozialer Akteure und Akteurinnen ausmachen, und die Vorschläge zur Verbesserung der Situation zielen auf ihre Kontrolle und Kontrollierbarkeit. Die Definition der „sozialen Frage“ wird auf diese Weise als „Frage von“ Erziehung hervorgebracht, wofür die sich neu definierende Disziplin Instrumente zur Untersuchung und zur Veränderung zur Verfügung stellt.

4.3.1 Sprache und Selbst

Meads Überlegungen zur „Natur“ des menschlichen Handelns stützen sich auf die Ablehnung eines Dualismus zwischen „Geist und Materie, Erfahrung und Natur, Philosophie und Wissenschaft, Teleologie und Mechanismus, Theorie und Praxis“[33], die charakteristisch war für den Pragmatismus. Die Theorie des Handelns gründete Mead auf die Evolutionstheorie, die die Grundlagen für die Widerlegung „metaphysischer“ Annahmen von „Geist“ lieferte, der nach wie vor als charakteristisch für den Menschen angenommen wurde. Wenn nun – statt von zwei entgegengesetzten Polen zwischen Geist und Materie, Erfahrung und Natur etc. – von einem Kontinuum der Entwicklungsstufen ausgegangen wurde, auf dem eine dem Tier eignet und eine andere dem Menschen, so erforderte dies eine Trennlinie, die den Unterschied zwischen Mensch und Tier markiert, die den evolutionären ‚Sprung‘ des Menschen begründet. Es ist diese Unterscheidung zwischen Tier und Mensch, um die die Ausführungen Meads wieder und wieder kreisen, diese versucht er festzumachen mit immer neuen Beispielen und Vergleichen.

Zielsetzung von Meads Theorie ist es, eine wissenschaftliche Erklärung für die Entstehung von Geist zu geben. Die Bemühung um eine wissenschaftliche Erklärung menschlichen Sprechens als Voraussetzung für die Ausbildung von Geist führt Mead zu Wundts Konzeption der

33 Meads Schüler Charles W. Morris, der *Mind, Self and Society* 1934 posthum veröffentlichte, stellt die Philosophie des Pragmatismus in direkte Nachfolge zum „Darwinismus“. Ihre Aufgabe bestehe in der Überwindung dieser Gegensätze, indem die Entwicklung von „Geist“ und „Intelligenz“ in biologischen wie psychologischen und soziologischen Begrifflichkeiten reformuliert werde. In seiner Beschreibung des Pragmatismus ist die Teilung von Philosophie und Wissenschaft aufgehoben (GIG: 13 f.).

Geste und zum Behaviorismus, der Sprache als Verhalten zu definieren ermöglicht. Der „Mechanismus der Geste“ liegt der Erklärung der Kommunikation, aus der menschliches Bewusstsein entsteht, im Sinne eines Reiz-Reaktions-Schemas zugrunde. Dabei ist die Geste der Entwicklung von Sprache vorausgesetzt (GIG: 53). Die Geste als „Symbolisierung von Erfahrung“ wird als Reiz entworfen, der in der Interaktion Reaktionen hervorrufe.

„What is the basic mechanism whereby the social process goes on? It is the mechanism of gesture, which makes possible the appropriate responses to one another's behavior of the different individual organisms involved in the social process. […] the gestures are movements of the first organism which act as a specific stimuli calling forth the (socially) appropriate responses of the second organism.“ (MSS: 13 f., Fn. 9)[34]

Sprache wird als „signifikante Symbole“ definiert, die aus „vokalen Gesten“ bestehen. Von „signifikanten Symbolen“ ist die Rede, wenn Symbole in dem ausführenden Individuum die gleichen Reaktionen auszulösen vermögen wie in dem Individuum, an das sie gerichtet werden (GIG: 85). Bereits diese Definition der Sprache ist jedoch problematisch in ihrer Begründung aufgrund der Unterscheidung zwischen Mensch und Tier. Mead erläutert, dass sowohl Menschen als auch Tiere über vokale Gesten verfügen, nur bei den Menschen sei aber dabei von Sprache auszugehen. Sprache zeichne sich durch die gleiche Bedeutung aus, die sie für die an einer Interaktion Teilnehmenden und darüber hinaus für die Mitglieder einer Gesellschaft, einer gesellschaftlichen Gruppe, habe (GIG: 85 ff.). Vokale Gesten der Tiere seien jedoch nicht signifikant, wofür Mead immer wieder neue Beispiele findet:

„I have contrasted two situations to show what a long road speech or communication has to travel from the situation where there is *nothing but vocal cries* over to the situation in which *significant symbols* are utilized. What is peculiar to the latter is that the individual responds to his own stimulus in the same way as other people respond. Then the stimulus becomes significant; then one is saying something. As far as a parrot is concerned, its ‚speech‘ means nothing. […] such symbols [as in the language of the hands, in any form of script] have all been developed out of the specific vocal gesture, for that is the basic gesture which does influence the individual as it influences others. Where it does not become significant is the vocalization of the two birds. Nevertheless, the same type of process is present, the stimulus of the one bird tending to call out

34 GIG: 52, Fn. 9.

the response in another bird which it tends to call out, *however slightly*, in the bird itself." (MSS: 67 f.; Hervorhebung I. J.)[35]

Es zeigt sich, dass die Differenz zwischen vokalen Gesten der Tiere und der Menschen in ihrer Funktion, in dem einen Organismus die selbe Reaktion auszulösen wie in einem anderen, nicht eindeutig festzumachen ist. Es muss mit Nachdruck behauptet werden, was nicht belegt werden kann: Die Sprache der Papageien bedeute nichts, sie sei sinnlos, wenn auch der Mechanismus, bei dem Ausführenden der vokalen Geste das gleiche auszulösen wie bei dem Adressaten, „wie schwach auch immer", vorhanden sei. Zweifelhaft bleibt meiner Meinung nach auch der darauffolgende Vergleich zwischen kämpfenden Hunden und zwei Boxern. Die Haltung des einen Hundes löse in dem anderen Hund nicht die gleiche Haltung aus, was bei den Boxern der Fall sei. Die Handlung sei in den Menschen bereits angelegt, im Unterschied zu den Hunden, weswegen die Handlung des einen Boxers für ihn selbst die gleiche Bedeutung hätte wie für den anderen. Statt eindeutigen Unterschieden lassen sich aber wohl eher Ähnlichkeiten zwischen Menschen und Tieren beschreiben: zwischen Tieren scheint Kommunikation stattzufinden, das Erkennen von und Reaktionen auf Signale. Die Behauptung, die Differenz zwischen Menschen und Tieren bestünde in der Fähigkeit, in sich selbst die gleichen Reaktionen auszulösen wie in anderen – mit vokalen Gesten oder da „im Individuum bereits eine Handlung angelegt ist" (GIG: 107) – eine Fähigkeit, über die der Mensch verfüge im Unterschied zum Tier, lässt sich anhand dieser Beispiele und Vergleiche jedenfalls nicht belegen.

Von besonderer Bedeutung für die Sprache ist die vokale Geste, da sie wie eine Stimme im Einzelnen wirke und eine Reaktion auslöse (GIG: 109). „Signifikant" wird ein Symbol – und damit zur Sprache – erstens durch die Übereinstimmung der Reaktionsweisen, die durch eine vokale Geste bei mehreren Menschen ausgelöst wird, und zweitens durch die Übereinstimmung von Reiz und Reaktion im Selbst (ebd.: 111 f.). Auf diese Weise werde Sprache zum Reiz für das Selbst:

„That is the general mechanism of what we term ‚thought', for in order that thought may exist there must be symbols, vocal gestures generally, which arouse in the individual himself the response which he is calling out in the other, and such that from the point of view of that response he is able to direct his later conduct. It involves not only communication in the sense in which birds and animals communicate with each other, but also an arousal in the individual himself of the response which he is calling out in the other individ-

35 GIG: 107.

ual, a taking of the rôle of the other, a tendency to act as the other person acts. One participates in the same process the other person is carrying out and controls his action with reference to that participation. It is that which constitutes the meaning of an object, namely, the common response in one's self as well as in the other person, which becomes, in turn, a stimulus to one's self." (MSS: 73 f.) [36]

Sinn entstehe so in einer „dreiseitigen Beziehung zwischen Geste und erstem Organismus, Geste und zweitem Organismus sowie Geste und anschließenden Phasen der jeweiligen gesellschaftlichen Handlung" (GIG: 116). Sinn wird im „gesellschaftlichen Prozess" in der Kommunikation durch die Geste hergestellt, die diese Beziehungen zwischen Einzelnen als Reize schafft, die wiederum Reaktionen auslösen. In Form von bewussten Gesten – im Unterschied zu unbewussten Gesten – wird *gemeinsam geteilter Sinn* in dieser Theorie zu einer Bedingung für die Entwicklung des Selbst:

„Gestures may be either conscious (significant) or unconscious (insignificant). The conversation of gestures is not significant below the human level, because it is not conscious, that is, not *self*-conscious (though it is conscious in the sense of involving feelings or sensations). An animal as opposed to a human form, in indicating something to, or bringing out a meaning for, another form, is not at the same time indicating or bringing out the same thing or meaning to or for himself; for he has no mind, no thought, and hence there is no meaning here in the significant or self-conscious sense. A gesture is not significant when the response of another organism to it does not indicate to the organism making it what the other organism is responding to." (MSS: 81; Hervorhebung i. O.)[37]

Dass in Meads Sprachtheorie Bedeutung in der sozialen Beziehung begründet ist, macht den sozialen Austausch zur Voraussetzung für die Sinnproduktion. Bedeutung muss darüber hinaus in der sozialen Beziehung immer wieder neu hervorgebracht werden. Objekte und die Objektwelt im Allgemeinen werden dabei von diesem gemeinsam herzustellenden Sinn her definiert. Gleichzeitig kann von Meads Theorie auch auf einen weiteren Aspekt geschlossen werden: die Bedeutung der Herstellung von Objekten als gemeinschaftlichen Objekten für die Produktion von gemeinsam geteiltem Sinn. Meads Theorie stellt aber nicht nur den Zusammenhang zwischen Konstitution der Objektwelt und Herstellung von Gemeinschaft heraus, sondern laboriert auch an der Grenze dieser Gemeinschaft, indem sie als Gemeinschaft der Menschen be-

36 GIG: 113.
37 GIG: 121.

stimmt werden soll. Mit anderen Worten, es wird nicht nur eine Theorie über die Gesellschaftlichkeit von Sprache und Selbst-Bewusstsein aufgestellt, sondern auch eine normative Begründung für Gesellschaft im Allgemeinen.

Das „Haupttheorem" Meads (Ritsert 1980) beinhaltet, dass ein Symbol (oder ein anderer Reiz) in der Person, die es einsetzt, die gleiche Reaktion auslöst wie in der Person, an die das Symbol gerichtet ist. Erst wenn diese Voraussetzung erfüllt wird, entsteht Sprache, die Geist, Reflexion und Bewusstsein ermöglicht, im Gegensatz zu den Verständigungsweisen zwischen Tieren. Diese Hypothese Meads wirft allerdings Fragen auf. So ist es fragwürdig, ob die vokale Geste sowohl in dem Individuum, das sie einsetzt, als auch in dem Individuum, an die sie gerichtet ist, tatsächlich eine „identische" Reaktion auslöst. Wenn dem so wäre, dann wäre die Fähigkeit des Menschen zu „rationalem Handeln" und „reflektiver Intelligenz" in Frage gestellt: diese besteht darin – im Gegensatz zum „biologischen Individuum", das einem in den Instinkten angelegten Ablauf von Reiz und Reaktion folgt – zwischen Reaktionsweisen auszuwählen, indem die Objekte, die widersprechende Impulse auslösen, differenziert, analysiert und umgruppiert werden, wobei die Fähigkeit zur zeitlichen Verzögerung eine wichtige Rolle spielt (GIG: 137 ff.; 398 ff.). Darüber hinaus ist die Argumentation Meads zirkulär, da das, was erst hergestellt werden soll – die Handlung – bereits vorhanden sein soll in den Reaktionen, die durch bestimmte Reize ausgelöst werden.[38] Vor dem Hintergrund poststrukturalistischer Philosophie, die die Mehrdeutigkeit von sprachlichen Zeichen herausstellt, erscheint inzwischen eine Theorie schwer begründbar, in der das Vorhandensein von gleichen Reaktionen und Reaktionsreihen in den Einzelnen als Voraussetzung für die Herstellung von Bedeutung und die Möglichkeit von Kommunikation postuliert wird.

Hier soll aber die Aufmerksamkeit auf einen weiteren Aspekt gelenkt werden. Offenbar wird in Meads Text Sprache, auch durch die Unterscheidung zwischen Menschen und Tieren definiert. Diese Differenz dient der Begründung von gesellschaftlichen Werten und Normen, um die es Mead in seinen Schriften auch geht. Die Behauptung, die Verständigung zwischen Tieren sei nicht als Sprache zu bewerten, gewinnt ihren Stellenwert nicht von ihrer Belegbarkeit, sondern von ihrer Funktion, bestimmte gesellschaftliche Normen und Werte als normative zu begründen. Die Bemühungen um die Bestimmung einer Differenz zwischen Mensch und Tier, die die Definition des Selbst-Bewusstseins als charakteristisch für den Menschen begründet, zeigt auch, dass es sich

38 Vgl. Tugendhat (1979: 252-258), Ritsert (1980: 301), Wagner (1993: 35).

dabei um eine kritische Scheidelinie handelt: eine Differenz, die sich entzieht, sobald sie festgemacht wird.

4.3.2 Einheit des Selbst

Die Metapher vom Selbst als Spiegel der Gesellschaft bezieht sich auf die Konzeption von Gesellschaft als Einheit, die im Selbst als eine Einheit auszubilden ist. Diese Einheit des Selbst herzustellen, erfordert die Verinnerlichung gesellschaftlicher Organisation als Ganzes, und ist eine Voraussetzung für ein „komplettes Selbst“:

„The unity and structure of the complete self reflects the unity and structure of the social process as a whole; and each of the elementary selves of which it is composed reflects the unity and structure of one of the various aspects of that process in which the individual is implicated. […] [The] structure of the complete self is thus a reflection of the complete social process. The organization and unification of a social group is identical with the organization and unification of any one of the selves arising within the social process in which that group is engaged, or which it is carrying on.“ (MSS: 144)[39]

Auf diese Weise ist das Individuum gesellschaftlich integriert oder der sozialen Kontrolle unterworfen, indem es ein Selbst ausbildet. Es handelt sich um ein dialektisches Verständnis des Selbst, in dem konfligierende Momente zugunsten einer vollständigeren Entwicklung integriert werden sollen. Als Bedrohung der Kohärenz des Individuums müssen sie entweder ausgeschlossen werden oder sie fungieren als Antrieb für die Entwicklung des Selbst, wenn die Integration und Transformation von desintegrativen Tendenzen und Impulsen zu einer „höheren“ Entwicklungsstufe gelingt. Auf diese Weise tragen Einzelne auch zur Weiterentwicklung der Gesellschaft als Ganzem bei (GIG: 262), die in Meads Theorie ähnlich wie der Mensch auf einem evolutionstheoretischen Kontinuum zwischen Gesellschaft der Insekten, der Säugetiere, „primitiven“, „zivilisierten“ Gesellschaften und schließlich der Universalgesellschaft entworfen ist. Einheit herzustellen, indem konfligierende Momente überwunden werden, bezieht sich auf: Einheit des Individuums, Einheit von Individuum und Gesellschaft und Einheit von Gesellschaft.

Mit dem „verallgemeinerten Anderen“[40] wird die gesellschaftliche Instanz eingeführt, deren Auftreten im Individuum die Konstitution des Selbst bedingt. Die Verinnerlichung gesellschaftlicher Organisation ist

39 GIG: 186.

40 Laermanns Übersetzung für den Terminus ist „generalisierter Anderer“.

eine Bedingung für die Entwicklung des Selbst: „The organized community or social group which gives to the individual his unity of self may be called ‚the generalized other'. The attitude of the generalized other is the attitude of the whole community." (MSS: 154)[41]. Die Internalisierung dieser ‚gemeinschaflichen Haltung' setzt die Zusammenfassung individueller Haltungen zum einer einzigen voraus. Als solche verschaffe sie dem Individuum einen „definitiven Charakter" und eine „definitive Persönlichkeit" (GIG: 201), ein „organisiertes" Selbst (ebd.: 204):

„So the self reaches its full development by organizing these individual attitudes of others into the organized social or group attitudes, and by thus becoming an individual reflection of the general systematic pattern of social or group behavior in which it and the others are all involved – a pattern which enters as a whole into the individuals's experience in terms of these organized group attitudes which, through the mechanisms of his central nervous system, he takes toward himself, just as he takes the individual attitudes of others." (MSS: 158) [42]

Auf diese Weise werden die Einzelnen zum „Spiegel" der Gesellschaft, indem die gesellschaftliche Ordnung im Selbst repräsentiert ist. Das Bild vom Selbst als Spiegel der Gesellschaft steht für verinnerlichte soziale Kontrolle und ist als Voraussetzung für die Mitgliedschaft in einer sozialen Gruppe entworfen (GIG: 204 ff.). Selbst-Bewusstsein entscheidet demnach über die Mitgliedschaft an Gesellschaft. Gesellschaftliche Integration erfordert Selbst-Bewusstsein und Selbst-Bewusstsein ist ein Zeichen gesellschaftlicher Integration (GIG: 203 ff.; 214).

Die Fähigkeit, sich selbst zum Objekt zu nehmen, als Voraussetzung für die Entwicklung von Selbst-Bewusstsein, ist zentral in Meads Theorie des Selbst. Das Selbst teilt sich dabei in *me* und *I*. Die Organisation „sozialer Objekte" in der subjektiven Erfahrung im *me* ermöglicht die Entwicklung jenes Teils des Selbst, das sich selbst zum Objekt nimmt. Demgegenüber bezeichnet *I* das Selbst des handelnden Individuums. Während *me* die „organisierte Gruppe von Haltungen anderer, die man selbst einnimmt" darstellt, das Selbst, dessen man sich bewusst ist, ist *I* „die Reaktion des Organismus auf die Haltungen anderer", einschließlich des *me*. *I* ist niemals ganz bewusst, ist *I* „der Erinnerung, der Sprecher für" das Selbst (GIG: 217 f.). *I* ist für die Reaktionen verantwortlich und als solches unbestimmt. Die Teilung des Selbst in *me* und *I* ermöglicht die Konzeption des Selbst, das nie ganz vorherbestimmt ist,

41 GIG: 196.
42 GIG: 201.

wenn es auch aufgrund gesellschaftlich gegebener Haltungen und ihrer Verinnerlichung entsteht. Das Selbst ist demnach eine „Konversation" zwischen *me* und *I* und Wirkung der Integration des Individuums in die „soziale Organisation": „Die Organisation der gesellschaftlichen Handlung wurde in den Organismus hineinverlegt und wird damit zum Geist des Einzelnen" (GIG: 222). *Me* steht für die Übernahme gesellschaftlicher Ordnung ins Bewusstsein und die damit verbunden Möglichkeit auf diese einzuwirken, was wiederum *I* zugeschrieben wird (ebd.: 240 ff.). Aufgrund dieser Bewusstheit und Fähigkeit, verändernd auf die soziale Organisation einzuwirken, unterscheide sich der Mensch vom Tier.[43]

Die Entstehung des Selbst wird darüber hinaus als Herstellung einer Einheit zwischen Körper und Selbst beschrieben. In der Beschreibung des Selbst scheint auch eine Anspielung auf die Evolution vom Tier zum Menschen zu sein, die in den zwei Instanzen des Selbst vereint sind: *I* repräsentiert das biologische Individuum und handelnde Subjekt und *me* das rationale Objekt und gesellschaftliche Integration. Kreativität und Originalität geht von *I* aus, während *me* für die Wahrung der gesellschaftlichen Ordnung steht: „The subject is the biologic individual – never on the scene, and this self adjusted to its social environment, and through this to the world at large, is the object" (MSS: 371; GIG: 422).

Die Konzeption des gespaltenen Selbst in Meads Theorie ist entscheidend, denn sie begründet die soziale Bedingtheit und Abhängigkeit soialer AkteurInnen, während sie als nie gänzlich determiniert entworfen sind. Die Bedeutung der Möglichkeit von sozialer Kontrolle bei der Formulierung von Theorien des Selbst-Bewusstseins war zu diesem Zeitpunkt aber ein wichtiger Aspekt. Auch Cooleys Theorie des Selbst als „looking-glass self" beruht auf diesem Entwurf des „sozialen Selbst" oder „sozialen Ich", das durch die Haltung entsteht, die es sich selbst gegenüber einnimmt und sich selbst gewissermaßen durch den Blick eines anderen wahrnimmt.[44] Die Definition von Selbst-Bewusstsein als „Spiegel der Gesellschaft" impliziert dabei auch die Konzeption von „Gesellschaft" und „Individuen" als getrennten Entitäten, die durch „Abbildung" erst miteinander vermittelt werden müssen.

Dass in Meads Theorie des Selbst *I* als „biologisches Individuum" entworfen ist und in Meads Evolutionsgeschichte die Impulse für Fort-

43 Vgl. a. Mead (1912); (1910); dt. GA I: 222 ff.; 232 f.

44 In Cooleys Entwurf entsteht dieses Selbst aus der Vorstellung von sich selbst als Erscheinung, die von einem Gegenüber wahrgenommen wird, der Vorstellung einer Bewertung dieser Erscheinung und „einer Art Selbstgefühl". Cooley zufolge sei mitunter bereits im Alter von vier Monaten so etwas wie die Beschäftigung mit der (vorgestellten) Meinung anderer von einem selbst zu beobachten (Cooley 1972 [1902]: 231 ff.).

schritt setzt – die Verschiebung von Unvorhersehbarem in die Biologie – bedeutet auch die Betonung sozialer Kontrolle. So werden mögliche destabilisierende Momente nicht nur aus gesellschaftlichen Vorgängen ausgeklammert, sondern in der Biologie auf einem evolutionstheoretischen Entwicklungskontinuum erneut stabilisiert. Mit der Konzeption vom Selbst als „Spiegel" der Gesellschaft wird ein „autonomes Subjekt" durch die Ausklammerung destabilisierender Momente begründet, in dem selbst das Unvorhersehbare, das *I* repräsentiert, auf die Zielsetzung einer „viel höher organisierten Gesellschaft" hin festgelegt wird (GIG: 225): ausgerichtet auf die stets „höher organisierte Gesellschaft" steht sie für die Kontrollierbarkeit auch dessen, was im Entstehen inbegriffen ist.

Einheit der Gesellschaft

Neben der Problematisierung von Einheit zwischen Individuum und Gesellschaft, geht es in Meads Theorie des Selbst, die auf der Schwelle der Epistemologisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" angesiedelt wird, auch um die Problematisierung der Einheit von Gesellschaft. Meads Thematisierung von kollektiver Identifizierung und von nationalem Bewusstsein für die Bedeutung des Selbst-Bewusstseins kann als Beitrag zu „organisierten Praktiken" analysiert werden, die Wagner für den Zeitraum zwischen 1890 und 1960 (1995: 120) beschreibt. Kennzeichnend ist die Zunahme der Bildung kollektiver Arrangements und die „Konventionalisierung sozialer Praktiken in relativ kohärenter, ineinandergreifender Form" (Wagner 1995: 112 f.). Meads theoretische Überlegungen zur Ausbildung eines Selbst lassen sich insofern als Beitrag zu einem Spezialdiskurs auffassen, der zusammen mit einem Interdiskurs die Formierung des Nationalstaats im „imperialen Zeitalter" sowie die Formierung der Figur des „autonomen Subjekts" als Staatsbürger bedingt.

Meads Thematisierung von „Massenbewusstsein" an den Beispielen Erster Weltkrieg, Monroe Doktrin und Arbeitskämpfen in dem Aufsatz „National-mindedness and international-mindedness" (1929) bezieht sich auf den „geistigen Gewinn" aus der „Einheit einer Gesellschaft" sowie in „nationalen Gesinnung" (GA II: 471 ff.). Für die Konstitution des Selbst ist die Herstellung eines Gefühls der Einheit mit den anderen Individuen einer gleichen Gruppe, durch die die „Verschmelzung von *me* und *I*" erfolge, zentral, formuliert Mead auch in seinen Vorlesungen (GIG: 321 f.). Wenn Mead nun bestimmte Konflikte als konstitutiv für die Herstellung einer gesellschaftlichen Einheit in der „nationalen Gesinnung" konzipiert, so kann diese Thematisierung aktueller Konflikte oder Problemlagen in Zusammenhang mit der Ausbildung eines „Natio-

nalgefühls“ als Diskursivierung eines spezifischen Themenkomplexes aufgefasst werden. Sie kann als Beitrag zur Diskursivierung der sogenannten sozialen Frage als nationale Frage verstanden werden.

Mead geht es in seinem 1929 erschienen Aufsatz um die Frage der Erlangung von gesellschaftlicher Einheit über die Ausbildung eines „sozialen Selbst“ als „hochentwickeltes Selbst-Bewusstsein“, indem gesellschaftliche Unterschiede in eine Einheit überführt werden (1929: 396 f.). Diese Einheit, die durch die Zugehörigkeit zu einer Organisation oder in Situationen, in denen „gemeinsame Impulse“ zwischen den beteiligten Individuen auftreten, entstehen könne, gelte es zu verteidigen. In der „nationalen Gesinnung“ gelte es, den „Geist“ des Gemeinwesens auszubilden (ebd.: 476), indem Klassen- und Interessengegensätze in „gemeinschaftliche Interessen“ und „funktionale Unterschiede“ umgewandelt werden (ebd.: 478). Wird diese Leistung vollbracht, so sei dies ein Zeichen von Zivilisation (ebd.: 481).

Auf zwei gesellschaftliche Ereignisse soll hier aufmerksam gemacht werden, die von Mead über diesen theoretischen Text zur Ausbildung einer „nationalen Gesinnung“ thematisiert werden. Erstens handelt es sich um Lohnkämpfe, die als Zeichen fehlender „soziale[r] Organisation“, die die Gleichsetzung „eigener Ziele und Zwecke mit denen der Gemeinschaft“ (ebd.: 482) erfordern würde, beurteilt wird. Wenn Mead darin eine „Unfähigkeit der Arbeiter“ sieht, „sich in dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Prozeß, in den sie einbezogen sind, selbst zu verwirklichen“ (ebd.), so ist darin möglicherweise eine Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen enthalten, die eine derartige gesellschaftliche „Selbstverwirklichung“ nicht gestattet. Wenn aber Lohnkämpfe aus Interessenkonflikten zwischen gesellschaftlichen Akteuren hervorgehen, dann erfolgt durch Meads Darstellung eine Prägung dieses gesellschaftlichen Konflikts als Problematisierungsweise gesellschaftlicher Einheit in der „nationalen Gesinnung“.[45] Sie weist auf die Prinzipien einer „New

45 Die massenhafte Organisierung von LohnarbeiterInnen gilt in den Darstellungen anderer Autoren vielmehr als Auswirkung der Ausdehnung politischer und kultureller Institutionen des bürgerlichen Liberalismus auf die „arbeitenden Massen“, was wiederum die „Abdrängung der zentralen Klasse, des liberalen Bürgertums, in die Randzonen der politischen Macht“ mit sich brachte (Hobsbawm 1989: 20). In Wagners Beschreibung der Moderne ist die Entstehung der Arbeiterbewegung als Kollektiv, die die Erschütterung einer „bürgerliche[n] soziale[n] Identität“ zur Folge hatte, sowie die „Verknüpfung der Wirkungen dieser beiden kollektiven Reorientierungen“ konstitutiv für die „erste Krise der Moderne“ (Wagner 1995: 100). Der Ausbruch dieser gesellschaftlichen Konflikte ist demnach gerade in der Übernahme von Prinzipien des bürgerlichen politischen Liberalismus durch ArbeiterInnen begründet, in der Ausbildung eines kollektiven Arrangements. Der Ausbruch von Konflikten zwischen Gewerk-

Order", eines „New Liberalism" hin, getragen von „Vorstellungen von den gemeinsamen Interessen von Arbeit und Kapital", wie sie mit dem Taylorismus durch wissenschaftliche Arbeitsorganisation umgesetzt werden sollten, und die „Träume von der Klassenharmonie" sowie von der „Ausschaltung von Konflikt als Wurzel allen Übels" beförderten (Bruder 1982: 142). Das Ideal der „New Order", „Verantwortung aller Klassen für die Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung", diente letztlich der „Steigerung" der „Effizienz" der Trusts (ebd.), der Zusammenschlüsse von Unternehmen unter einer Dachgesellschaft, deren Machtposition durch die Kontrolle des Volkseinkommens seit Ende des 19. Jahrhunderts stetig zugenommen hatte. Die Vermeidung von Klassenkonflikten ist sowohl im Sinne einer „New Order" als auch für die Beschreibung einer gesellschaftlichen Einheit in der „Nation" funktional, so dass sich die Vorstellung von der „Klassenharmonie" in das Konzept der „nationalen Gesinnung" fügt.

Gleichzeitig verweist die Rede von den Arbeitern, die nicht in der Lage wären, sich im gesellschaftlichen Prozess selbst zu verwirklichen, auf eine Auffassung von den „Massen" als „Unzivilisierten", die erst in eine „Demokratie integriert" werden müssten, wie Bourne, ein Kritiker von Deweys „Philosophie der Anpassung" (vgl. Bruder 1982: 58 f.) und Zeitgenosse Meads, zur Philosophie des Pragmatismus kritisch anmerkte (ebd.: 147).[46] Die Auffassung von der Notwendigkeit der gesellschaftlichen „Integration" der Individuen, die über das Konzept der „sozialen Kontrolle" gewährleistet werden sollte, und für den Pragmatismus cha-

schaften und Unternehmern wäre also nicht einer „Unfähigkeit der Arbeiter [...], sich in dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Prozeß, in den sie einbezogen sind, selbst zu verwirklichen" zuzuschreiben, sondern auf die Konstitution von LohnarbeiterInnen als gesellschaftliche AkteurInnen hin. Dass Mead diese Prozesse allerdings als „Unfähigkeit" der Arbeiterklasse auffasst, die „eigenen Ziele und Zwecke mit denen der Gemeinschaft gleichzusetzen, deren Teile sie sind und die sie mit einem Selbst ausgestattet hat" (GA II: 482), lassen sich einerseits als Indiz dafür analysieren, dass er selbst Akteur in diesen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen war, und zwar als Angehöriger einer Klasse, deren Machtposition in Frage gestellt wurde. Andererseits kann das als Problematisierungsweise der „nationalen Gesinnung" analysiert werden, in der gesellschaftliche Konflikte gewissermaßen umgeschrieben werden.

46 Dies schreibt Bourne in einem Aufsatz von 1917, dem Jahr des Eintritts der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg. Bourne, der zunächst zu den Anhängern Deweys gehörte, wurde nach Deweys Befürwortung der Teilnahme der USA am Ersten Weltkrieg zu dessen Kritiker. An Deweys Philosophie des Pragmatismus kritisierte er die Konzeption von Anpassung an die Realität, die eine Kritik an dieser Realität nicht ermögliche, wenn diese auch als veränderliche entworfen sei (Bruder 1982: 58 f.).

rakteristisch war, impliziert einen Ausschluss der Individuen aus einem gesellschaftlichen Ganzen. Festzuhalten ist, dass eine Beschreibungsweise gesellschaftlicher Phänomene gefunden wurde, die Kämpfe zwischen gesellschaftlichen Akteuren als Problem einer fehlenden Integration prägte, für die die Lösung in der Herstellung von gesellschaftlicher Einheit liegt.

Das zweite geschichtliche Datum, das von Mead in seinem Aufsatz „Nationale und internationalistische Gesinnung" aufgegriffen wird und im Sinne der Herstellung einer „nationalen Einheit" der Amerikaner problematisiert wird, ist die Monroe-Doktrin. Meads Argumentation, dass eine „kämpferische Einstellung" verschiedene Gruppen und Interessenlagen „zu einem selbstbewußten Ganzen" machen kann, indem die „emotionale Wertschätzung für eine gemeinsame Sache geweckt" werde (GA II: 471), bezieht sich an dieser Stelle auf die Monroe-Doktrin als Gemeinsamkeit stiftendes Dokument auf dem amerikanischen Kontinent. Gleichzeitig wird dem in dieser Weise geschaffenen Amerikaner eine spezifische Männlichkeit einverleibt: „Bei der Monroe-Doktrin geht es einzig und allein um die Frage: Bist du ein Patriot, ein kraftstrotzender Amerikaner oder bist du ein Schlappschwanz?" (ebd.: 472 f.). In der Monroe-Doktrin von 1823 wurden Versuche der Kolonisierung oder politischen Intervention durch europäische Staaten auf dem amerikanischen Kontinent zum feindseligen Akt erklärt. Sie wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts von den Vereinigten Staaten auf eine Weise ausgelegt, die sie als die einzige Macht zu einer Intervention auf dem amerikanischen Kontinent „berechtigte", wodurch ihre politische und militärische Vormachtstellung auf diesem Gebiet ermöglicht wurde (Hobsbawm 1989: 82).

4.3.3 Die Konstitution des Selbst in der Entwicklung

Für die Entstehung eines Selbst ist das Moment der Entwicklung auf individueller wie auf gesellschaftlicher Ebene von Bedeutung. Mit der Theorie über die Entwicklung zum reflektiv intelligenten Menschen, den die Fähigkeit zur Geistigkeit vom Tier unterscheidet, werden auch andere Unterschiede eingeführt, die sozialstrukturelle Ungleichheit repräsentieren. Die Stadien der Entwicklung zum Selbst als „rational" und „organisiert" im Unterschied zu „vage" und „unbestimmt" werden als Stadien sowohl einer individuellen als auch einer gesellschaftlichen Entwicklung entworfen. Da Mead seine Theorie des Selbst auf ein evolutionstheoretisch begründetes Kontinuum zwischen Tier und Mensch stützt, ist die Differenz zwischen Mensch und Tier, die auf diese Weise bestimmt werden soll, als problematisches Moment ständig anwesend.

Mead zufolge wird Sprache und damit die Fähigkeit des Menschen, auf einen Reiz in sich selbst die gleiche Reaktion auszulösen wie in einem anderen, in zwei Stadien entwickelt: am Beispiel kindlichen Spielens, Spiel [play] und Wettkampf [game], werden Entwicklungen bezüglich des Grades und der Form der Organisation von Regeln unterschieden. Vom Spiel, in dem Rollen übernommen werden und die Organisation von außen kommt, führt die Entwicklung hin zum Wettkampf, bei dem die Teilnehmenden in die Lage versetzt werden, die Haltungen aller anderen zu kennen und zu übernehmen, d. h. die Organisation des Spiels wird nun verinnerlicht (GIG: 194 ff.). Die Differenz zwischen den zwei Formen des Spiels, die Entwicklungsstadien des Selbst korrespondieren – „play" und „game" – wird in einer Differenz zwischen „primitiv" und „zivilisiert" fundiert:

„We were speaking of the social conditions under which the self arises as an object. In addition to language we found two illustrations, one in play and the other in game. […] I have spoken of these from the point of view of children. We can, of course, refer also to the attitudes of more primitive people out of which our civilization has arisen. A striking illustration of play as distinct from the game is found in the *myths and various other plays which primitive people carry out in religious pageants*. […] This type of activity belongs, of course, not to the everyday life of the people in their dealing with the objects about them – there we have a *more or less developed self-consciousness* – but in their attitudes toward the forces about them, the nature upon which they depend; in their *attitude* toward this nature which is *vague and uncertain*, there we have a *much more primitive response*; and that response finds its expression in taking the rôle of the other, playing at the expression of their gods and their heroes, going through certain rites which are the representation of what these individuals are supposed to be doing. The process is one which develops, to be sure, into a more or less definite technique and is controlled; and yet we can say that it has arisen out of *situations similar to those in which little children play* at being a parent, at being a teacher – vague personalities that are about them and which affect them and on which they depend. […] Over against such a situation of the little child and primitive people, we have the game as such." (MSS: 152 f.; Hervorhebung I. J.)[47]

Dieser Abschnitt leitet die Überlegungen Meads zur Entwicklung des Selbst ein. In der Sammlung von Mitschriften von Meads Vorlesungen *Mind, Self and Society* steht diese Stelle unter dem Kapitel „Self". Es geht in diesem Unterpunkt um die Entwicklung eines „verallgemeinerten Anderen", wodurch Selbst-Bewusstsein entsteht, indem gesellschaftliche Regeln verinnerlicht werden. Es handelt sich also um eine zentrale

47 GIG: 194 f.

Stelle in Meads theoretischer Konstruktion, die zitierten Zeilen enthalten einige bedeutende Konzeptionen wie die Entwicklung des „Selbst als Objekt", die „Übernahme der Rolle des anderen". Die Entwicklung von menschlichem Bewusstsein als „organisiert" und „vollständig" wird erläutert. Es werden damit Differenzen eingeführt, die konstitutiv zu sein scheinen für die Konzeption des Selbst als „organisiert", indem es Attribute von „kontrollierend", „erwachsen" und „zivilisiert" vereint, im Gegensatz zu „primitiv", „kindlich", „kontrolliert", die eine lediglich „vage" Haltung kennzeichnen. Wenn Riten sogenannter primitiver Völker dem Spiel [play] von Kindern verglichen werden, so geschieht dies, um die Entwicklung des Selbst-Bewusstseins als „organisiert" und „vollständig" zu begründen. Auf der großen, allgemeinen Entwicklungsleiter stehen Kinder – „zivilisierte" muss wohl angenommen werden, wenn hier von Kindergartenspielen die Rede ist – und „primitive Völker" auf einer Sprosse, scheint es, da sie ihre Umgebung und deren Regeln noch nicht beherrschen, stattdessen werden sie von ihnen beherrscht. Ein Unterschied zwischen ihnen besteht aber hinsichtlich der Entwicklung hin zur „organisierten gesellschaftlichen Beziehung", zu „Charakter", die den „zivilisierten" Kindern noch bevorsteht, während in diesem Beispiel die Entwicklung der „primitiven Völker" in ihren derart instrumentalisierten Riten stehen bleibt. Mit anderen Worten, markiert die Differenz zwischen „primitiv" und „zivilisiert" in der Theorie des Selbst einen Entwicklungsunterschied, der offenbar nicht evident ist. Das, was hier als Entwicklungsunterschied von Menschen im Allgemeinen entworfen ist, bezieht sich allerdings auf Unterschiede in kulturellen und sozialen Praktiken. Dabei ist der gewählte Vergleich auch theorieimmanent fragwürdig, denn die klandestine Zuschreibung von Kindern zur „Zivilisation" ist insofern inkonsistent, als „Zivilisation" erst erreicht werden muss durch die Entwicklung von Selbst-Bewusstsein. Indem die Zuschreibung „primitiv" die Unbestimmtheit der Internalisierungsleistung in der Entwicklung des Selbst markiert, wird die Entwicklung des Selbst auf einer Skala zwischen „vage und unbestimmt" und „organisiert" mit den Attributen „primitiv" und „zivilisiert" unterlegt.

Analog zu dieser entwicklungsgeschichtlichen Theorie des Selbst erfolgt so auch die Konstruktion eines Kontinuums von gesellschaftlichen Entwicklungsstadien, angefangen bei der Organisation von Insekten, über Wirbeltiere bis zum Menschen (GIG: 285 ff.). Indem auf die Evolutionstheorie zurückgegriffen wird, soll eine wissenschaftliche Begründung dieser Differenz geliefert werden.

Evolutionstheorie als soziale Theorie

Die Evolutionstheorie, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Darwin mit seinen Werken *On the Origin of Species* (1859) und *Descent of Man* (1871) begründet worden war, hatte in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung zu Zeiten ihrer disziplinären Institutionalisierung einen großen Einfluss. Allerdings war die sozialwissenschaftliche Übernahme biologischer Prämissen auch von Missverständnissen gekennzeichnet, etwa wenn Darwins Konzept vom Überleben des Stärksten mit einem Konzept vom Erfolg des Stärksten vermischt wurden und u. a. in „Stufentheorien der sozialen Entwicklung" mündeten (Wallerstein et al.: 36). Diese Vermengung war in Darwins Theorie selbst angelegt, einerseits da Darwin den Anwendungsbereich seiner Theorie u. a. auf die Entstehung „des Menschen einschließlich seiner kognitiven und sozialen Fähigkeiten" ausgedehnt hatte, was viele Zeitgenossen Darwins dazu angeregt hatte, sie in humanwissenschaftliche Disziplinen zu übernehmen. Andererseits stellt die Evolutionstheorie aufgrund ihrer Ambivalenzen, dem Nebeneinander von „populäre[n] Auffassungen und anerkannte[m] Fachwissen" einen „Eindruck der wissenschaftlichen Legitimierung" her für Begriffe und Vorstellungen, die als populärwissenschaftlich angesehen werden müssen. Dies wurde mitunter als „Einladung" verstanden, „aus Darwins Werk fortschrittsfördernde Rezepte für die Gestaltung der Zukunft auf der Basis naturwissenschaftlich-evolutionärer Gesetzmäßigkeiten herauszulesen" (Engels 2000: 132 f.). Für die „Gründungsväter" der Soziologie in den Vereinigten Staaten war die Übernahme von evolutionstheoretischen Prämissen und Begrifflichkeiten charakteristisch. Für den weiteren Verlauf soziologischer Theoriebildung hatten sie zwar keine entscheidende Bedeutung, sie stellten aber den Entstehungskontext von Meads Werk dar. So führte der Soziologe Lester F. Ward, der der erste *Präsident* der American Sociological Society war, mit dem 1883 erschienen Werk *Dynamic Sociology* biologische Begriffe in die Soziologie ein und begründete einen „evolutionären Naturalismus" in der Soziologie, der allerdings auch Elemente menschlichen Handelns integrierte. Sein Werk war, Bulmer zufolge, bis ca. 1910 durchaus einflussreich (Bulmer 1984: 8). William G. Sumner entwarf eine Theorie des „sozialen Darwinismus", in der Evolutionstheorie mit „individualistischen und ‚laissez-faire' philosophischen und politischen Voraussetzungen" in Zusammenhang gebracht wurden. Mit seinem Buch *Folkways* von 1907 wurden Fragestellungen über den Ursprung von „moralischen Codes" und sozialen Gepflogenheiten aufgeworfen (ebd.: 9). Eine direkte Bezugsgröße für die Entstehung von Meads Theorie des Selbst stellte Deweys Philosophie des Pragmatismus dar. Dewey bezog sich auf die Evolutionstheo-

rie, um wissenschaftliche Konzepte, die er aufgrund ihrer Trennung von ‚objektiver' Welt und ‚subjektivem' Bewusstsein als traditionell ablehnte, zu überwinden zugunsten von einer „organischen Einheit von Individuum und Welt" (Novack 1975, zit. n. Bruder 1982: 58). Das Konzept der „Anpassung" geht auf die Evolutionstheorie zurück, und wird bei Dewey zur Leistung der Individuen, sich in die jeweiligen gesellschaftlichen Gegebenheiten zu integrieren: „‚Bewusstsein' als Instanz der Anpassung" (Williams 1961, zit. n. Bruder 1982: 55).

In Meads Arbeiten geht dieser Begriff der Anpassung in die Konzeption von Gesellschaftlichkeit ein. So wird etwa der „gesellschaftliche Prozess", durch den Bedeutung in der sozialen Handlung geschaffen wird, auf die Anpassung bezogen – nämlich im Sinne der Reaktion, die auf einen Reiz erfolgt: „[…] gesellschaftlichen Erfahrungs- und Verhaltensprozess, so wie er erscheint, wenn die Handlung eines Organismus bei einem anderen Organismus eine Reaktion der Anpassung hervorruft" (GIG: 116). Dass Prozesshaftigkeit auch von der Möglichkeit der sozialen Kontrolle her gedacht wird, war weiter oben aufgezeigt worden. Mead definierte den Begriff des Selbst-Bewusstseins als Objekt der Psychologie in Zusammenhang mit der Notwendigkeit, das „soziale Individuum im Sinne von sozialem Prozess" zu bestimmen. Dabei wurde das Interesse an der Entstehung des Selbst mit der Möglichkeit des Eingriffs begründet.[48] Auch in Philosophy of the Present wird der Begriff des Entstehens als etwas originär Soziales ausgemacht, indem er als Wiederanpassung bestimmt wird: „The social nature of the present arises out of its emergence. I am referring to the process of readjustment that emergence involves" (Mead 1980 [1932]: 47).

Durch die evolutionstheoretische Fundierung von Meads Theorie des Selbst werden in einem Spezialdiskurs Differenzen hervorgebracht, die einen Interdiskurs von Nation und dem Staatsbürger als „autonomem Subjekt" formten: erstens eine Differenz „fortschrittlich" – „rückständig", die diskursive Hervorbringung des Herrschaftsverhältnisses zwischen der Kolonialmacht USA und kolonisierten Gebieten bedingte; zweitens eine Differenz „fortschrittlich" – „rückständig", die die diskursive Hervorbringung innerstaatlicher struktureller Differenzen, wie sie mit dem Auftauchen der „sozialen Frage" deutlich wurden, ermöglichte. Es sind u. a. diese Differenzen, die den sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" organisieren. Als Spezialdiskurs wird er in den Auseinandersetzungen bei der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen hervorgebracht und hat die Definition eines wissenschaftlichen Objekts des Selbst-Bewusstseins zum Effekt,

48 MSS: 37; Mead 1910: 177. Vgl. 4.3.1.

während er die Formierung dieser Disziplinen bedingt. Als Interdiskurs wird er in nationalstaatlichen Institutionen, in Gesetzen und Verordnungen, mithilfe von anthropometrischen Techniken hervorgebracht.

Selbst-Bewusstsein durch Überlegenheit

Meads Entwurf der Universalgesellschaft als höchster Entwicklungsstufe gesellschaftlicher Evolution legt bestimmte gesellschaftliche Organisationsformen normativ fest. Mit dem Rückgriff auf die Evolutionstheorie als „wissenschaftlichem" Begründungszusammenhang werden bestimmte gesellschaftliche Organisationsformen nicht nur als höhere Entwicklungsstufen ausgezeichnet, es wird auch eine Entwicklungsgeschichte für menschliche Gesellschaften entworfen, die universal gültig sein soll.

Meads Konzeption von Gesellschaft als Organisationsform, die auf funktionalen und rationalen Beziehungen basiert, gründet auf evolutionstheoretischen Prämissen, indem „Überlegenheit" in zweierlei Hinsicht notwendig gemacht wird: Überlegenheit der einen gesellschaftlichen Organisationsform gegenüber anderen und Überlegenheit als Form des Bewusstseins, das in diesem gesellschaftlichen Kontext aus der Konkurrenz zwischen Fähigkeiten und Funktionen hervorgeht (GIG: 332). Auch gesellschaftliche Gruppen oder Nationen entstehen demzufolge aus der funktionalen Überlegenheit, die sich aus Konkurrenz und Konflikten in Bezug zur höchsten Organisationsform der Universalgesellschaft ergibt (GIG: 329). So erfolgt die Konstitution eines Begriffs des Selbst als individuelles und kollektives Bewusstsein im Sinne eines Wissens um die eigene Überlegenheit. In dieser Konzeption von Bewusstsein wird Überlegenheit in der Überwindung „niederer" Entwicklungsstufen und deren Beherrschung begründet. Damit geht eine Konzeption von Gesellschaft einher, in der Unterschiede zwischen gesellschaftlichen Gruppen und Gesellschaften Hierarchieunterschiede aufgrund von Entwicklungsunterschieden sind. Konflikte gelten als Ergebnis eines legitimen Strebens um Vorherrschaft der einen Gruppe über die andere. Indem Entwicklung zum Movens gesellschaftlicher Auseinandersetzungen gemacht wird, werden Machtverhältnisse evolutionstheoretisch begründet. Aus evolutionstheoretischen Differenzen werden funktionale Differenzen abgeleitet, indem die Überlegenheit der einen gegenüber anderen als Differenz zwischen „Funktionen und Fähigkeiten" (ebd.) definiert wird. Auf diese Weise findet eine Reduktion struktureller Machtunterschiede auf funktionale Differenzen statt. Ein funktional bestimmter Machtbegriff lässt Hierarchiedifferenzen als legitim erscheinen, da sie als unabhängig von gesellschaftlichen Machtverhältnissen konzipiert sind, oder anders ausgedrückt: wenn funktiona-

le Differenzen nicht in Zusammenhang zu strukturellen Differenzen gebracht werden, erscheinen funktionale Differenzen als Reflektion von – individuellen oder kollektiven – „Funktionen und Fähigkeiten". Die Herrschaft von Menschen über Tiere und Insekten, von „zivilisierten" über „primitive" Gesellschaften wird auf diese Weise zur evolutionären Notwendigkeit.

Gesellschaftliche Machtunterschiede, die als funktionale Unterschiede entworfen sind, werden zu prinzipiell überwindbaren Unterschieden. In dieser Konzeption sollen gesellschaftliche Differenzen sowohl innerhalb einer Gesellschaft als auch zwischen Gesellschaften oder Nationen mithilfe einer gemeinsamen Sprache[49] und des Mechanismus des Geistes transzendiert und in eine „höhere Organisation" überführt werden (GIG: 331), die von den Individuen als „rationales Selbst" repräsentiert wird. Auch die Definition eines „rationalen Selbst" und der funktionalen gesellschaftlichen Organisationsform, in der es entsteht, wird durch die Differenz zwischen „primitiv" und „zivilisiert" bestimmt, indem die Fähigkeit zur Abstraktion von unmittelbaren sozialen Bedingungen zum Unterscheidungsmerkmal zwischen dem „primitiven Menschen" und dem „zivilisierten Menschen" wird (GIG: 320, Fn. 15).

Mit der Unterscheidung zwischen rationalen und funktionalen Beziehungen einerseits, die der funktionalen Organisation als am höchsten entwickelten gesellschaftlichen Organisationsform zugrunde liegen, und persönlichen Beziehungen andererseits, werden weitere Differenzen als Entwicklungsdifferenzen eingeführt. Rationale gesellschaftliche Beziehungen und das damit entstehende „Selbst-Gefühl" wird zur höheren Entwicklungsform erklärt (GIG: 365).

Indem Machtverhältnisse evolutionstheoretisch begründet sind, werden sie der Biologie zugeschlagen und gesellschaftliche Hierarchiedifferenzen legitimiert, indem sie verdeckt werden. Denn Differenzen zwischen gesellschaftlichen Gruppen oder zwischen Gesellschaften als Effekte von Machtunterschieden, als Ergebnis von Herrschaftsverhältnissen sind mit dieser Konzeption von Macht nicht thematisierbar.

Wenn die Institutionalisierung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen in westeuropäischen und US-amerikanischen Universitäten einherging mit der Auseinandersetzung über die Frage nach den Ursachen für die Unterwerfung des überwiegenden Teils der Welt unter einige wenige, vor allem europäische, Staaten, auf die im Rückgriff auf die Evolutionstheorie Darwins geantwortet wurde (Wallerstein et al.: 36), so kön-

49 Diese wird von Mead als „logisches Universum", als „allgemeines System universal signifikanter Symbole" bezeichnet (GIG: 320, Fn. 15).

nen Meads Überlegungen in diesem Sinne als Phänomen der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen durch die Begründung einer Theorie des Selbst, die u. a. den Kolonialismus „wissenschaftlich" zu erklären suchte, verstanden werden. Mehr noch, diese Ausführungen legen die durch den Kolonialismus geschaffenen Machtverhältnisse, die Unterwerfung und Ausbeutung anderer, nicht nur als legitim nahe, da es sich um „niederere Entwicklungsstufen" handle, sondern als notwendig für die Konstitution eines „höheren Selbst" als (kollektivem) Bewusstsein von der eigenen Überlegenheit. Vor diesem Hintergrund definiert Mead die gesellschaftliche „Organisationsform" der Nation als Zeichen für eine fortgeschrittene Entwicklungsstufe und den „Sinn für nationales Prestige" als entsprechende Form des Bewusstseins oder Selbst: „The sense of national prestige is an expression of that self-respect which we tend to preserve in the maintenance of superiority over other people. One does get the sense of one's self by a certain feeling of superiority to others, and that this is fundamental in the development of the self was recognized by Wundt."[50]

Dieser Begriff des Selbst basiert auf einem Begriff von Universalität, der durch ein expansives Moment – sie umfasst sukzessive immer mehr gesellschaftliche Gruppen und Nationen – und durch ein evolutionäres Moment einer stets komplexer und differenzierter werdenden gesellschaftlichen Organisation gekennzeichnet ist (GIG: 358). Die höchste Stufe gesellschaftlicher Entwicklung wird in der Universalgesellschaft durch das Zusammenwirken von wirtschaftlicher[51] und religiöser Haltung erreicht (GIG: 339 ff.). Meads Beschreibung der religiösen Haltung, die eine „universalistische" gesellschaftliche Organisation bedingen soll, bedient sich einer Differenz zwischen Christentum und Buddhismus einerseits und Islam andererseits, wobei das Christentum, das die Solidarität zwischen Menschen und menschlichen Gesellschaften als „Bruderschaft" (sic!) in der Universalgesellschaft bedingen soll, die Differenz zu einer Religion zu benötigen scheint, die im Islam als ‚vernichtend' und ‚unterwerfend' markiert wird (GIG: 329). Auf diese Weise wird Selbst-Bewusstsein als Form der Beherrschung anderer entworfen, die die Dominanz einer gesellschaftlichen Gruppe über eine andere in der „universalen" Gesellschaft als höchster Entwicklungsstufe gesellschaftlicher Organisation reflektiert. Dabei wird deutlich, dass es sich bei dieser Beschreibung der höchsten Entwicklungsstufe, sei es nun die

50 MSS: 285; GIG: 332.

51 Die wirtschaftliche Haltung ist insofern für die Entstehung der Universalgesellschaft ausschlaggebend, da durch den Austausch von Waren Kommunikationsprozesse hervorgebracht werden. Komplementär dazu ist die religiöse Haltung oder das „Nachbarschaftsgefühl" (GIG: 339 ff.).

„universale“ oder die „zivilisierte“ Gesellschaft, um eine Selbstbeschreibung handelt, wenn beispielsweise das Christentum als Grundlage der „universalen“ Gesellschaftsformation bestimmt wird.

Die evolutionstheoretische Fundierung einer Theorie des Selbst bringt auf diese Weise ein normatives Konzept gesellschaftlicher und individueller Entwicklung hervor, das konstitutiv ist für den sozialwissenschaftlichen Begriff vom Selbst. Gleichzeitig ermöglicht diese Theorie des Selbst eine Selbstbeschreibung, d. h. die eigenen gesellschaftlichen Bedingungen werden zu universalen erklärt und wissenschaftlich begründet. Weiteres Kennzeichen dieser Evolutionstheorie des Selbst ist eine Machttheorie, die eine Konzeption des Selbst durch Überlegenheit gegenüber anderen begründet: sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene. Meads Theorie des Selbst, die von der Beschreibung bestehender Verhältnisse ausgeht, trägt auf diese Weise zur Formierung eines Spezialdiskurses eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ bei, in dem Herrschaftsverhältnisse im „imperialen Zeitalter“ diskursiv hervorgebracht werden. Sie bedient sich des Unterschieds „fortschrittlich“ – „rückständig“, um die Einteilung der Welt gemäß dieses Unterschieds hervorzubringen (vgl. Hobsbawm 1989: 106).

Meads Perspektive auf die Probleme von Armut und gesellschaftlicher Entgrenzung, wie sie eingangs beschrieben wurden, zielte auf das Individuum und sein Verhalten, und seine Theorie des Selbst stellte gesellschaftliche Kontrolle über die derart „entgrenzten“ Individuen durch eine verinnerlichte soziale Kontrolle in Aussicht. Dass die Differenz „zivilisiert“ – „primitiv“ zur tragenden Achse für das Entwicklungsmoment wurde, weist zum einen auf die wissenschaftliche Tauglichkeit, die dieser Unterscheidung zum Zeitpunkt der Entstehung von Meads Theorie zugeschrieben wurde. Zum anderen muss das vor dem Hintergrund betrachtet werden, dass die Vereinigten Staaten am Kampf um nationale Vorherrschaft, der zwischen einigen europäischen Staaten, Japan und den USA stattfand, beteiligt waren, währenddessen sich diese Nationalstaaten u. a. über ihren Status als Kolonialmächte konsolidierten. Nicht zuletzt waren es die Erfordernisse des Kolonialstaates, auf die die Etablierung der Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten zurückgeht. In den neuen sozialwissenschaftlichen Disziplinen fand die Ausbildung von Verwaltungskräften für die Kolonien statt, und es wurden Konzeptionen für die Verwaltungsorganisation erstellt (Manicas 1991: 57 f.). Mead selbst war zwar nicht auf diesem Gebiet tätig, aber die Entstehung seiner Theorie war von Bedingungen bestimmt, die für die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen in den Vereinigten Staaten und anderen westeuropäischen Staaten konstitutiv

waren: wenn Mead auch nicht Verwaltungsangestellte für die Kolonien ausgebildet haben mag, so war seine Theorie des Selbst auf andere Weise an der (Re-)Produktion des kolonialen Herrschaftsverhältnisses beteiligt, indem die Differenz „fortschrittlich" – „rückständig" theoretisch begründet wird, während ein wissenschaftliches Objekt – Selbst-Bewusstsein – bei der Differenzierung zwischen Disziplinen geformt wird.

Der normative Entwicklungsbegriff, der sozialstrukturelle Unterschiede auf einer Skala der Entwicklungsunterschiede anzuordnen erlaubt, stellt ein Instrumentatrium dar, das die wissenschaftliche Klassifizierung sozialer Phänomene ermöglicht. Gleichzeitig wird die ‚Überwindung' sozialer und politischer Ungleichheit durch die Möglichkeit der Weiterentwicklung von einem niedrigen zu einem höheren Stadium in Aussicht gestellt. Meads Theorie des Selbst bietet nicht nur Klassifizierungen zur Beschreibung sozialer Phänomene, sondern auch die ‚Lösung' gesellschaftlicher Widersprüche, indem eine normative Konzeption von „Entwicklung" zugrunde gelegt wird.

An den zitierten Stellen aus Meads Schriften wird allerdings deutlich, dass mit der Privilegierung einer bestimmten Entwicklung als der höchsten Form Entwicklungsdifferenzen als Hierarchiedifferenzen eingeführt werden: Selbst-Bewusstsein als rational, organisiert und „zivilisiert", das sich abgrenzt von Anderen, die auf der Entwicklungsleiter zurückgeblieben sind und unterworfen werden mussten, Tiere, Kinder, „Primitive" und Frauen. Auf diese Weise wird die Unterscheidung „zivilisiert" – „primitiv" zur Differenz in einer symbolischen Ordnung.

4.3.4 Selbst und Geschlecht

Wenn in dem sozialwisenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekts" auf der Schwelle der Epistemologisierung das Selbst als rational, organisiert und „zivilisiert" in Abgrenzung zu „primitiv" entworfen ist: Ist die Konzeption des Selbst durch die Differenzen Mann – Frau und homo – hetero strukturiert? Die Differenz von Mensch und Tier war oben für die Konzeption des Selbst-Bewusstseins als problematisch ausgemacht worden: diese Differenz sollte mit dem Entwurf des Selbst-Bewusstseins begründet werden. Oder anders formuliert, die Fähigkeit zur Entwicklung von Selbst-Bewusstsein sollte die Differenz zwischen Mensch und Tier begründen. In dem zentralen theoretischen Element dieser Theorie des Selbst – die Fähigkeit, in sich selbst die gleiche Reaktion auszulösen wie in anderen, als kennzeichnend für den Menschen im Unterschied zum Tier – erweist sich, so ist oben argumentiert worden, deren Begründung, die Differenz zwischen Mensch und Tier, als proble-

matisch. Diese kritische Unterscheidung in Meads Theorie des Selbst wird, so die These dieser Arbeit, durch die Differenz zwischen ‚Mann' und ‚Frau' markiert. Was ist damit gemeint?

In Meads Darstellung ist die Entwicklung des Selbst eine Voraussetzung für die Entstehung von Gesellschaft: „It is the self as such that makes the distinctly human society possible" (MSS: 240).[52] Die Entwicklung von Sprache (GIG: 282) und von „kooperativen Haltungen", die in der „Elternhaltung" und im „Nachbarschaftsgefühl" ausgedrückt würden, stellen die Bedingungen für die Entstehung des Selbst dar (GIG: 286). Dabei sind Gesellschaften in Meads Theorie ebenso auf einem evolutionstheoretisch begründeten Kontinuum zwischen Insekten, Wirbeltieren und menschlichen Gesellschaften, die wiederum in sogenannte „primitive" und „zivilisierte" Organisationsformen unterschieden werden, angebracht. Die höchste Entwicklung gesellschaftlicher Organisation ist, Mead zufolge, die „funktionale Organisation", die in der Universalgesellschaft als Idealgesellschaft erst noch vollends verwirklicht werden muss, in der „wirtschaftlichen Haltung" aber zu dem damaligen Zeitpunkt bereits gesellschaftliche Organisation bedinge (GIG: 333 ff.). Als „abstraktere gesellschaftliche Haltungen" gesellschaftlicher Organisation gelten wirtschaftliche Haltungen (GIG: 338 ff.) und bestimmte „religiöse Haltungen" (Christentum) die zu dem damaligen Zeitpunkt bereits die Verwirklichung einer „rationalen oder abstrakten universalen menschlichen Gesellschaft oder Gesellschaftsordnung" (GIG: 341) ermöglicht hätten.

Auch die Unterscheidung der gesellschaftlichen Organisation entsprechend einer Differenz zwischen Mensch und Tier erweist sich dabei als problematisch. Die Bestimmung der menschlichen Gesellschaft als abstrakter und rationaler Organisationsform, die auf funktionalen Differenzen beruhe, wird durch die Unterscheidung von gesellschaftlichen Formationen von Tieren, die auf physiologischen Differenzierungen (GIG: 276 ff.) und „instinktiven Beziehungen" (GIG: 285) aufbauten, bedingt. Dabei wird der Geschlechtsunterschied zur Ausnahme fundamentaler Art, indem er neben dem Generationenunterschied zum Ursprung gesellschaftlicher Entwicklung erklärt wird:

„In short, all organized human society – even in its most complex and highly developed forms – is in a sense merely an extension and ramification of those simple and basic socio-physiological relations among its individual members (relations between the sexes resulting from their physiological differentiation,

52 GIG: 286.

and relations between parents and children) upon which it is founded, and from which it originates." (MSS: 229)[53]

Geschlechterdifferenz wird zur Bedingung der menschlichen Gesellschaft sine qua non: sie repräsentiert einen „physiologischen Pol", an dem die Entwicklungsgeschichte menschlicher Gesellschaften ihren Ausgangspunkt nimmt. Demgegenüber steht der „institutionelle Pol", der Staats- und Nationenbildung abbildet. Das beinhaltet die Auffassung, dass das zweigeschlechtliche Paar das Modell für Gesellschaftsbildung darstellt: über Elternschaft, Familie, Klan bis hin zum Nationalstaat geht die Entwicklung (GIG: 275). Heterosexualität wird mit dem Nationalstaat in eine direkte Verbindung gebracht und auf diese Weise zur Voraussetzung nicht nur des Nationalstaats, sondern von Gesellschaftsbildung überhaupt. Der physiologische Unterschied zwischen ‚Mann' und ‚Frau' wird zur gesellschaftlich strukturierenden Kategorie und steht damit quer zu jener Trennlinie zwischen ‚Mensch' und ‚Tier', die gerade dort gezogen wurde, wo sich menschliches Verhalten an rationalen und abstrakten Differenzen herausbilden soll, indem es sich von physiologischen Differenzen im Tierreich scheidet.

„Now, such [physiological] differentiation is not the principle of organization of human society. There is, of course, the fundamental distinction of sex which remains a physiological difference, and in the main the distinctions between the parent-forms and child-forms are physiological distinctions, but apart from these there is practically no physical distinction between the different individuals that go to make up the human community." (MSS: 231)[54]

Was als grundlegender Unterschied zwischen Mensch und Tier eingeführt worden war, wird aufgrund einer Ausnahme relativiert, wobei diese Ausnahme – Geschlechterdifferenz als physiologische Differenz – den Ursprung der menschlichen Gesellschaft bildet. Auf einem Entwicklungskontinuum zwischen Tier und Mensch wird Geschlechterdifferenz zum paradoxen Ursprung des Menschen: Sie markiert einen Unterschied, der sich nicht festmachen lässt, jenen evolutionären ‚Sprung' vom Tier zum Menschen. Diese Uneindeutigkeit soll mit einer anderen Differenz eindeutig gemacht werden. Der Unterschied zwischen „physiologischen" und „abstrakten", „rationalen" wie „funktionalen" gesellschaftlichen Differenzierungen wird trennscharf gemacht, indem ein anderer Unterschied – zwischen ‚Frau' und ‚Mann' – eingeführt wird und der „physiologischen" Seite zugeschlagen wird, die als „Natur" in

53 GIG: 275.
54 GIG: 277.

die „funktional“ strukturierte Gesellschaft eingeht. Als solche wird sie außerhalb gesellschaftlicher Verhältnisse verortet.

Dass ein Widerspruch den Ursprung des Menschen und von Gesellschaft begründet, scheint zu fundieren, was er in Frage stellt: die Konzeption eines Selbst als „autonomes Subjekt“, indem es sich als „Mensch“ fundamental vom „Tier“ unterscheidet. Auf diese Weise wird Geschlechterdifferenz als physiologische Differenz zum strukturierenden Moment in der Konzeption der menschlichen Gesellschaft. So steht am Anfang als Voraussetzung für die Herausbildung des Selbst nicht der Mensch und Gesellschaft, sondern ein geschlechtlich definierter Mensch und eine zweigeschlechtlich strukturierte Gesellschaft, was gleichzeitig als „Natur“ vom Menschsein und dessen Gesellschaftlichkeit ausgenommen ist. Was das für die Möglichkeiten von Frauen für die Herausbildung eines Selbst bedeutet, soll im Folgenden herausgearbeitet werden.

In dem 1924/25 erschienen Aufsatz „The Genesis of the Self and Social Control“ ist das Verhältnis zwischen Selbst und sozialem Verhalten sowie seiner Bedeutung für soziale Kontrolle beschrieben. Hier zeigt Mead einen nicht gelungenen Prozess der vollständigen Übernahme des sozialen Objekts auf:

„A social act may be defined as one in which the occasion or stimulus which sets free an impulse is found in the character or conduct of the living form that belongs to the proper environment of the living form whose impulse it is. I wish, however, to restrict the social act to the class of acts which involve the coöperation of more than one individual, and whose object as defined by the act, in the sense of Bergson, is a social object. I mean by a social object one that answers to all parts of the complex act, though these parts are found in the conduct of different individuals. The objective of the act is then found in the life-process of the group, not in those of the separate individuals alone. The full social object would not exist in the environments of the separate individuals of the societies of the Hymanoptera and termites, nor in the restricted societies of the vertebrates whose basis is found alone in physiological adjustment. A cow that licks the skin of a calf stuffed with hay, until the skin is worn away, and then eats the hay, or a woman who expends her parental impulse upon a poodle, cannot be said to have the full social object involved in the entire act in their environments. It would be necessary to piece together the environments of the different individuals or superimpose them upon each other to reach the environment and objects of the societies in question.“ (GS: 180)

Wenn hier eine Frau, die „ihre elterlichen Instinkte auf einen Pudel verschwendet“, einer Kuh verglichen wird, die sich in ihren Instinkten fehlleiten lässt, wenn sie das Heu auffrisst, das pikanterweise in einer

Kalbattrappe steckt, dann um ein „unvollständiges soziales Objekt“ zu demonstrieren. Die Verinnerlichung eines vollständigen sozialen Objekts würde voraussetzen, „so zu handeln, wie andere handeln“, d. h. die Rolle der anderen zu übernehmen und auf diese Weise ein Objekt für die anderen darzustellen, auf das sie reagieren können, sowie für sich selbst ein Objekt darzustellen (ebd.: 185). Warum verfehlt die Frau im Beispiel das vollständige soziale Objekt? Liegt es daran, dass sie ihre „Instinkte“ auf ein Objekt lenkt, das nicht menschlich ist, und das weder ihrer spezifischen Umgebung der Menschen angehört, noch in einer Weise reagieren kann, die diesen zukommen würde? Als soziales Objekt scheint nur das Verhalten anderer Menschen Gültigkeit zu besitzen. An anderer Stelle wird die Familie als „grundlegende Einheit für die Vermehrung und Aufrechterhaltung der Gattung“ aufgeführt, die am Ursprung „aller größeren Einheiten oder Formen der menschlichen gesellschaftlichen Organisation wie Klan oder Staat“ stehe. In ihr würden die „sozio-physiologischen Impulse“ von „Sexual- oder Reproduktionstrieb“ und „Elternimpuls oder die Elternhaltung“ organisiert, die wiederum die Entwicklung der „Haltung des Nachbarschaftsgefühl“ ermögliche (GIG: 274 f.). Wenn als das „Entwicklungsziel der menschlichen Gesellschaft“ die „Kontrolle der eigenen Evolution“ bestimmt wird (GIG: 297), scheinen sich daraus auch Konsequenzen für die InteraktionspartnerInnen zu ergeben, die als legitim nur insofern gelten können, wenn sie mit ihrem Verhalten, ihren Haltungen und Gesten, zur Bildung des sozialen Objekts beitragen. „Elternhaltung“ und „Nachbarschaftsgefühl“, die als wichtige „Impulse“ für die gesellschaftliche Organisation des Menschen im Allgemeinen gelten, können zudem offenbar nicht vom Menschen auf das Tier übertragen werden. Das bedeutet allerdings, dass gesellschaftliche Reproduktion nicht nur in der Bildung eines sozialen Objekts bewerkstelligt wird, sondern letztlich im „Reproduktionstrieb“ als „sozio-physiologischem Impuls“ begründet wird. Soziale Beziehungen werden auf diese Weise an die „Gattung“ geknüpft, d. h. sie können nur als solche gelten, wenn sie auf die gleiche „Gattung“ gerichtet sind. Darüber hinaus können Handlungen keinen Status von Sozialität erreichen, wenn sie die Möglichkeit dieses Ziels gesellschaftlicher Reproduktion – ganz im Sinne von Generativität – verfehlen.

Für das zitierte Beispiel von der Frau bedeutet das, dass die Gemeinschaft der Menschen in ihrer Kette „sozialer Handlungen“ durch diese Grenzüberschreitung zwischen Mensch und Tier unterbrochen wird. Wenn es Menschen auszeichnet, dass sie Selbst-Bewusstsein ausbilden, indem sie gesellschaftliche Kontrolle als soziales Objekt „komplett“ verinnerlichen, und Tiere, dass sie dieses Stadium nie erreichen, da ihr Handeln nicht rational, sondern instinktgeleitet ist, so wird mit diesem

Vergleich ein Exempel statuiert für die Regression menschlicher Entwicklung: die Frau macht einen Rückschritt in der Entwicklung nicht nur, da sie instinkthaft handelt, sondern da sie ihre Instinkte „fehlleitet", „verschwendet". Dem gegenüber steht die vollständige Herstellung des sozialen Objekts:

„If, for example, property is a social object in the experience of men, as distinguished from the nut which the squirrel stores, it is because features of the food that one buys innervate the whole complex of responses by which property is not only acquired, but respected and protected, and this complex so innervated is an essential part of the act by which the man buys and stores his food. The point is not that buying food is a more complicated affair than picking it up from the ground, but that exchange is an act in which a man excites himself to give by making an offer. […] Property becomes a tangible object, because all essential phases of property appear in the actions of all those involved in exchange, and appear as essential features of the individual's action. […]
Something that can be exchanged can exist in the experience of the individual only in so far as he has in his own make-up the tendency to sell when he has also the tendency to buy. And he becomes a self in his experience only in so far as one attitude on his own part calls out the corresponding attitude in the social undertaking. This is just what we imply in ‚self-consciousness'." (GS: 183-185)

Ein Gegenstand, der ein soziales Objekt abzugeben vermag, Eigentum, und ein Subjekt des Handelns, der Mensch als Mann, bevölkern nun die Szene, die Selbst-Bewusstsein aufgrund von Sozialität darstellen soll. Während ein Pudel kein wahres soziales Objekt abgeben kann, ist dies scheinbar bei Eigentum möglich, weil, so Meads Argumentation, Eigentum bestimmte Regeln und Rollen des Austauschs voraussetzt. Die Frau in ihrem „fehlgeleiteten" Instinkt hingegen ist nicht gesellschaftsfähig, da es offensichtlich keine gesellschaftlichen Regeln gibt, die in der Pudelpflege als sozialem Objekt organisiert sein könnten. Im Gegenteil wird denjenigen, die sich derart „daneben" verhalten, sogar das Menschsein abgesprochen. So findet sich die Frau im Beispiel im Tierreich wieder, in der Gesellschaft einer ebenfalls fehlgeleiteten Kuh, unfähig zu rationalem Handeln wie zur Herstellung von Selbst-Bewusstsein.

Wenn die Unterscheidung von Mensch und Tier in Meads Theorie des Selbst sich als zentral herausstellt, so wird gleichzeitig deutlich, dass sie eine kritische Differenz darstellt, da sie offenbar nicht eindeutig festgelegt werden kann. Diese kritische Differenz wird immer wieder eingekreist in den hier referierten Texten. Sie wird unterlegt mit anderen

Differenzen, die auf diese Weise zu Unterscheidungsmerkmalen gemacht werden: es handelt sich dabei um Geschlechterdifferenz als Zweigeschlechtlichkeit, die an den Anfang menschlicher und gesellschaftlicher Entwicklung gesetzt wird. Diese problematische Differenz zwischen Mensch und Tier, die die Fähigkeit des Menschen zur Ausbildung von Selbst-Bewusstsein begründet, wird markiert durch die ‚Frau'. Indem sie ins Tierreich verschoben wird, wird der ‚Mann' zur Repräsentation von rationalem Handeln, das Gesellschaftlichkeit und Selbst-Bewusstsein ermöglicht. Außerdem werden so Bedingungen festgelegt, die Sozialität definieren. Zu diesen Bedingungen zählt, dass soziale Beziehungen auf die Interaktion zwischen Menschen beschränkt sind: die Voraussetzung für die Ausbildung des Selbst sind soziale Beziehungen zwischen Menschen. Dass soziale Reproduktion an die Möglichkeit der Generativität als letztem Grund sozialen Handelns ausgerichtet wird, hat zur Konsequenz, dass die Geschlechterdifferenz als Ursprung gesellschaftlicher Ordnung entworfen wird. Wenn Mead die Möglichkeiten der Kontrolle von sozialen AkteurInnen über die Kontrolle des sozialen Objekts herausstellte, wie am Anfang dieses Kapitels dargelegt wurde, so kann an dieser Stelle formuliert werden, worin diese Möglichkeiten bestehen. Im sozialen Objekt ist zusammengefasst, was als legitime gesellschaftliche Handlung und Haltung gilt, so dass mit der Ausbildung von Selbst-Bewusstsein durch die Hereinnahme des sozialen Objekts über die Gesellschaftlichkeit eines sozialen Akteurs und einer sozialen Akteurin bestimmt wird, d. h. über die Mitgliedschaft an Gesellschaft.

4.4 Resümee

Die Entwicklung einer Theorie des Selbst-Bewusstseins wird in dieser Studie in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen sowie der Etablierung des Nationalstaats seit Ende des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten als „Schwelle der Epistemologisierung" eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" analysiert. Aussagenkomplexe, die sich im 19. Jahrhundert herausgebildet hatten, wurden in eine wissenschaftlich-theoretische Form gebracht. Dazu zählten die Thematisierung der Nationenbildung, der Armut der Arbeiterklassen in Industriestädten, der Überlegenheit der Kolonialmächte gegenüber den kolonisierten Gebieten, und nicht zuletzt der Ausführenden einer neuen „wissenschaftlichen Arbeitsorganisation", die mit einer fortschreitenden Rationalisierung und Effizienzsteigerung nicht nur isolierte Arbeitsabläufe, sondern auch voneinander isolierte Arbeitskräfte hervorbrachte. Eine Theorie des Selbst, wie

sie bisher skizziert wurde, stellt ein Gebiet dar, auf dem soziale AkteurInnen in ihrem Verhalten und moralischen Bewusstsein als kontrollierbar diskursiv hervorgebracht wurden. Meads Theorie des Selbst wird in diesem Zusammenhang beispielhaft beschrieben, steht aber in einer Reihe mit anderen Theorien und Ansätzen wie dem Pragmatismus oder Behaviorismus, die um ähnliche Fragestellungen herum entstanden. Ihre Entwicklung lässt sich als „Schwelle der Epistemologisierung" begreifen, da es dabei um den Versuch einer wissenschaftlichen Ergründung des „Wesens" menschlichen Handelns, und in Meads Theorie darüber hinaus: des Menschen an sich, über die Untersuchung der Entstehung von „Selbst-Bewusstsein" ging. Diese „sozialwissenschaftlichen" Ansätze und Theorien sind in der Abgrenzung zu als „metaphysisch" bezeichneten Annahmen über den Menschen formuliert worden. In Meads Theorie etwa wird Selbst-Bewusstsein „organisch" begründet, in der Unterscheidung von „metaphysischen" Theorien. Auch der Entwurf des Selbst als eine durch soziale Kontrolle bedingte Größe – und auf diese Weise als kontrollierbar – wird gegen eine „metaphysische" Theorie als eine gegenwartsorientierte Bestimmung, d. h. ausgehend von aktuellen Problemdefinitionen, angeführt. So wird eine Analyse der sozialpolitischen Situation im Sinne von fehlender sozialer Kontrolle von sozialen AkteurInnen gegeben, für die eine Theorie über das Bewusstsein Möglichkeiten des Eingriffs bietet. Mit dem Bezug sowohl zur Philosophie des Pragmatismus als auch zum Behaviorismus wird eine Theorie des Selbst-Bewusstseins geschaffen. Mit anderen Worten, Theorien über das Selbst als „Spiegel" der Gesellschaft ermöglichen in diesem Zeitraum die Analyse sozialpolitischer Konflikte als fehlende Einheit von „Individuum" und „Gesellschaft": die Analyse macht „Individuum" und „Gesellschaft" als getrennte Entitäten aus, die im Selbst-Bewusstsein zu einer Einheit zusammengefügt werden sollen – so der ‚Lösungsvorschlag' aus dem Feld der sich institutionalisierenden sozialwissenschaftlichen Disziplinen.

Meads Begriff des gespaltenen Selbst wird demnach als Problematisierungsweise der Einheit von Gesellschaft, im Sinne einer Einheit von „Individuum" und „Gesellschaft", analysiert. Zwar werden „Individuen" durch „soziale Kontrolle" zu sozial Handelnden, sind also in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Bedingungen entworfen. Gleichzeitig ermöglicht die Konzeptionen des gespaltenen Selbst auch soziales Handeln, das über diese Abhängigkeit hinausgeht, es ist nicht gänzlich determiniert.

Aus diesen Gründen kann Meads Theorie des Selbst als ein Beitrag zum Feld der Auseinandersetzungen analysiert werden, auf dem eine Transformation sozialer Praktiken von liberalen zu organisierten (Wag-

ner 1995) stattfindet, d. h. die Verstärkung kollektiver Arrangements etwa im Nationalstaat. Bei der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen durch Professionalisierung und Spezialisierung kann Meads Theorie nicht nur als Ergebnis, sondern auch als formierend für diese Entwicklungen ausgemacht werden, indem ein Beitrag zur Definition einer Disziplin der „modernen Psychologie" bzw. einer neuen Ausrichtung der Philosophie gebracht wird. Für die Etablierung des Nationalstaats im Imperialismus lieferten die Sozialwissenschaften nicht nur mit der Statistik als Instrument, das sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auf eine landesweite Dimension bezog, ein Mittel zur diskursiven Hervorbringung der national definierten Gesellschaft. Meads Theorie des Selbst liefert auch einen Beitrag zur Bildung kollektiver Arrangements mit dem Entwurf von Selbst-Bewusstsein, als einer Größe der Vermittlung, als verbindendes Moment, zwischen Individuum und Kollektiv. Wenn die Statistik in den nomothetisch vorgehenden Sozialwissenschaften Dinge schuf, die zusammenhalten, wie Desroisières schreibt, dann wurde mit Theorien über das Selbst als ‚Spiegel' der Gesellschaft gewissermaßen eine sozialtheoretische Formulierung des Zusammenhalts der national definierten Gesellschaft gegeben: Theorien über die Möglichkeiten der Herstellung dieses nationalen Zusammenhangs über das Selbst-Bewusstsein.

In dieser Theorie des Selbst werden Differenzen diskursiv hervorgebracht, die die Definition der Nation nach „innen" und nach „außen" bedingen. Die Definition des Staatsbürgers seit Ende des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten im Gesetz, z. B. im Wahlrecht, das bestimmten Personengruppen zugestanden wurde, während andere davon ausgeschlossen wurden, z. B. durch Verordnungen wie Einreiseverboten für Angehörige von bestimmten Nationen ist ein anderes Gebiet der diskursiven Hervorbringung dieser Differenzen. Was in Meads Theorie des Selbst die Schaffung einer Figur des Selbst als „autonomem Subjekt" durch den Ausschluss von Frauen und von sogenannten „Primitiven" von der Fähigkeit, ein „rationales" Selbst, ein „komplettes" Selbst zu entwickeln, darstellt, ist im Recht die Konstruktion des Staatsbürgers durch den Ausschluss nach „innen": von Frauen, zeitweise von Personen, die eine bestimmte Grenze des Besitzstandes unterschritten, zeitweise von Afroamerikanern, und durch den Ausschluss nach „außen" von Personen, die von der Einreise ausgeschlossen wurden. Soziale Praktiken der Organisierung beinhalten demnach homogenisierende Praktiken – die Verstärkung kollektiver Arrangements durch Homogenisierung – wie auch differenzierende Praktiken – die Schaffung von Kriterien, die den Ausschluss aus dem kollektiven Zusammenhang begründen.

Die Hervorbringung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ erfolgt erstens mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen und der Etablierung des imperialistischen Nationalstaats durch die Schaffung des „freien“ Staatsbürgers mit demokratischen Rechten. Dies wird hier zusammen mit anderen Praktiken der Organisierung, allokativen Praktiken und Praktiken der Bedeutungsgebung, besonders literarischen, photographischen und seit Anfang des 20. Jahrhunderts auch filmischen Repräsentationsformen, einem Interdiskurs zugeordnet. Zweitens wird ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ als Spezialdiskurs hervorgebracht u. a. in wissenschaftlichen Theorien und Schulen, wie dem Pragmatismus und Behaviorismus – jedenfalls einem Sozialbehaviorismus Meadscher Prägung – in der Konstruktion einer sozialtheoretischen Figur des Selbst. Konstitutiv für den Entwurf eines „autonomen Subjekts“ des hier rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses ist der paradoxe Zusammenhang von Unterwerfung unter soziale Kontrolle und Definition als „autonom“. Die Definition als „autonom“ wird in der Unterscheidung und Kategorisierung von jenen, die von dieser Definition ausgenommen sind, begründet: Frauen, Afroamerikaner und andere, die aus unterschiedlichen Gründen aus dieser Definition ausgeschlossen werden. Meads Theorie des Selbst wird diesem Spezialdiskurs zugeordnet. Es ist eine Theorie der Entstehung des Selbst-Bewusstseins, das als „rational“, „definitiv“ und „komplett“ entworfen wird durch die Unterscheidung von Frauen und sogenannten „Primitiven“ die auf einem evolutionstheoretischen Kontinuum den ‚Sprung‘ markieren, der den Menschen vom Tier unterscheidet: d. h. durch die Festlegung von Frauen und sogenannten „Primitiven“ als Grenzfall des Menschseins.[55] Auf diese Weise wird im sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ die Abhängigkeit sozialer AkteurInnen thematisch: zum Gegenstand diskursiver Produktion.

Meads Theorie wird dabei auf einer „Schwelle der Epistemologisierung“ ausgemacht, da die Bemühungen um eine eigene Disziplin im Sinne Meads vor dem Hintergrund der Etablierung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen nicht normgebend wurden. Zwar kann der Begriff des Selbst wie die Konzeption des „bewussten Verhaltens“ so analysiert werden, dass sie als „Modelle“ eine „beherrschende Funktion“

55 Unter „primitiv“ sind eine Reihe von unterschiedlichen Kriterien zusammengefasst, die einen Gegensatz zu „zivilisiert“, „modern“ und „fortschrittlich“ bilden. Meistens werden damit soziale Praktiken beschrieben, die nicht konkret benannt sind. So kann der Begriff als „Sammelbegriff“ für diejenigen Praktiken, diejenigen Akteure und Akteurinnen fungieren, die nicht Selbst-Bewusstsein ausbilden.

erlangten, gleichzeitig fungierte Wissenschaftlichkeit jedoch als diskursive Praxis und war nicht normgebend – so Foucaults Beschreibung der Schwelle der Epistemologisierung. Während sich die Untersuchung auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit darauf beziehe, „wie diese [Schwelle der Wissenschaftlichkeit] ausgehend von verschiedenen epistemologischen Figuren überschritten werden konnte, […] wie ein Begriff – noch mit Metaphern oder imaginären Inhalten beladen – gesäubert worden ist und Statut und Funktion eines wissenschaftlichen Begriffs annehmen konnte“ (Foucault 1981 [1973]: 270), diene „die Wissenschaftlichkeit“ auf der Schwelle der Epistemologisierung „nicht als Norm“. Vielmehr gelte es, die diskursiven Praktiken freizulegen, „insoweit sie einem Wissen Raum geben und dieses Wissen das Statut und die Rolle von Wissenschaft annimmt“ (ebd.: 271). Die Überlegungen Meads zu einer wissenschaftlichen Fundierung müssen als metaphorisch verstanden werden: etwa indem die Biologie, die im Unterschied zur Physik als nomothetischer Wissenschaft die neue Disziplin begründen soll, mit Bedeutungen von Prozesshaftigkeit und Dynamik in Verbindung gebracht wird; oder der Versuch, die Universalgesellschaft evolutionstheoretisch zu begründen durch die metaphorische Entwicklungsleiter von Insekten, über Säugetiere, den „primitiven“ Menschen bis zum Menschen der Universalgesellschaft. Auch die Bedeutung der Differenz zwischen Mensch und Tier bei der Konzeption des Selbst-Bewusstseins, die in Metaphern und Vergleichen Eingang finden, ist dann in diesem Sinne zu analysieren. In den Theorien, die seit dem Zweiten Weltkrieg entstehen, ist diese Differenz nicht mehr vorzufinden. Der Begriff des „Selbst“ in Meads Theorie korrespondiert einer Suche nach einer Definition dessen, was den Menschen im Unterschied zum Tier ausmacht, während die Herausbildung eines sozialwissenschaftlichen Begriffs „Identität“ nicht mehr von diesen Fragen bedingt ist. Die Eigenart des Menschen, die in der Unterscheidung vom Tier begründet wird, scheint nicht mehr problematisch zu sein. Es geht dann vielmehr darum, wissenschaftliche Regeln und Definitionen zu seiner Beschreibung und Untersuchung zu bestimmen, wie sie in den Identitätsmodellen von personaler und kollektiver Identität und dem Modell der Identitätsentwicklung Eingang finden.

Am Beispiel von Meads Theorie des Selbst wurden bestimmte Thematisierungen als strukturierend für die Konzeption von Selbst-Bewusstsein herausgearbeitet: „Einheit“, „Sprache/Normen“, „Entwicklung“ und „Geschlecht“. Es wird die These aufgestellt, dass es sich dabei auch um diskurstragende Kategorien des zu rekonstruierenden sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ handelt, in denen Strukturen gesellschaftlicher Ungleichheit in Form von Gegen-

sätzen organisiert sind. Im Folgenden wird zu untersuchen sein, inwiefern Zuschreibungen aufgrund von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen sowie andere Formen gesellschaftlicher Ungleichheit in der Problematisierung von Identität in Gegensätzen von „vollständig“ versus „unvollständig“, „enwickelt“ versus „unterentwickelt“ erfolgt.

5. ‚Identität' versus Krise: Zur Entstehung sozialwissenschaftlicher Identitätsmodelle

Die Beobachtung von Erziehungsformen bei den indigenen Sioux und Yurok Ende der 1930er Jahre führte den Psychoanalytiker Erik H. Erikson zu einer Fragestellung, die zentral werden sollte für die Entwicklung eines sozialwissenschaftlichen Begriffs von Identität. Mit dem Titel des 1945 veröffentlichten Aufsatzes, „Childhood and Tradition in two American Indian Tribes"[1], sind die beiden Elemente aufgeführt, die in Folge für einen sozialwissenschaftlichen Begriff von Identität bestimmend werden. „Kindheit" einerseits und „Tradition" andererseits weisen auf die zwei Pole hin, die miteinander vermittelt werden sollen: Wie erfolgt die Integration von Individuen in eine gesellschaftliche Ordnung? Wie wird gesellschaftliche Ordnung hergestellt, tradiert und aufrechterhalten? Die Thematisierung von Kindheit in Zusammenhang mit gesellschaftlicher Integration ist paradigmatisch: Es geht um Fragen der Erziehung, die sich einerseits auf Kinder und andererseits – in diesem Fall – auf indigene Gruppen beziehen.[2] Allgemeiner gefasst geht es in der daraufhin entwickelten Theorie von Identität um die Integration von sozialen AkteurInnen und gesellschaftlichen Gruppen unter bestimmte gesellschaftliche Normen.

1 Dieser Aufsatz stellt eine Zusammenfassung von früher erschienenen Publikationen Eriksons dar: *Observations on Sioux Education* (1939) und *Observations on the Yurok: Childhood and the World Image* (1943).

2 Erikson begründet in diesem Text sein Untersuchungsinteresse mit der Notwendigkeit, Näheres für die „Re-Edukation" der Sioux in Erfahrung zu bringen sowie die Tradition der Yurok begreifbar zu machen, die er als „compulsive weirdness" ausgesprochen abschätzig bewertet (Erikson 1945: 319 f.).

Eriksons Identitätstheorie entsteht seit dem Zweiten Weltkrieg. Sie gilt als entscheidend für die Verbreitung des Konzepts Identität und beinhaltet Identitätsmodelle, die für das heutige Verständnis von Identität als grundlegend anerkannt sind.[3] Im Folgenden wird Eriksons Identitätstheorie in Zusammenhang mit anderen wissenschaftlichen Feldern wie den sogenannten „national-character studies", den sozialwissenschaftlichen wie populärwissenschaftlichen Problematisierungsweisen von „Jugend" sowie sexualwissenschaftlichen Untersuchungen von Intersexuellen analysiert, die zeitgleich entstanden sind. Es wird die These aufgestellt, dass mit der Prägung von Konzepten wie „national character", „gender role" und Identität die Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" erreicht wird. Als kennzeichnend dafür wird die Entwicklung von Modellen ausgemacht. Neben den Modellen von „national character" und „gender role", die zusammen mit „Jugend" die Hervorbringung von sozialen Gruppen durch die Bestimmung von Personenkategorien ermöglichen, sind dies Eriksons Modelle von Identität: Modelle von personaler Identität, kollektiver Identität und Identitätsentwicklung. Zudem wird nachfolgend gezeigt, auf welche Weise mit der Bestimmung von Modellen auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Problematisierung sozialer Ordnung durch die Instituierung gesellschaftlich vorherrschender Normen als wissenschaftlich begründete und begründbare Normen stattfindet.

Die Schwelle der Wissenschaftlichkeit wird in einem Zeitraum erreicht, der von Wagner als „organisierte Moderne" bezeichnet wird, charakterisiert durch „Konventionalisierung sozialer Praktiken in relativ kohärenter, ineinandergreifender Form mit nationalstaatsweiter Ausdehnung" (Wagner 1995: 120). Die sogenannte organisierte Moderne umfasst in Wagners Darstellung die Zeitspanne von 1890 bis 1960, die von Phasen der Liberalisierung unterbrochen werde[4] und Phasen verstärkter

3 Vgl. Gleason 1983; Straub 1998; Niethammer 2000. Im deutschsprachigen Raum wurde Erikson von Döbert/Nunner-Winkler 1975; Döbert/Habermas/Nunner-Winkler 1977; Habermas 1976a und 1976b; Keupp et al. 1999; Straub 1998 aufgegriffen. Giddens' Theorie der Moderne stützt sich auf Eriksons Identitätstheorie, indem die Herstellung „ontologischer Sicherheit", die als Anforderung der Moderne entworfen wird, auf Eriksons Konzeption von Ich-Identität und des Urvertrauens zurückgeht (1996: 120). Die Operationalisierung von Eriksons Identitätsmodellen unternimmt Marcia, vgl. z. B. die zusammenfassende Darstellung von Keupp et al. (1999: 80 ff.).

4 Als Periode der Liberalisierung werden die 1920er und die 1950er Jahre genannt. Sie gelten als Zeiträume, in denen „Zusammenbrüche von organisierten Arrangements und das Wiedererwachen liberaler Erwartungen" zu beobachten seien. Für die 1950er Jahre wird die Liberalisierung aller-

Organisierung kenne. Letztere werden unter anderem für den Zweiten Weltkrieg und für die 1960er Jahre angenommen (ebd.: 113).[5] „Konventionalisierung" definiert Wagner als „Mittel, [...] Ungewißheit zu reduzieren" und „kollektive Bemühung, Steuerbarkeit der sozialen Welt zu erreichen." Diese werde erstens durch die „Klassifizierung sozialer Phänomene" und zweitens durch die „Durchsetzung einer gesellschaftsweiten Verwendung dieser Klassifikationen" realisiert (ebd.: 123). Zudem ließen sich Konventionalisierungsbemühungen „von unten" und „von oben" unterscheiden. Zu den ersten werden u. a. die Arbeiterbewegung gezählt, die mit der Motivation, die Interessen von Arbeiterinnen und Arbeitern zu organisieren, ein „handlungsfähiges Kollektiv" schaffen. Als Konventionalisierungen „von oben" gelten Mittel, die „mit der Unterstützung des Staatsapparats" eingesetzt werden, wie beispielsweise das Recht. Rechtskategorien als Instrumente der Klassifizierung strukturieren soziale Praktiken, so Wagner. Dabei sei es charakteristisch für die organisierte Moderne, dass Konventionalisierungen von unten „in die Verwaltung und das Management von Konventionalisierungen von oben" umgewandelt würden. Ein Effekt dieser Konventionalisierungen besteht in ihrer „Vergegenständlichung, einer Naturalisierung sozialer Phänomene". Auf diese Weise erscheinen gesellschaftliche Institutionen und die gesellschaftliche Ordnung, die sie schaffen, „gleichermaßen als natürlich und ideal" (ebd.: 123 ff.).[6]

---

dings auf allokative Praktiken eingegrenzt. Unter „liberalen Praktiken" begreift Wagner „freie Verständigung und Assoziierung einer Vielzahl einzelner Handelnder bei der Bestimmung des Ausmaßes und des Inhalts kollektiver Arrangements in der Gesellschaft". Davon werden „organisierte Praktiken" unterschieden, „die die Vereinigung von Gruppen nach sozialen Kriterien verlangten, bevor Verständigung und Entscheidungsfindung über kollektive Arrangements in und zwischen den Organisationen einsetzten, deren Führer dann für deren angeblich homogene Mitgliedschaft sprachen und handelten, diese also *repräsentierten*" (Wagner 1995: 112 f.). Vgl. a. Kapitel 4.

5 An dieser Stelle muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass Wagners Beschreibung der Moderne sich auf einen geographisch und politisch definierten Raum beschränkt: Sie gründet auf soziopolitischen Phänomenen vor allem in Westeuropa. Außerdem werden Entwicklungen in den Vereinigten Staaten, die sich davon unterscheiden, sowie die Bedingungen der Moderne in der Sowjetunion dargestellt. Was in diesen Beschreibungen nicht enthalten ist, ist das Verhältnis von Moderne und Kolonialismus, D. h. die Bedingtheit moderner Institutionen durch koloniale Expansion. In dieser Hinsicht bleibt die Beschreibung von „Institutionen der materiellen Allokation", „Institutionen der autoritativen Macht" sowie „Institutionen der Bedeutungsgebung" bezeichnenderweise unvollständig.

6 Wagners Untersuchung der organisierten Moderne nennt als institutionelle Praktiken beispielsweise technische Innovationen im späten 19. Jahrhun-

Die Prägung eines sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs wie der Begriffe „national character", „gender role" und „Jugend" gilt insofern als Effekt einer „Konventionalisierung sozialer Praktiken", als auf diese Weise soziale AkteurInnen in Form von sozialen Gruppen diskursiv hervorgebracht werden, indem sie unter Personenkategorien zusammengefasst werden. Theoriebildung selbst wird in der vorliegenden Arbeit als soziale Praktik aufgefasst. Wagner spricht diesbezüglich von einer „wechselseitige[n] Abhängigkeit von Praktiken und deren Repräsentationen" (ebd.: 120). Mit anderen Worten, der Entwurf von sozialwissenschaftlichen Identitätsmodellen in den Vereinigten Staaten im Zeitraum von den 1940er bis 1960er Jahren wird als Diskursivierung von Konfigurationen der „organisierten Moderne" analysiert.

Im Folgenden werden Inhalte und Elemente aus Eriksons Theorie von Identität in Zusammenhang mit der Entstehung anderer wissenschaftlicher Felder erörtert. Dazu gehört die Privilegierung einer bestimmten Entwicklungsstufe, der Adoleszenz, für die Entwickung von Identität, die Modelle von Ich-Identität und Gruppenidentität sowie die Figur der „negativen Identität". Der Analyse liegen Eriksons *Childhood and Society* (1950), *Identity and the Life Cycle* (1959) und *Youth and Crisis* (1968) sowie einzelne Aufsätze, die seit 1945 in Fachzeitschriften erschienen sind, zugrunde. Davon wurden Aufsätze ausgewählt, die Rassenkonstruktionen thematisieren.

5.1 Jugend gegen Krise

In Eriksons sozialpsychologischem Entwicklungsschema wird die Adoleszenz als eine Zeitspanne entworfen, die die Integration gesellschaftlicher Anforderungen und der individuellen Erfahrungen aus den vorhergehenden Entwicklungsstadien erfordert, woraus die Entwicklung von Ich-Identität erfolgt (Erikson 2000 [1959]: 107 ff.). Es geht um die Herstellung eines „Selbstgefühls", das sich in der Entsprechung von „Ein-

dert, die bis zu den 1960er Jahren soziale Praktiken durchdrungen hätten, wie etwa „die Reorganisation der Produktion durch ‚wissenschaftliche Arbeitsorganisation'", der sogenannte Taylorismus (1995: 127 ff.). Ein Beispiel für die Organisation autoritativer Praktiken ist die „Definition von Nationalität" und von davon abgeleiteten „autoritativen Regeln" (ebd.: 142). Ein Beispiel für die Organisation von Institutionen der Bedeutungsgebung gilt Wagner etwa die Institutionalisierung der Sozialwissenschaft bis in die 1960er Jahre, die „in organisatorischer wie intellektueller Hinsicht feste Grenzen um sich gezogen hatte" (ebd.: 172 f.).

heitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat“ mit einer „innere[n] Einheitlichkeit und Kontinuität“ ausdrückt (ebd.).

Dieses „Gefühl der Ich-Identität“ wird gegen die Gefahr einer „Identitätskrise“ ausgebildet, ein Begriff, den Erikson erstmals in der Besprechung eines Falles eines Marinesoldaten im Zweiten Weltkrieg gebraucht: „A Combat Crisis in a Marine“ heißt die Überschrift eines Unterkapitels in Eriksons 1950 erschienenem Buch *Childhood and Society*. Der Begriff der Krise in Eriksons Theroie bezieht sich allerdings nicht nur auf die individuelle Entwicklung, sondern hat soziale Implikationen. In Eriksons Text werden bestimmte soziale Phänomene als „Krise“ beschrieben, indem sie als fehlende Identität definiert werden: Krise des Individuums, gesellschaftliche Krise, nationale Krise. Rückblickend erläutert Erikson, wie der Begriff der Identitätskrise entwickelt wurde.

„Wenn ich mich recht erinnere, wurde der Ausdruck ‚Identitätskrise‘ zuerst für einen speziellen klinischen Zweck in der *Mount Zion* Rehabilitationsklinik für Kriegsveteranen während des zweiten Weltkriegs benutzt. […] Die meisten unserer Patienten […] hatten durch die Zwangssituation des Krieges ein Gefühl der persönlichen Gleichheit in sich selbst und der historischen Kontinuität verloren. Sie hatten eine Schädigung der zentralen Kontrolle über sich selbst erlitten, für die, nach dem psychoanalytischen Schema, nur die ‚innere Organisation‘ des Ichs verantwortlich gemacht werden konnte. Daher sprach ich von einem Verlust der ‚Ich-Identität‘. Seit damals haben wir die gleiche zentrale Störung bei jungen, in schwerem Konflikt stehenden Menschen entdeckt, deren Verwirrungsgefühl eigentlich einem Krieg innerhalb ihrer selbst zuzuschreiben ist, und bei Rebellen und destruktiven Gesetzesbrechern, die mit ihrer Gesellschaft im Kriegszustand stehen. In all diesen Fällen hat der Ausdruck ‚Identitätsverwirrung‘ also eine bestimmte diagnostische Bedeutung. [...] So haben wir zum Beispiel gelernt, dem Alter der Adoleszenz und des jungen Erwachsenen eine normative ‚Identitätskrise‘ zuzuordnen.“ (Erikson 1970 [1968]: 12 f.; Hervorhebung i. O.)

Die Einführung des Begriffs der „Identitätsverwirrung“ oder „Identitätskrise“[7] als diagnostischem Begriff ermöglicht die Definition von Identi-

7 Erikson ersetzte den Begriff der Identitätsdiffusion, „identity diffusion“, den er im 1959 erschienenen *Identity and the Life Cycle* verwendete (die Publikation, auf die in der Regel Bezug genommen wird, wenn auf Eriksons Identitätsbegriff zurückgegriffen wird), in dem Band *Identity – Youth and Crisis* von 1968 durch den Begriff der Identitäts-Verwirrung, „identity confusion“. Dieser Wechsel wurde damit begründet, dass der Begriff der Diffusion eine räumliche Bedeutung beinhalte, wovon Erikson seinen Begriff der Identitätsverwirrung unterschied (Erikson 1970 [1968]: 220).

tät: Ich-Identität als Mangel in einem Zustand der Identitätskrise. Die Beschreibung des Soldaten führt auf die Problemstellung Eriksons hin. Junge Leute befinden sich demnach wie in einem „Kriegszustand“: sowohl mit sich selbst als auch mit der Gesellschaft. Mit dem Begriff der Identitätskrise werden zum einen individuelle mit kollektiven Phänomenen und zum anderen „Jugend“ mit „Nation“ verkoppelt. Auf diese Weise wird ein bestimmter Lebensabschnitt in den Mittelpunkt gerückt und in seiner Bedeutung verallgemeinert. Die „Jugend“ wird zum Problemfall nicht nur von Einzelnen, sondern von nationalem Ausmaß. Darüber hinaus wird die „Jugend“ zum Entwicklungsstadium, als dessen Entwicklungsziel die Ausbildung von Ich-Identität ist, als fünfte Phase oder fünftes „Lebensalter des Menschen“, wie es in *Childhood and Society* zunächst heißt.[8]

Auch in dem 1959 erschienenen *Identity and the Lifecycle* erfolgt die Verknüpfung von „Jugend“ und „Nation“, indem die Beschreibung der Identitätskrise als Entwicklungsstadium gleichzeitig zu einer Darstellung der Herausbildung einer „amerikanischen [...] Persönlichkeit“ wird.[9] Wenn die Ich-Identität als „Kern“, als „Lebensgefühl“ beschrieben wird, die gegen Zurichtungen und Hindernisse von außen aufrechterhalten wird – sei es durch „neurotisch gestörte Eltern“, sei es durch die „gefühlsstarken und überfürsorglichen Mütter“ von „[w]eniger stark amerikanisierte[n] Minorititäten“[10] – wird „Ich-Identität“ mit dem Terminus „amerikanisch“ verkoppelt, und Kinder und Jugendliche werden gewissermaßen zu den Boten dieser „amerikanischen, also unabhängigeren Persönlichkeit“: Die „Suche nach einer Identität“ soll den Jugendlichen schließlich dahin führen, „die Ideale der Nation zu verkörpern“.[11] Diese Verknüpfung von Entwicklung der Einzelnen mit Nation ist auf die zeitgleiche Entstehung von sogenannten „national-character studies“ als wissenschaftlichem Feld, zu dem Erikson auch seinen Beitrag leistete, zurückzuführen.

Aus diesem Grund wird in dieser Arbeit der Begriff der Identitätsverwirrung verwendet.

8 Vgl. Erikson (1965 [1950]: 255 ff.); in früheren Stadien wie dem ersten, in dem „Vertrauen gegen Ur-Mißtrauen“ ausgebildet werde, könne es zu einem „rudimentären Gefühl von Ich-Identität“ durch das „Erleben von Konstanten, Kontinuierlichen und Gleichartigen der Erscheinungen“ kommen (ebd.: 241).

9 Erikson (2000: 109); (1959: 90).

10 Erikson (2000: 108 f.); (1959: 90).

11 Erikson (2000: 114); (1959: 94). Dementsprechend werden entwicklungspsychologische Begriffe national definiert: „amerikanische Kindheit“, „amerikanische Adoleszenz“ und schließlich „amerikanische […] Persönlichkeit“ (2000 [1959]: 108 f.).

„National-character studies“

In dem 1945 erschienenen Aufsatz „Childhood and Tradition in two American Tribes“ reiht Erikson sich in die in den Vereinigten Staaten seit den 1940er Jahren stattfindenden Untersuchungen zu „national character“ ein, indem die Korrelationen zwischen „kritischen psychosexuellen Phasen“ und „gegenwärtigen sozialen Veränderungen“ zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden (Erikson 1945: 347 f.). Erikson stellt so einen Bezug zu Margaret Meads Definition von „national character“ her, die gleichermaßen auf die Verknüpfung von „Kultur“ und „Charakter“ aufbaut. National unterscheidbare „national characters“ sind demnach in „kulturell“ unterscheidbaren Erziehungsformen begründet (Mead 1946 [1943]: 22 f.). Diese anthropologischen Studien wurden seit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Zweiten Weltkrieg vorgenommen, so Mead rückblickend über die Entwicklung der „national-character studies“ (Mead 1961: 15). Die Untersuchung über die Zusammenhänge zwischen Entwicklung von Identitätsmodellen durch Erikson und dem Gebiet der „national-character studies“ stützt sich auf Margaret Meads *And keep your powder dry* (1943) und „National Character and the Science of anthropology“ (1961), Gregory Batesons „Morale and National Character“ (1942), Otto Klinebergs „A Science of National Character“ (1944) und Eriksons „Childhood and Tradition in Two American Tribes“ (1945).

Margaret Meads Beschreibung zufolge waren „national-character studies“ im Zweiten Weltkrieg als Forschungsgebiet mit der Zielsetzung bestimmt worden, „Theorien über die Charakterbildung eines Volkes“ zu entwickeln (1961: 16). Für dieses Vorhaben wurden anthropologische Methoden und psychoanalytische Modelle miteinander kombiniert. Aufbauend auf Studien aus den 1920er und 1930er Jahren, die „systematisch soziale Struktur und Charakterbildung miteinander verbanden“ (ebd.: 17), wurde ein wissenschaftliches Feld begründet, in dem man „Regelmäßigkeiten“ eines national bestimmten „Charakters“ festzulegen suchte: „[...] establishing regularities to be found in the character of all of those who have been reared within, or have immigrated into and been re-educated within, a given nation state“ (ebd.: 19). Es gelte, die „systematische Art und Weise“ zu bestimmen, durch die „diese (nationalen) Institutionen von den Individuen dieser Gesellschaft verkörpert werden“ (ebd.). In Kommissionen wie dem „Commitee for Nationale Morale“ in New York, die von der Regierung einberufen worden waren und an dem u. a. Erik Erikson und Margaret Mead mitarbeiteten, sowie dem später eingesetzten „Office of War Information and Office of Strategic Servi-

ces“ in Washington[12] wurden diese Untersuchungen durchgeführt (ebd.: 17).[13]

Das Vorhaben, national definierte „Regelmäßigkeiten“ in „Charakteren“ oder „Persönlichkeiten“ wissenschaftlich erfassen zu wollen, war allerdings innerhalb des Feldes selbst umstritten.[14] Man suchte sich vor dem Hintergrund nationalsozialistischer Ideologie gegen Annahmen eines unabänderlichen Charakters abzugrenzen, sowie gegenüber einem „Soviet view“, der in der Auffassung von „social (class) hereditiy“ ausgemacht wird (ebd.: 18). Gegen die Behauptung einer biologischen oder klassenbedingten „Erblichkeit“ oder Determiniertheit, wird Prozesshaftigkeit und „kulturelle“ Bedingtheit ins Feld geführt. Auch Mead begründet ihren Begriff „character“ kulturell, als Ergebnis von Erziehung im Unterschied zu der Annahme einer zugrundeliegenden „Natur“ oder „Rasse“ (Mead 1946: 22 f.). Auf diese Weise wird eine Vorstellung von national differenzierbaren „Characteren“ hervorgebracht. Die Abgrenzung von biologisch begründeten Annahmen oder Theorien ist zentral für die Entwicklung eines Begriffs von Identität im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg. Diese Abgrenzungsbemühungen gelten in der vorliegenden Untersuchug als Einsatz in der Debatte, ob bestimmte gesellschaftliche Unterschiede – Geschlechterdifferenzen und ethnische Differenzen – angeboren oder anerzogen seien. Auseinandersetzungen über

12 Mead nennt außerdem eine Gruppe, die in Yale diese Art von Studien betrieb, bei denen „Persönlichkeit“ und „Kultur“ miteinander in Verbindung gebracht wurden. Zu ihnen gehörten Dollard, Sapir, Sullivan und Gorer (Mead 1961: 17).

13 Die Zielsetzungen dieser Forschungen im Rahmen der „national-character studies“ war u. a. die Mobilisierung der US-amerikanischen Bevölkerung für den Zweiten Weltkrieg: „This explicit use of psychological models drew anthropologists close to the work of psychologists and psychiatrists who were trying to bring their skills to bear on various wartime problems, morale-building at home, cooperation with allies, psychological warfare, handling of prisoners of war, and so forth“ (Mead 1961: 17). Entwickelt wurde das Feld der „national-character studies“, so Mead, z. B. an der Untersuchung eines „japanischen Charakters“ im Zweiten Weltkrieg (ebd.).

14 Die Einwände gegen einen national bestimmten „character“ waren, in Meads Darstellung, disziplinär begründet. Mead zählt die Kritik von Psychoanalytikern an der kurzen Dauer der Untersuchungen auf, die Kritik von PsychologInnen, die über Fragebögen keine Regelmäßigkeiten in einem weiten Spektrum von „nationalem Charakter“ zu entdecken vermochten, sowie von Soziologen, die vielmehr Unterschiede zwischen subkulturellen Gruppen herausstellten. Auch stellte sich die Frage über die Bedeutung der Kindheit als determinierendem Faktor bzw. über die Möglichkeiten von Veränderungen, also ein Widerstreit über Determiniertheit versus Prozesshaftigkeit bei der Ausbildung eines „nationalen Charakters“ (ebd.: 18).

den Gegensatz von „nature“ und „nurture“ bei der Begründung eines Begriffs von Identität, Charakter und Geschlecht scheinen disziplinenübergreifend stattgefunden zu haben, wie nachfolgend dargestellt wird.

Die Definition von national differenzierbaren „Charakteren“ als *wissenschaftlichem* Objekt wurde erstens in dieser Unterscheidung von biologisch oder anderen Formen von „Erblichkeit“ begründeten Theorien und Annahmen bestimmt, die als vereinfachend abgelehnt wurden. Zweitens bemühte man sich um eine methodische Begründung der „national-character studies“, die sie von solchen Vereinfachungen abgrenzen und gleichzeitig ermöglichen sollten, Regelmäßigkeiten eines „national character“ über verschiedene Differenzen hinweg zu bestimmen (ebd.: 19).[15] So lautete ein Vorschlag Batesons, „bipolare Charakteristika“ zu bestimmen, die durch Kombination und Kontrastbildung die Analyse eines „common character“ von Individuen in einer „menschlichen Gemeinschaft“ ermöglichen sollten.[16] Die Ergebnisse aus dieser Art von Vergleichen wirken fragwürdig, etwa Batesons Behauptung, dass es in englischen Gemeinschaften eine Tendenz zur Bildung „ternärer Systeme“ gäbe, wofür er beispielhaft Systeme von „parents-nurse-child“ oder „king-ministers-people“ anführt (ebd.: 96). Jedenfalls können sie bestenfalls als Hypothese gelten und kaum als ein begründbarer „nationaler“ Unterschied.[17] Klineberg hält sogar eine „Wissenschaft des

15 Die Frage der Wissenschaftlichkeit erhält in den Texten über „national-character studies“ eine zentrale Bedeutung, denn es geht darum, dieses Gebiet von vereinfachenden Annahmen und von Stereotypien abzugrenzen, indem nach „wissenschaftlichen Vorgehensweisen“ gesucht wird. Vgl. Bateson (1987); Klineberg (1944: 159 ff.); Mead (1946: 12); Mead (1961: 19 f.).

16 Folgende „bipolare Charakteristika“ zählt Bateson auf: „dominance-submission, succoring-dependence, exhibitionism-spectatorship“ (1987 [1942]: 95). Zudem unterscheidet er Verhaltensmuster zwischen „complementary patterns“ und „symmetrical patterns“. Diese „Motive“ werden schließlich miteinander kombiniert, um das Verhalten bestimmter gesellschaftlicher Gruppen zu beschreiben, indem sie miteinander kontrastiert werden, etwa das Paar „nationalsozialistische Partei – das Volk“ im Vergleich zu dem Paar „russischer Zar – sein Ballett“ oder „System der englischen Ober- und Mittelklasse“ im Vergleich zu dem „amerikanischen System“ (ebd.: 99 ff.). Bateson konzediert allerdings, dass nicht alle „Kulturen“ entsprechend diesem bipolaren Muster zu beschreiben seien. So kenne das balinesische soziale System fast keine derartigen Dualismen, was z. B. geschlechtlich differenziertes Verhalten (sic!) anlange (ebd.: 95, Fn. 6).

17 An der Vorstellung von national definierbaren „Regelmäßigkeiten“ wird zudem festgehalten, indem Unterschiede oder Widersprüche, die einer derart konstruierten Gleichartigkeit entgegenstehen würden, zu vernach-

nationalen Charakters“ für möglich, die sich auf die „Psychologie und verwandte Disziplinen“ stütze und auf „soziale Fragestellungen“ angewandt werde (1944: 147).

Es handelt sich bei den „national-character studies“ um eine veritable Kriegswissenschaft, die auch für Nachkriegszeiten Verwendung finden soll und de facto fand, wofür Mead einige Beispiele bringt.[18] Mit der Bestimmung der „national-character studies“ wird auf diese Weise

lässigbaren erklärt werden. So argumentiert etwa Bateson für einen Begriff des „erlernten Charakters“ gegen Einwände, die Unterschiede in den Umständen und Lebensformen geltend machen. Demgegenüber führt Bateson Daten an (allerdings unveröffentlichte), die beispielsweise „große Unterschiede“ zwischen Deutschen und Amerikanern in ihrer Reaktion auf Versagen aufzeigen würden. Für „stabile sozial differenzierte“ Gruppen könne ein „common character“ ausgemacht werden, so Bateson. „Deviantes“ Verhalten sei systematisch auf eine national bestimmbare Norm zurückzuführen. Historische Veränderungen als Möglichkeit der Veränderung auch eines „national character“ werden zurückgewiesen, da dieser dennoch auf eine gemeinsame Geschichte beziehbar sei (Bateson 1987 [1942]: 89-94). Zu der Auseinandersetzung mit Einwänden gegen die Annahme eines national bestimmbaren „Charakters“ vgl. a. Klineberg (1944: 159 ff.); Mead (1961: 18 ff.).

18 Zur Bedeutung der „national-character studies“ im Krieg führt Klineberg an, Wissen über „die Natur unserer Feinde“ könne „eine mächtige Waffe“ sein, die für die „psychologische Kriegsführung“ in Propaganda, politischer Manipulation, Zeitplanung und Militäroperationen nützlich sein könne. Zweitens ginge es darum, Wissen über die „Natur der Verbündeten“ zu erhalten, um gemeinsame Aktionen durchführen zu können. Drittens könne die Planung internationaler Beziehungen auch nach dem Krieg auf diese Weise befördert werden (Klineberg 1944: 147). Auch Batesons Begründungen zielen auf die Kriegssituation sowie die Formulierung eines Friedensvertrags nach dem Krieg. Der Aufsatz endet mit sehr konkreten Vorschlägen für die Herstellung einer „amerikanischen Moral“, die die Motivation sowohl der Soldaten als auch der „Nation“ als Gesamtgebilde im Krieg befördern solle (Bateson 1987 [1942]: 103-106; Übersetzung I. J.). Explizit verknüpft Mead die Erforschung eines „amerikanischen Charakters“ mit der Kriegssituation: „Dieses Buch will [...] untersuchen, welches die Stärken und die Schwächen des amerikanischen Charakters sind – die psychologische Ausrüstung, die uns den Krieg gewinnen hilft. Darum müssen wir uns klar darüber werden, was denn dieser amerikanische Charakter ist“ (Mead 1946 [1943]: 26). Vgl. außerdem Mead (1961: 15-17). Zum Nutzen der „national-character studies“ in Friedenszeiten schreibt Mead 1961, sie vermittelten Kenntnisse über einen „nationalen Charakter“, lieferten die Hintergrundinformationen für Verhandlungen mit dem japanischen Kaiser, mit den Sowjets sowie mit den Engländern. Auch Staatsbesuche des Präsidenten Nixon in Lateinamerika im Jahr 1958 hätten erfolgreicher verlaufen können, wenn auf diese Art von Informationen zurückgegriffen worden wäre, empfiehlt die Anthropologin ihr wissenschaftliches Feld der Regierung an (1961: 20 f.).

„nationaler Charakter“ als wissenschaftliches Objekt definiert und Differenzen zwischen „Nationen“ als wissenschaftlich definierbar entworfen. Methodologisch erfolgt die Begründung dieser neuen wissenschaftlichen Objekte durch die Verknüpfung von „sozialer Struktur“ (Mead), bzw. „stabilen sozial differenzierten“ Gruppen (Bateson), und „Charakterbildung“, wobei die national definierte Gesellschaft als „stabiles“, soziales Gebilde vorausgesetzt wird. Die Entstehung der „national-character studies“ als wissenschaftlichem Feld ist gleichursprünglich mit der Forderung nach einer interdisziplinären Herangehensweise zur Erforschung ihrer Objekte (Mead 1961: 17).[19]

Erikson entwickelt seine Identitätstheorie im Zuge der Herausbildung dieses wissenschaftlichen Feldes und wird in dieser Studie insofern als sozialwissenschaftlich bezeichnet, als ihre Entstehung mit der expliziten Forderung nach der Überschreitung disziplinärer Grenzen einherging. Sie entsteht in einem wissenschaftspolitischen Kontext, in dem disziplinäre Grenzen – nach der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen bis 1945 (Wallerstein et al.: 39) – wieder unterlaufen und damit in Frage gestellt wurden (ebd.: 41).[20] Im „Committee for National Morale“ war Erikson an der Definition dieses Feldes mitbeteiligt.[21] Eriksons Theorie von Identität stützte sich mit der methodischen Verknüpfung von „sozialer Struktur“ und „Charakter“ auf die interdiszipinäre Herangehensweise, wie sie in dem Zusammenhang der „national-character studies“ postuliert wurde. Diese Forderung verbindet Eriksons Theorie mit dem Feld der „national-character studies“ und manifestiert sich in dem Entwurf des Identitätsbegriffs, der für die konzeptionelle Zusammenfügung von „Gesetzen der individuellen Entwicklung und sozialer Organisation“ steht, welche die „Einheit des menschli-

19 Vgl. Meads Beschreibung (1961: 17). Auch Klineberg fordert eine interdisziplinäre Herangehensweise für „national-character studies“, indem das Gebiet der Psychologie auf „soziale Fragestellungen“ ausgedehnt werden solle (Klineberg: 147). Schließlich fordert auch Erikson die Zusammenarbeit von Psychoanalyse und Sozialwissenschaft bereits in dem erstmals 1946 veröffentlichten Aufsatz, später als erstes Kapitel der Aufsatzsammlung *Identity and the Life Cycle* aufgenommen (2000 [1959]: 11). Vgl. a. Erikson (1970 [1968]: 42).

20 In Harvard wurde 1946 das „Department of Social Relations“ als interdisziplinärer Fachbereich gegründet. Er setzte sich aus den Fächern Psychologie, Anthropologie und Soziologie zusammen. Dessen erster Leiter wurde Talcott Parsons; in diesem Zusammenhang entstand *Toward a General Theory of Action* (1951), geschrieben u. a. von Parsons und Edward A. Shils.

21 Vgl. Mead (1961: 17). In diesem Zusammenhang ist auch ein unveröffentlichter Text entstanden, „On Submarine Psychology“ (1940), wie in der Bibliographie in *Identity and the Life Ccycle* vermerkt ist (1959: 167).

chen Lebenszyklus“ ausmache, so Erikson im Vorwort zur ersten Veröffentlichung von *Identity and the Life Cycle* von 1959 (S. 1). Eriksons Theorie der Identität zielt auf die gesellschaftliche Integration von Individuen. Außer in dem bereits erwähnten Aufsatz von 1945 findet sie sich z. B. in dem Titel des Aufsatzes „Ego Development and Historical Change“ (erstmals 1946 veröffentlicht) sowie in der Einleitung desselben Textes wieder, der in der Aufsatzsammlung *Identity and the Life Cycle* (1959) aufgenommen wurde. Darüber hinaus scheint sich in Eriksons Identitätstheorie ein methodisches Instrument wiederzufinden, nämlich die Bildung „bipolarer Charakteristika“ zur Analyse eines „nationalen Charakters“, wie sie von Bateson vorgeschlagen wurde. Es handelt sich dabei um die Bildung von Gegensatzpaaren, die nicht nur Eriksons Identitätsbegriff strukturieren – „positive“ versus „negative Identität“ – sondern auch das Schema der Identitätsentwicklung. Demnach wird jede Entwicklungsstufe von dem Gegensatz einer spezifischen „Krise“ sowie der zu vollziehenden Entwicklung definiert (vgl. 1950: 247 ff.; 1959: 118 ff.). Mit anderen Worten, die wissenschaftliche Definition eines Begriffes wie „nationaler Charakter“ oder „Identität“ stützt sich jeweils auf die Bestimmung von binären, komplementären Differenzen, die zusammen eine stabile Einheit bilden. Dabei stehen diese Differenzen für eine ‚wissenschaftliche‘ Analyse von „nationalem Charakter“ und „Identität“ und grenzen sie gegen den alltagssprachlichen Gebrauch ab.[22] Was die Texte aus den „national-character studies“ – Eriksons Beitrag dazu eingeschlossen – mit Eriksons Identitätstheorie darüber hinaus vereint, ist die Rede über Krisen: Sie ist konstitutiv für die Rede über nationale Einheit und Identität.

Zur Nationalisierung des Sozialen

Die Prägung des Begriffs „national character“ im Sinne von national differenzierbaren Eigenschaften von sozialen AkteurInnen muss im Zusammenhang mit der Ausbreitung und institutionellen Absicherung des Konzepts der Nation in der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg gesehen werden. Der Begriff des „character“, so wie er im Rahmen der „national-character studies“ bestimmt wurde, stellt vor diesem Hintergrund das sozialwissenschaftliche Gegenstück zu der

22 Erikson hielt allerdings eine Verwendung von Begriffen wie Identität und Identitätskrise „im allgemeinen wie im wissenschaftlichen Sprachgebrauch“ offenbar für weniger problematisch (vgl. z. B. 1970 [1968]: 11 ff.), und hat selbst in nicht geringem Maße dazu beigetragen, dass der Begriff der Identität in unterschiedliche Disziplinen hineinragt und zur Beschreibung verschiedener sozialer wie politischer Phänomene benutzt wird.

Definition von „Nationen“ und „Minderheiten“ als „Unternationen“ im Völkerrecht durch den Völkerbund im Anschluss an den Ersten Weltkrieg dar (Noiriel 1994: 79 ff.). Das Konzept der Nation wurde durch diese Festlegung im internationalen Recht zur bedeutsamen Unterscheidung. Noiriel führt diese Bedeutungszunahme des Konzepts der Nation u. a. auf die „Verallgemeinerung des Prinzips vom ‚Recht der Völker auf Selbstbestimmung‘“ im Anschluss an den Ersten Weltkrieg zurück. Diese Transformation des „Nationalitätsprinzips“ (Hobsbawm 1991: 155)[23] führte zur Konstitution neuer Nationalstaaten, zu einer neuen Festlegung von nationalstaatlichen Grenzen, sowie zu einer Transformation der Politik entsprechend dem Prinzip, „Nation“ identisch zu machen mit einem bestimmten Territorium. In den neu entstandenen Nationalstaaten begann die Verfolgung jener kollektiven Zusammenhänge, die sich vom nationalen Modell unterschieden (Noiriel 1994: 81). Die Einteilung der Welt nach „Nationen“ und „Unternationen“ wurde durch eine weitere Definition – des „Flüchtlings“ – institutionell abgesichert. Seit Mitte der 1920er Jahre bemühte man sich im Völkerbund um eine Definition des Flüchtlingsstatus im internationalen Recht. Dabei wurde erstmals im Abkommen von 1933 das Prinzip eingeführt, Flüchtlinge nicht mehr ausschließlich nach ihrer Nationalität, d. h. Staatsangehörigkeit, zu bestimmen, sondern nach einer Kategorie der „nationalen Herkunft“ (ebd.: 87).

Diese Prinzipien zur Bestimmung von Individuen und von kollektiven Zusammenhängen, die zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg als Normen des internationalen Rechts festgelegt wurden, fanden Eingang in bürokratische Verfahren der Registrierung. Dies zeigt sich in der Bedeutungszunahme des Passes seit dem Ersten Weltkrieg (ebd.: 74 f.; 162) als einem Dokument, das die Existenz seines Trägers an die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Nationalstaat und seine Register bindet. Es zeigt sich außerdem daran, dass etwa die Definition „nationaler Her-

23 Hobsbawm erörtert unter dem Begriff „Nationalitätsprinzip“, der auf den Sprachgebrauch von 1830 zurückgeht, die Begriffsgeschichte des Konzepts „Nation“. Zu diesem Zeitpunkt wurde im Kontext der Amerikanischen und Französischen Revolution die Bedeutung von Nation im Sinne einer Gleichsetzung von „Volk“, Staat und Nation geprägt (Hobsbawm 1991: 29 ff.). Nach dem Ersten Weltkrieg erfolgte eine neue Formulierung des Nationalitätsprinzips durch den US-amerikanischen Präsidenten Wilson, das in die Friedensverträge einging und zur Schaffung neuer Staaten in Europa führte (ebd.: 44). Das Prinzip der Selbstbestimmung führte dazu, dass eine Reihe von Gemeinschaften sich als „Nation“ definierten, und daraus die Forderung nach einem eigenen Staat ableiteten: „[...] als Folge dieser Vermehrung potentieller Nationen ohne Geschichte wurden ethnische Zugehörigkeit und Sprache zu zentralen, zunehmend entscheidenden oder gar den einzigen Kriterien für die potentielle Nation“ (1994.: 122).

kunft", die im internationalen Recht festgelegt wurde, sich in Form eines Vermerks in Ausweispapieren als Kategorie bürokratischer Registrierung manifestierte.[24] Am Ende des Zweiten Weltkriegs hatte sich „Nation" bzw. „nationale Herkunft" als Unterscheidungsmerkmal international durchgesetzt.[25]

Der Begriff des „character" kann als eine sozialwissenschaftliche Problematisierungsweise dieses Konzepts der Nation und der davon abgeleiteten Definition von Minderheiten im Sinne von „Unternationen" analysiert werden. Er trägt zur Diskursivierung einer bestimmten Sicht auf die Welt bei, gesellschaftliche Phänomene „national" zu definieren. In diesem Sinne werden etwa die Unterwerfung indigener Gruppen in den USA und die gesellschaftliche Hierarchie, die dadurch geschaffen wird, als Fragen der „Entwicklung" einer „Nation" problematisiert. Dies geschieht zum einen in Bezug auf das nationale Gebilde USA, wodurch die gesellschaftliche Unterwerfung indigener Gruppen als Problematik einer fehlenden oder unvollständigen „nationalen" Integration erscheint. Diese Auffassung bringt die Logik hervor, die eine sogenannte Re-Edukation erfordert, wozu Erikson mit seinen Untersuchungen über Indigene erklärtermaßen beitragen möchte (Erikson 1945: 319). Zu einem späteren Zeitpunkt ist dann von Re-Identifikation die Rede, der sich AfroamerikanerInnen unterziehen müssten (Erikson 1964: 32). Zum anderen wird von Befreiungsbewegungen, u. a. antikolonialen sowie den Bürgerrechtsbewegungen in den USA, auf diese Denkfigur von „Nation" und „Unternation" zurückgegriffen, um die Forderung nach Rechten aus dieser Definition als „Unternation" abzuleiten. Auch aus dieser Perspektive erscheinen Probleme, die sich etwa für Indigene aus der mehrere Jahrhunderte währenden Unterwerfung und Beherrschung in

24 Noiriel nennt als Beispiel das Zertifikat, das zu Beginn der 1950er Jahre vom französischen Flüchtlingsamt ausgestellt wurde. In diesem Flüchtlingszertifikat wurde nunmehr die „nationale Herkunft" vermerkt, da manche Flüchtlinge ihre Staatsangehörigkeit verloren hatten oder aber ihre Herkunftsstaaten von der französischen Regierung nicht anerkannt waren (1994: 171 ff.).

25 Im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg sah man sich mit dem Problem konfrontiert, das sich aus dem Widerspruch ergibt, einerseits dem „nationalen Prinzip" seit dem Ersten Weltkrieg Priorität eingeräumt zu haben, und dass andererseits Registrierungsnormen eines Nationalstaats fragwürdig wurden, wenn nicht wertlos, wenn dieser aus der internationalen Gemeinschaft ausgeschlossen worden war. Dass aber die nationale Zugehörigkeit zum entscheidenden Unterscheidungsmerkmal spätestens seit Ende des Zweiten Weltkriegs geworden war, zeigt sich, Noiriel zufolge, z. B. in der Priorität, die das alliierte Oberkommando den Bemühungen beimaß, noch vor einem Waffenstillstand die Staatsangehörigkeit von Hunderttausenden von Waisen zu bestimmen, die ohne Papiere waren (ebd.: 111).

den Vereinigten Staaten ergeben, als Entwicklungsfrage von einer „Unternation“ zur „Nation“. Mit der Prägung des Konzepts des Nationalcharakters wird insofern die Problematisierung dieses nationalstaatlichen Prinzips ermöglicht, als auf diese Weise soziale AkteurInnen zu einer Gruppe entsprechend der Definition von Nationen und Minderheiten als „Unternationen“ zusammengefasst werden. Der Begriff des „character“ kann so als Instrument der Klassifizierung sozialer AkteurInnen im Sinne von Personenkategorien aufgefasst werden: Er ermöglicht die Nationalisierung des Sozialen, indem soziale Phänomene entsprechend von Personenkategorien diskursiv hervorgebracht werden.

Adoleszenz und die Problematisierung von Jugend

Bereits in dem 1950 erschienenen Buch *Childhood and Society* hatte Erikson ein Schema von Entwicklungsstufen aufgestellt, das mit „Die acht Phasen des Menschen“ überschrieben war und in einer späteren Fassung mit „Epigenese der Identität“[26]. Diesem „epigenetischen“ Prinzip menschlicher Entwicklung liegt die Annahme normativer Entwicklungsschritte zugrunde, die über die psychosexuelle Entwicklung hinausgehend (im Vergleich zu Freuds Entwicklungstheorie) auch die körperliche, kognitive und vor allem psychosoziale Entwicklung umfassen. Außerdem ist darin die Annahme einer dialektischen Entwicklung von Identität enthalten. Die Entwicklungsstufen sind durch binäre, komplementäre Differenzen strukturiert, d. h. jede Phase wird von einer dazugehörigen Krise eingeleitet, deren Integration zu einer höheren Entwicklungsstufe führt.

Rapaport ordnete Eriksons Identitätstheorie im Vorwort der Erstausgabe von *Identity and the Lifecycle* als „psychosocial theory of ego development“ (1959: 15) in das Gebiet der „ego psychology“ ein. Rapaports Beschreibung von Eriksons Beitrag umkreist jenes Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, das seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auch von George H. Mead und Charles H. Cooley im Begriff des Selbst problematisiert wurde. Für die Schwelle der Epistemologisierung war im vorangehenden Kapitel die These aufgestellt worden, dass eine sozialtheoretische Konzeption des Selbst eine Diagnose virulent gewordener gesellschaftlicher Konflikte und Widersprüche beinhaltete: das Auseinanderfallen, die Trennung, von den zwei Entitäten Gesellschaft und Individuum. Die Konzeption des Selbst, das durch soziale Kontrolle hervorgebracht wird, implizierte die Überwindung dieser Trennung. Auch Rapaports Darstellung problematisiert dieses Verhältnis

26 Erikson (1970 [1968]: 91). Als „epigenetisches Prinzip“ definiert Erikson einen „Grundplan“, der dem „Wachstum“ der Identität zugrunde liege (2000 [1959]: 57 ff.).

zwischen Individuum und Gesellschaft, indem der Beitrag u. a. Eriksons darin ausgemacht wird, dass der soziale Charakter des Individuums in seiner Theorie vorausgesetzt sei.

„The crucial characteristic of this [Erikson's] psychosocial theory of ego development, and of Hartmann's adaption theory (in contrast to the ‚culturalist' theories) is that they offer a conceptual explanation of the individual's social development by tracing the unfolding *of the genetically social character of the human individual* in the course of his encounters with the social environment at each phase of his epigenesis. Thus it is not assumed that societal norms are grafted upon the genetically asocial individual by ‚disciplines' and ‚socialization', but that the society into which the individual is born makes him its member by influencing *the manner in which* he solves the tasks posed by each phase of his epigenetic development." (Rapaport 1959: 15; Hervorhebung i. O.)

Explizit wird festgestellt, dass das Individuum nicht ein asoziales Wesen sei, dem Normen aufgepfropft würden, sondern dass „die Gesellschaft es zu seinem Mitglied macht, indem die Art und Weise beeinflusst wird, auf die es die Aufgaben löst, die ihm durch jede Phase der epigenetischen Entwicklung gestellt werden". Es geht also um die Frage, so Rapaport, auf welche Weise das Individuum zum Mitglied einer Gesellschaft werde. Und auf diese Frage gebe Eriksons Theorie Antworten, indem er konzeptionell fasse, wie bestimmte gesellschaftlich akzeptierte Verhaltensweisen zu individuellen Verhaltensweisen werden (ebd.: 16). Wenn Rapaport die Auffassung vertritt, dies sei die Frage danach, auf welche Weise ein Individuum zum Mitglied einer Gesellschaft werde, so lässt sich daraus rückschließen, dass es genau *die Mitgliedschaft in der Gesellschaft* ist, die in den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten problematisch geworden ist. Um diese Frage drehen sich eine Reihe von Untersuchungen, die in diesem Zeitraum vorgenommen werden: angefangen bei Untersuchungen der Rolle „der Frau", über Hermaphroditen, Indigene, AfroamerikanerInnen, Intellektuelle, bis hin zu „Jugendlichen", ihnen allen gilt die Sorge nicht nur in den Sozialwissenschaften, sondern auch in diversen von den jeweiligen Regierungen eingesetzten Komitees und abgehaltenen Konferenzen.[27]

27 So bezieht sich etwa Erikson auf eine vom U.S. Children's Bureau veranstaltete Konferenz („White House Conference") von 1950, für die er den Text „Growth and Crises of the Healthy Personality" verfasste, und die ein Kapitel seines am meisten zitierten Werks *Identity and the Life Cycle* darstellt (Erikson 1959: 2). Passerini erwähnt ein von Kennedy eingesetztes Komitee zu Jugendkriminalität und Jugendverbrechen (Passerini 1997: 429 f.), um nur einige Beispiele zu nennen.

Eriksons Identitätstheorie markiert nicht nur einen Übergang von einem Begriff des Selbst zum Begriff der Identität in einem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt". Dieser Wechsel geht außerdem einher mit einer Transformation der diskurstragenden Kategorie „Sprache", die für die Schwelle der Epistemologisierung beschrieben worden war, hin zu einer diskurstragenden Kategorie „Normen" auf einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit. In Eriksons Identitätstheorie finden die im Rahmen der „national-character studies" angewendeten multidisziplinären Methoden aus Anthropologie und Psychoanalyse (Mead 1961: 18), die Forderung, Psychologie auf „soziale Fragen" anzuwenden (Klineberg 1944: 147), eine konzeptionelle Umsetzung. Eriksons Theorie der Identität beschreibt auf Basis des Entwurfs eines „epigenetischen Prinzips", *aufgrund welcher Normen* ein Individuum als Mitglied einer Gesellschaft gelten kann. Es ist dieses „epigenetische Prinzip", das es ermöglicht, historisch spezifische Normen als wissenschaftlich begründete Entwicklungsschritte in einer psychosozialen Entwicklungstheorie festzulegen. Die Mitgliedschaft in der Gesellschaft wird auf diese Weise zur Frage der Entwicklung. Was auf der Schwelle der Epistemologisierung eine Entwicklungsleiter ausmacht, die u. a. mit dieser Metaphorik und Vergleichen zwischen Mensch und Tier die Entwicklung zum universalen, rationalen Selbst darstellt (vom Hautflügler bis zum rationalen Menschen als Bezeichnungsträger des Selbst), findet auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit eine Definition von Entwicklungsstufen als wissenschaftlich begründbare und begründete Entwicklungsphasen statt. Die Konzeption der Entwicklung von Identität im Sinne einer sukzessiven gesellschaftlichen Integration stellt nicht nur den Entwurf von Identität als Frage „sozialer Organisation" dar. Darüber werden in Eriksons Identitätstheorie Mechanismen entworfen, die soziale Organisation in eine Frage individueller Entwicklung transformieren. Aus diesem Grund ist es möglich, gesellschaftliche und politische Beunruhigungen in der US-amerikanischen Gesellschaft in den 1950er und 1960er Jahren aufzunehmen und als fehlende soziale Organisation aufgrund von fehlender oder unvollständiger Identitätsentwicklung zu definieren. Im Folgenden wird gezeigt, auf welche Weise bestimmte Problematisierungsweisen, die sich zu diesem Zeitpunkt in den Vereinigten Staaten bildeten, d. h. Problematisierungsweisen über die Jugend, über Zweigeschlechtlichkeit und die nationale Einheit, in Eriksons Konzeption von Identität geformt werden konnten. Gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte gehen in Eriksons Identitätstheorie in die Figur der „Krise" ein, die als komplementär zu „Identität" entworfen ist.

Dieser Gegensatz von „Identität" versus „Krise" definiert die entscheidende Entwicklungsphase der Adoleszenz, die in Eriksons Dia-

gramm der Entwicklungsstufen als Achse der Identitätsentwicklung dargestellt ist. Auf ihr sind die jeweiligen Entwicklungsschritte eingetragen mit ihrem komplementären Gegenstück, den möglichen „Symptomen", wenn ein bestimmter Entwicklungsschritt nicht bewältigt wird, in Form einer sogenannten Regression auf frühere Entwicklungsstufen (Erikson 1970 [1968]: 186 ff.) oder als Antizipationen künftiger Formen von „Verwirrung" (ebd.: 192 ff.).[28]

Eriksons Diagramm, die „epigenetische Karte", wie sie auch genannt wird, soll es ermöglichen, bestimmte „Symptome" auf eine spezifische Stufe der Identitätsentwicklung zurückzuführen, wodurch „Identitätsentwicklung" zum messbaren Phänomen gemacht wird. Das Diagramm besteht aus einer Vertikalen, den Altersstufen, einer Horizontalen, der gerade beschriebenen Achse, auf der Entwicklungsschritte mit zugeordneten „Teilsymptomen" aufgezählt sind, sowie einer „Diagonalen [...], [die] die ontogenetische Entfaltung der Hauptkomponenten der psychosozialen Vitalität" darstellt (ebd.: 186).[29] Die Metapher des „Lebens" weist auf das hin, was an anderer Stelle als „dunkel und doch vital" bezeichnet worden war: Identität als „Einheit der persönlichen und kulturellen Identität". Auf dieser Diagonalen ist also eingeschrieben, was

28 Die acht Phasen der Identitätsentwicklung umfassen:
Säuglingsalter: Entwicklung von Urvertrauen gegen Misstrauen führt zur Ausbildung von Unipolarität gegen vorzeitige Selbstdifferenzierung
Kleinkindalter: Autonomie gegen Scham und Zweifel führt zu Bipolarität gegen Autismus
Spielalter: Initiative gegen Schuldgefühl führt zu Spielidentifikation gegen (ödipale) Phantasie-Identitäten
Schulalter: Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl führt zu Arbeitsidentifikation gegen Identitätssperre
Adoleszenz: Identität gegen Identitätsdiffusion (dieser Begriff wurde später durch den Begriff der Identitätsverwirrung ersetzt; vgl. Erikson 1970 [1968]: 220).
Frühes Erwachsenenalter: Intimität gegen Isolierung führt zu Solidarität gegen soziale Isolierung
Erwachsenenalter: Generativität gegen Selbst-Absorption
Reifes Erwachsenenalter: Integrität gegen Lebens-Ekel
In der Phase der Adoleszenz beinhaltet die Entwicklung von Identität:
1. die Entwicklung einer Zeitperspektive gegen Zeitdiffusion, wobei ein Verfehlen dieses Entwicklungsziels eine Regression auf die 1. Entwicklungsstufe hervorruft, bzw. auf eine unvollständige Entwicklung auf dieser Stufe hinweist. 2. Die Entwicklung von Selbstgewissheit gegen peinliche Identitätsbewusstheit. 3. Experimentieren mit Rollen gegen negative Identitätswahl. 4. Zutrauen zur eigenen Leistung gegen Arbeitslähmung. 6. Sexuelle Identität gegen bisexuelle Diffusion. 7. Führungspolarisierung gegen Autoritätsdiffusion. 8. Ideologische Polarisierung gegen Diffusion der Ideale. (Erikson 2000 [1959]: 150 f.).

29 Vgl. das Diagramm in Erikson (1970 [1968]: 95); (2000 [1959]: 150 f.).

„im Kern des Individuums“ wie „im Kern seiner gemeinschaftlichen Kultur“ zu liegen scheint, ein Prozess teleologischer Entwicklung, ein Prozess, „der faktisch die Identität dieser beiden Identitäten begründet“ (ebd.: 16 ff.). Es ist dieses Vorhaben, „ein Problem, das so allgegenwärtig und doch so schwer zu fassen ist“ auf einer Diagonalen in einem Diagramm festzulegen, indem es darauf als Anordnung binärer, komplementärer Differenzen eingetragen wird, was das Erreichen einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit kennzeichnet. Es ist das Vorhaben, „Leben“ als „Ich-Identität“ zur wissenschaftlich analysierbaren Größe zu machen, das die Schwelle der Wissenschaftlichkeit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ anzeigt: Dies geschieht durch den Entwurf eines Diagramms, das erstens die Messbarkeit von Identitätsentwicklung durch die Definition von spezifischen Entwicklungsphasen und ihre Strukturierung durch binäre, komplementäre Differenzen impliziert sowie einen normativen Entwicklungsprozess festlegt. Normen der Identitätsentwicklung werden als wissenschaftlich definierte und definierbare hergestellt, indem sie als messbare Größen in einem Koordinatensystem entworfen werden. Zweitens repräsentiert die „Diagonale“ der Identitätsentwicklung die Definition von „Identität“ als Einheit oder Übereinstimmung der zwei Modelle „kultureller“ und „persönlicher“ Identität. Die Schwelle der Wissenschaftlichkeit wird angezeigt durch die Spezifizierung eines Begriffs des Selbst, der die Schwelle der Epistemologisierung kennzeichnet, in zwei Modelle von Identität: in ein Modell „persönlicher Identität“ und ein Modell „kultureller Identität“, die im Laufe der individuellen Entwicklung zu einer Identität zusammengefügt, in eine Einheit gebracht werden sollen. D. h. mit der Definition eines normativen Entwicklungsschemas findet auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit eine begriffliche Bestimmung von Modellen der „personalen“ und der „kollektiven Identität“ statt, wodurch die (sozial-)wissenschaftliche Herstellung und Diskursivierung eines Fragekomplexes: die gesellschaftliche Integration von Individuen, erfolgt.

Dies äußert sich in Eriksons Identitätstheorie als Bedeutungsverschiebung der Funktion von Gesellschaft in Bezug zum Individuum in Abgrenzung zu Freuds Theorie. Dem „Problem, wie sich die Ich-Synthese innerhalb der Gesellschaft vollzieht“ wird mehr Bedeutung zugeschrieben. Statt „Gesellschaft“ als Quelle von Frustrationen zu begreifen, gelte es, die Leistungen der Gesellschaft zu betonen, Konflikte „durch die Aussicht auf eine gewisse Sicherheit, Identität und Integrität“ zu erleichtern (Erikson 1950: 277). Das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum im Sinne ihrer gegenseitigen Integration wird in der Konzeption von „Identität“ als Einheit von „Ich-Identität“ und „Grup-

penidentität“ betont, während destabilisierende Momente auf die Figuren der „negativen Identität“ und den zu überwindenden Formen von „Identitätsverwirrung“ oder „Identitätskrise“ verschoben werden. Dieser Punkt wird im Anschluss an dieses Kapitel weiter ausgeführt.

Die Diskursivierung eines sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs äußert sich in der Vervielfältigung der Begriffsbildung. Zum einen wird eine disziplinäre Unterscheidung zwischen Identitätsbegriffen eingeführt, wobei dieser Vorgang auf die Verbreitung des Begriffs hinweist. So unterscheidet Erikson seinen Identitätsbegriff als sozialpsychologischen Begriff von soziologischen Verwendungen, im Sinne von „sozialer Rolle, persönlicher Selbst-Bilder oder bewußter Selbst-Bilder“ (Erikson 1970: 12). Als „Ich-Identität“ wird demgegenüber das Gefühl einer „Selbstachtung“ definiert, die daraus erwachse, in einem kollektiven Gebilde organisiert zu sein: Ich-Identität bedingt die Ausrichtung „auf eine kollektive Zukunft“. „Ich-Identität“ ist das organisierende, synthetisierende Moment, das dazu führt, „über eine Selbstgleichheit und Kontinuität [zu] verfügen, *einen Stil der eigenen Individualität*“ zu haben. Es handele sich jedoch nicht nur um ein subjektives Gefühl, sondern „dieser Stil [stimmt] mit der Gleichheit und Kontinuität der *eigenen Bedeutung für signifikante andere* in der unmittelbaren Gemeinschaft“ überein. Dieses Gefühl der Ich-Identität wird auch „Ich-Qualität“ genannt, die sich unterscheidet von einer „persönlichen Identität“, die die „Wahrnehmung der Selbstgleichheit und Kontinuität der eigenen Existenz in Zeit und Raum“ bezeichnet sowie die „Wahrnehmung der Tatsache, daß andere unsere Gleichheit und Kontinuität anerkennen“ (Erikson 1970: 47; Hervorhebung i. O.). Als „Gruppenidentität“ wird die „Organisierung der Erfahrung in [einer] Gruppe“ definiert (ebd.: 45). Diese drei Begriffe der „Ich-Identität“, „persönlichen Identität“ und „Gruppenidentität“ werden also als sozialpsychologische Identitätsbegriffe eingeführt und abgegrenzt von den soziologischen vor allem durch die Bedeutungen der „Ich-Identität“ als „dunkler“, „vitaler“, „weniger leicht zu handhaben“. Zum anderen werden eine Reihe von Wortschöpfungen hervorgebracht wie beispielsweise „Identitätsbewußtheit“, „Identitätselemente“, „Identitätskonflikt“ „Suche nach Identität“, „Identitätsstärke“, um nur einige wenige zu nennen.

In welchem Zusammenhang stehen die Privilegierung der Adoleszenz für die Ausbildung von Identität mit der Thematisierung von „Nation“? Welche Bedeutung hat die Adoleszenz für die Definition von Identität auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit als Einheit von „personaler“ und „kollektiver Identität“? Wenn bei Erikson eine entwicklungspsychologische Definition der Phase der Adoleszenz die Leistung einer „Ich-Synthese“, der Bildung einer Einheit von „Ich-Identität“ mit

„kollektiver Identität", beinhaltet, so ist in Margaret Meads Beschreibung eines „amerikanischen Charakters", der in dem Terminus der „third generation" veranschaulicht ist, das Generationenverhältnis so definiert, dass die „Jugend" bei der Herstellung einer gesellschaftlichen Ordnung eine bestimmende Rolle erhält.

„Wenn ich behaupte, daß die meisten von uns – wo immer wir auch herkommen mögen – dem Wesen nach dritte Generation sind, so meine ich damit, daß wir in einer Umgebung aufgewachsen sind, wie sie der dritten Generation entspricht. Man muß sich vom Einfluß des Vaters frei machen, nicht weil er der Repräsentant einer alten Kultur ist oder weil er den ersten unvollkommenen Schritt zu einer neuen Kultur darstellt – er hat zu seiner Zeit sehr Gutes geleistet, aber heute ist er eben nicht mehr zeitgemäß. Wie wir, so strebte auch er vorwärts; wie wir, so hat auch er sich vom Ideal der eigenen Ahnen abgewandt und die Ideale der Ahnen anderer Leute angestrebt. Vaters Handlungsweise war bezeichnend für die Art, in der man die Probleme damals anfaßte und die für damals gut war. Deshalb fehlt uns, seinen Kindern die Triebfeder zur Auflehnung. Er war unmodern; er fuhr in einem alten Auto, das den Berg nicht heraufkam. Darum muß man ihn nicht gleich bekämpfen, ihn nicht aus dem Rennen werfen. Es geht alles viel leichter und schneller, wenn man ihn einfach überholt. Und um das zu tun, muß man nur fortschrittlich bleiben und darauf achten, daß man sich jedes Jahr das neueste Automodell kauft. Nur wenn man erschlafft, und das Interesse an der Jagd nach dem Erfolg verliert, fällt man zurück. Sonst geht es vorwärts und aufwärts." (Mead 1946: 57 f.)

Die „Jugend" wird zur bedeutungsgebenden Instanz gesellschaftlicher Ordnung, was bei Margaret Mead als kennzeichnend für einen amerikanischen „Nationalcharakter" dargestellt ist. In dem Begriff der „Jugend" werden verschiedene Bedeutungslinien miteinander verbunden: die Herstellung und Erhaltung gesellschaftlicher Ordnung, die bei Erikson als zentrale Funktion im Prozess der Identitätsbildung in der „Entwicklungsphase" der Adoleszenz ausgemacht wird, findet sich in Margaret Meads Beschreibung des „amerikanischen Charakters" reflektiert. Denn auch in dieser Darstellung wird die „Jugend" als diejenige Instanz entworfen, die gesellschaftliche Ordnung nicht nur erneuert, sondern die für die Ablösung der Väter als ordnungsbestimmende Instanz steht. Die Verschiebung von der Figur des „Vaters" als Repräsentant der gesellschaftlichen und symbolischen Ordnung zu der Figur der „Jugend" erfolgt demnach erstens mit der Definition der Adoleszenz als der zentralen „Entwicklungsphase" für die Identitätsbildung in Eriksons Theorie. Zweitens wird „Jugend" als Kennzeichen von „amerikanischem nationalem Charakter" entworfen. In der Figur der „Jugend" sind also der Begriff der Identität mit dem Begriff des sogenannten amerikani-

schen nationalen Charakters miteinander verknüpft. Diese Bedeutungsgebung erfolgt im Zuge der Bedeutungszunahme gesellschaftlicher Ordnung in Eriksons Identitätstheorie. Diese Bedeutungszunahme geht in die Definition des Identitätsbegriffs im Sinne einer Einheit zwischen persönlicher und Gruppenidentität in der Ich-Identität ein.

Die Ausbildung von „Identität" wird auf diese Weise zum stabilisierenden Faktor gesellschaftlicher Ordnung. Destabilisierende Momente, die in Freuds Theorie im Unbewussten angelegt sind und die Wirkungsmacht symbolischer Ordnung auf das Ich untergraben, werden im Zuge der Betonung der Einheit von Individuum und Gesellschaft als zu überwindende entworfen. Oder sie werden mit der Konzeption der „Krisen" auf jeder Entwicklungsstufe integriert. Gleichzeitig behandeln Eriksons Texte Fragen gesellschaftlicher Integration – bzw. der „Re-Edukation", die an bestimmten gesellschaftlichen Gruppen als Zielobjekten festgemacht sind: so etwa die Untersuchungen über die Yurok und die Sioux, die Erörterungen über „Negro Youth" oder „Race Relations" in Zusammenhang mit dem Identitätsbegriff[30].

Jugend und gesellschaftliche Ordnung

Die „Jugend" wurde in den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten zum Forschungsobjekt, dem man sich mit unterschiedlichen Fragestellungen zu nähern suchte. Sie wurde zur „sozialen Gruppe", zu einer „Kultur" erklärt, die es zu untersuchen galt. Man stellte fest, dass Jugendliche sich zunehmend an Gleichaltrigen orientierten und die Elterngeneration als Vermittlerin von Werten an Bedeutung verlor. Coleman bringt die Beunruhigung darüber auf den Punkt: „[O]ur society has within its midst a set of small teen-age societies, which focus teen-age interests and attitudes on things far removed from adult responsibilities, and which may develop standards that lead away from those goals established by the larger society."[31]

30 „Observation on Sioux Education" (1939) und „Observation on the Yurok: Childhood and World Image" (1943), die auch in einer Zusammenfassung „Childhood and Tradition in two American Tribes" (1945) erschienen sind. „A Memorandum on Identity and Negro Youth" (1964) und „The Concept of Identity in Race Relations: Notes and Queries" (1966).

31 Dies stellt Coleman in seiner 1961 erschienen Studie *The Adolescent Society* fest (1981: 9). Aus diesen Veränderungen ergebe sich, dass „die Gesellschaft" nicht länger nur mit einer „Gruppe von Individuen" zu tun habe, die zum Erwachsensein erzogen werden müssten, sondern mit „eigenen sozialen Systemen", die in Opposition zur Gesellschaft der Erwachsenen stünden: „distinct *social systems*, which offer a united front to the overtures made by adult society." Coleman vermag sogar eine eigene Gesellschaft der Jugendlichen auszumachen: „The adolescent is dumped into a society of his peers. [...] Consequently, the non-occupational training

„In ihrer Mitte" also, befindet sich ein Gebiet in der Gesellschaft, eine terra incognita gewissermaßen, die es nötig macht, sich wissenschaftlich mit ihrer Erforschung zu befassen. Auch die Jugendlichen werden so zu Objekten von Bemühungen der „Re-Edukation", ähnlich den indigenen und afroamerikanischen gesellschaftlichen Gruppen. Anders aber als diese werden die Jugendlichen „in der Mitte" der Gesellschaft – die im Zuge dieser Unterscheidungen zur Gesellschaft der Erwachsenen wird – verortet: eine Bestimmung, die zum einen auf eine Differenzierung zum Rand und sogenannten marginalisierten Gruppen hinweist, und zum anderen auf ihren zentralen Stellenwert. Die „Jugend" repräsentiert die kommende Ordnung, den Fortschritt, und wurde im gleichen Zeitraum als Zeichen eines amerikanischen „nationalen Charakters" bestimmt. Die „Jugend" wurde zum Objekt der Sorge, beunruhigend, da sie einerseits die gesellschaftliche Ordnung zu bedrohen scheint, andererseits für ihre Verwirklichung steht.[32] Eine Reihe von Publikationen be-

that parents once gave to their children via ‚natural processes' has been taken out of their hands as well, [...] by those very social changes that segregated adolescents into a society of their own." (ebd.: 4; Hervorhebung i. O.).

32 Die Differenzierung zwischen Zentrum und Rand ist entscheidend. Als allgemeiner Begriff zeichnet sich der Begriff der „Jugend" dadurch aus, dass er unmarkiert auftritt. Nur aufgrund dieser Definition als allgemein repräsentiert die „Jugend" die zukünftige gesellschaftliche Ordnung. Gleichzeitig gilt die Sorge um „die Jugend" ganz bestimmten Jugendlichen. Welche Gruppen werden unter dem Begriff der „Jugend" beschrieben? Die Gruppe, die wohl am stärksten Anlass zur Beunruhigung gab, beschreibt Cohen in *Delinquent Boys. The Culture of the Gang.* Cohen zufolge handelt es sich bei den „straftätigen Jungs", die „Banden" zugehören, um Angehörige der unteren Schichten und ethnisierter oder ‚rassialisierter' Gruppen, im Unterschied zu straftätigen jungen Männer der oberen Schichten, die sich nicht in „Banden" organisierten. Junge Frauen seien in der Gruppe derjenigen, die in „Banden" straffällig werden, unterrepräsentiert (1961: 32). Goodmans Darstellung der „Jugend" bezieht sich auf „die Angry", „die Beat" und „jugendliche Kriminelle", die sämtliche als „junge Männer" gelten (Goodman: 43). Colemans Untersuchung von „jugendlichen Subkulturen" in High Schools im mittleren Westen (Illinois) Ende der 1950er Jahre unterscheidet dagegen durchgehend zwischen jungen Männern und Frauen. Die Beschreibung einer „Adolescent Society" scheint sich dabei ausschließlich auf „Weiße" zu beziehen. Afroamerikanische Jugendliche finden nur Erwähnung als Ausgeschlossene aus einer Verbindung wie einer „sorority" (Coleman: 113, Fn. 6), als Abwesende (ebd.: 64; 65), verschwindend kleine Minderheit (ebd.: 62) oder kriminalisierte Minderheit (ebd.: 66) in den jeweiligen Städten und Gemeinden. Colemans Interesse gilt besonders der Gruppe, die er „leading crowd" nennt, sowie den Gruppen von „elites", da es ihm darum geht, die Normen zu verstehen, die die zukünftige Gesellschaft organisieren werden – bzw.

fassten sich mit der „Jugend“ als Problemfall: Jugendbanden und Beatniks wurden zu Objekten sozialwissenschaftlicher Untersuchung.

Es ist die Herstellung gesellschaftlicher Ordnung, die auf diese Weise problematisiert wird. Zum einen wird die „soziale Bewältigung der Jugendverwahrlosung“ als Motivation für die soziologische Auseinandersetzung genannt.[33] Die Untersuchung der „jugendlichen Banden“ wird deswegen entscheidend, da diese die „Normen der ‚anständigen‘ Erwachsenen-Gesellschaft“ ablehnen: „[...] die Kultur der Bande bestimmt wird durch ihre negative Polarität gegenüber jenen Normen. Sie bezieht ihre Normen von der sie umgebenden Gesamtkultur, aber sie verkehrt diese Normen in ihr genaues Gegenteil“ (Cohen 1961: 19).

Zum anderen ist es Kritik an bestehenden Verhältnissen, die über die Problematisierung der „Jugend“ ausformuliert wird. So führt etwa Goodman die „Entfremdung der Jugend“ auf „verpaßte oder kompromittierte Revolutionen der Neuzeit“ zurück, die „Unklarheiten und gesellschaftliche Ungleichheiten“ zur Folge gehabt hätten: „Aber eine unvollständige Revolution führt dazu, die Tradition zu unterbrechen, ohne ein neues gesellschaftliches Gleichgewicht herzustellen“, so Goodman.[34] Als problematisch werden ein fehlendes gesellschaftliches Gleichgewicht und eine „fehlende Gemeinschaft“ beschrieben. Über die Problematisierung der „Jugend“ wird die Rede über „eine dauerhafte und intakte Gemeinschaft“, „Stabilität“, „gesellschaftliche Balance“ produziert (Goodman 1971 [1956]: 336 ff.). Wenn in dieser die „Jugend“ einerseits

---

den Erwachsenen einen Zugriff auf diese zu ermöglichen (ebd.: 12). Offenbar steht die „Jugend“ einerseits für die künftige gesellschaftliche Ordnung. Junge Frauen werden den Rollenerwartungen entsprechend als Teil der Jugend definiert (Coleman). Umgekehrt werden sie aufgrund der gleichen Rollenerwartung aus der Gruppe der Jugendlichen herausdefiniert (Goodman), jedenfalls eher als Begleiterinnen dargestellt. Andererseits steht die „Jugend“ für die Bedrohung der künftigen gesellschaftlichen Ordnung durch bestimmte Gruppen von Jugendlichen. Während in der ersten Gruppe AfroamerikanerInnen und andere ethinisierte oder ‚rassialisierte‘ Jugendliche nicht Teil der Definition von „Jugend“ sind, stellen sie zusammen mit anderen Angehörigen der unteren Schichten vielmehr einen Großteil derjenigen dar, die der zweiten Definition von „Jugend“ zugrunde liegen. Junge Frauen dagegen sind aus dieser zweiten Gruppe der „Jugend“ ausgeklammert, während sie der ersten – abhängig vom Autor – teilweise zugehören.

33 So Cohen in dem 1955 publizierten Band *Delinquent Boys: The Culture of the Gang;* (hier 1961: 13).

34 Dies ist die These in Paul Goodmans 1956 erschienenem Buch *Growing up Absurd – Problems of Youth in the Organized Society*; (vgl. ebd.: 314 f.).

ihr Fehlen markiert, so wird sie andererseits zur Trägerin ihrer Realisation gemacht.[35]

Die „Kodifizierung der Jugendzeit als eigenem Lebensabschnitt" in den Vereinigten Staaten, ein Prozess, für den Passerini einen Höhepunkt von den 1950er Jahren bis 1964 bestimmt,[36] verdichtet sich in Eriksons Privilegierung der Adoleszenz als entscheidender Phase für die Ausbildung von Identität. Dass der Begriff der Identität derart popularisiert wurde sowie eine Ausbreitung in wissenschaftlichen Debatten erfahren konnte,[37] liegt demnach u. a. an der Verbindung mit einer anderen diskursiven Formation über die „Jugend", die sich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu entfalten begann. Während in den „national-character studies" die Figur der „third generation" als kennzeichnend für den „amerikanischen Charakter" eine Bedeutungsverschiebung von der Figur des Vaters als Garant gesellschaftlicher Ordnung hin zu der jüngeren Generation markiert, findet in soziologischen Debatten eine Beschäftigung mit der „Jugend", die sich in „Banden" zusammenschließen,

35 „Diese Jugend ist deshalb ein Problem, weil sie versucht, die giftigen Gewohnheiten zu erbrechen. Sie wollen sie nicht mehr herunterschlucken – sie sind krank, weil sie schon allzuviel davon geschluckt haben. Und sie sind ‚im Recht', weil sie offensichtlich Recht haben, jedermann weiß das", so Goodman (1971 [1956]: 345). Auf diese Weise wird die „Jugend" zur Symptomträgerin einer „kranken" Gesellschaft und verheißt gleichzeitig die Überwindung dieser „Krankheit".

36 Passerinis Untersuchung der „Jugend als Metapher für gesellschaftliche Veränderung" stellt einen Vergleich auf zwischen der „Debatte über die Jugend im faschistischen Italien und in den Vereinigten Staaten der fünfziger Jahre". Darin vertritt sie die These, dass die Kontroverse um die Jugend die Widersprüche der Aufklärung zutage gefördert habe, die die „tiefe Krise eines Systems aus positiven und negativen Werten" offenbart habe (Passerini 1997: 377). In dieser Beschreibung stellt die 1904 erschienene Veröffentlichung *Adolescence* des Psychologen Stanley Hall einen „signifikanten Punkt" für die „‚Entdeckung' des amerikanischen Heranwachsenden" dar sowie für die „Auffassung von der Jugend als Problem", die in den Vereinigten Staaten seit Ende des 19. Jahrhunderts herrsche. Die „Kodifizierung der Jugendzeit als eigenem Lebensabschnitt" erreiche ihren Höhepunkt nach dem Zweiten Weltkrieg, wofür ein Artikel von Eliot E. Cohen in der *New York Times* von 1945 angeführt wird, in dem der Begriff „Teenager" als „Teil des normalen Sprachgebrauchs" verwendet werde. In den 1950er Jahren habe eine Verbreitung „literarische[r] Schlüsselwerke", z. B. Jack Kerouacs Roman *On the Road* (1957) und die Verfilmung von Robert Lindners *Rebel Without a Cause* mit James Dean und Natalie Wood, stattgefunden. Mit dem Ausbruch von Revolten an der Universität von Berkely 1964 sei ein Höhepunkt dieser Entwicklung erreicht worden, so Passerini (1997: 418-421).

37 Auf den Erfolg des Identitätsbegriffs weist Erikson selbst hin (1966: 145; 1970: 11 ff.), nicht ohne seinen Begriff wiederum von einem soziologischen Gebrauch abzugrenzen (1966: 146).

mit der Delinquenz und „Verwahrlosung“ von Jugendlichen[38], mit den sogenannten Beatniks[39] statt.

Die Rede von Jugend verbindet sich mit der Rede von Identität in der Problematisierung gesellschaftlicher Ordnung. Dies erfolgt durch eine Bedeutungsgebung von Jugend und Identität im Sinne von „Lebendigkeit“ und „Zukunft“. Gegen die „verwaltete Welt“ (Goodman 1971 [1956]: 23) und den „sozialen Dschungel“ (Erikson 1970 [1968]: 133), gegen die Gefahren, die sich aus technologischem Fortschritt ergeben, von Erikson auf die Formel von „der riesigen Bombe und der winzigen Pille“ gebracht (ebd.: 38), wird die Bedeutung der Identitätsbildung in der Jugend angeführt. Die Jugend repräsentiert eine Kultur der „robusten geistigen Gesundheit“,[40] die Ausbildung von Identität in der Adoleszenz „Leben“ (Erikson 1970 [1968]: 133). Identität repräsentiert „zukunftsorientierte Bestrebungen“ der „‚normalen‘ Jugendlichen“ (ebd.: 185) gegen „Identitätsverwirrung“ und „negative Identität“, wofür „Cliquen und Banden junger Homosexueller, Süchtiger und sozialer Zyniker“ stehen, so Erikson (ebd.: 181). „Leben“, „Natürlichkeit“ oder „Vitalität“, die hier von Erikson und Goodman stark gemacht werden gegen die Monotonie der „verwalteten Welt“, so Goodmans Bezeichnung, implizieren Veränderung und Aufbruch durch die Jugend und durch die Ausbildung von Identität. Die Verknüpfung von gesellschaftlicher Ordnung mit „Leben“ weist auf die gesellschaftlichen Kämpfe hin, die um die Definition dessen, was als legitime gesellschaftliche Ordnung zu gelten habe, geführt werden. Mit dem Rückgriff auf eine Figur der „Natur“ oder des „Lebens“ als einer scheinbar unhintergehbaren Ordnung geht es in der Auseinandersetzung um gesellschaftliche Normen vielmehr darum, bestimmte Normen als übergeordnete, ursprünglichere und ‚wahrhaftigere‘ Normen zu legitimieren. In diesem Sinne muss auch die Beschäftigung verschiedener Autoren mit dem Phänomen der „Devianz“

38 Vgl. Cohen (1955); Goodman (1971 [1956]: 253-280). 1961 wurde außerdem ein Gesetz verabschiedet, in dem die Empfehlungen eines von dem damaligen Präsidenten Kennedy eingesetzten Komitees zu Jugendkriminalität und Jugendverbrechen aufgenommen wurden. Passerini weist allerdings darauf hin, dass die Definitionen von Verbrechen und von Bande stark erweitert worden waren. So seien jede Form regelwidrigen Verhaltens oder unkonventioneller Sprechweise als „Hang zur Kriminalität“ eingestuft worden, etwa Rock’n Roll, ein Haarschnitt im Stil von Elvis Presley oder das Fahren eines Autos mit frisiertem Motor. Als Bande galten nicht nur gewalttätige Gruppierungen sondern auch solche, die eher Clubs oder Vereinen vergleichbar seien (Passerini 1997: 429 f.).

39 Vgl. Goodman (1971 [1956]: 281-313).

40 So die Beschreibung Goodmans der Subkultur der Beatniks, die für ihn eine „robuste geistige Gesundheit“ angesichts der „Kulturindustrie“ und der „verwalteten Welt“ repräsentiert.

in diesem Zeitraum aufgefasst werden. Indem eine Definition von Devianz aufgestellt wird, wird in diesen Arbeiten ex negativo eine Definition von Normalität und der Normen, die diese organisieren, gegeben.[41]

Die Konzeption des Identitätsbegriffs bei Erikson kann demnach als Problematisierungsweise gesellschaftlicher Ordnung in Zusammenhang mit der Diskursivierung von „nationalem Charakter" und „Jugend" verstanden werden. Auf diese Weise werden „Entwicklung" und „Einheit" zu diskurstragenden Kategorien eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt": ihre Verkoppelung in Identitätsmodellen zeigt das Erreichen einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit dieses Diskurses an. Fragen gesellschaftlicher Integration zur Herstellung und Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Ordnung konnten mit der Konzeption des Identitätsbegriffs als wissenschaftlich erfassbare und behandelbare Fragen diskursiviert werden, da die Festlegung normativer Entwicklungsstufen ein Instrument zur wissenschaftlichen Analyse von Identitätsentwicklung an die Hand zu geben schien.

5.2 Norm und Natur: Die Definition von Normen

Einer der Gründe für die Verbreitung von Eriksons Identitätsbegriff sowohl in wissenschaftlichen Debatten als auch in politischen Diskussionen, in sozialen Bewegungen, die sich in den 1950er Jahren in den USA ausbildeten, wie etwa der Bürgerrechtsbewegung, sowie in Medien und Alltagshandeln, liegt in seiner Funktion, verschiedene Problematisierungsweisen, die sich seit dem Zweiten Weltkrieg in den USA herausgebildet hatten, miteinander zu verbinden. In einem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen" Subjekt ermöglicht Eriksons

41 Cohen widmet sich der Erforschung der „Verwahrlosung" von „Jungen-Banden" (Cohen 1961: 8), die seiner Analyse zufolge eine „‚abweichende' Lösung" für Statusprobleme finden (ebd.: 91 ff.). Bei Goffman findet sich eine umfangreiche Aufzählung von Personengruppen für ein mögliches „Untersuchungsfeld sogenannter ‚Devianz'", denen eine „Art kollektiver Ablehnung der sozialen Ordnung" gemeinsam sei (1999: 176). Anders als der selbstverständliche, D. h. der unhinterfragte oder nicht weiter begründete Gebrauch des Begriffs der „sozialen Ordnung" oder auch des Begriffs der „negativen Identität" bei Erikson impliziert, steht allerdings nicht ein für allemal fest, was diese zugrunde liegende Ordnung ausmacht. Vielmehr scheint es gerade darum zu gehen, festzulegen, was als Norm zu gelten hat. In diesem Sinne ist etwa Goodmans Anliegen zu verstehen, die Subkultur der Beatniks als „natürlich" zu definieren, indem eine Kategorie in Dienst genommen wird, die jener der „sozialen Ordnung" noch vorauszugehen scheint.

Konzeption von Identität die Diskursivierung gesellschaftlicher Normen als wissenschaftlich begründete Normen.

Auf welche Weise war es möglich, verschiedene Spezialdiskurse und Diskursstränge eines in den USA im Zeitraum vom Eintritt in den Zweiten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre dominierenden Interdiskurses in diesem einen Spezialdiskurs miteinander zu verknüpfen? Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, inwiefern der Begriff der Ich-Identität, der eine individuelle Dimension der Identitätsbildung sowie die Synthese einer kollektiven und individuellen Dimension bezeichnet, seine Wirkung aus der Bedeutungsgebung als „Leben" bezieht. Die These ist, dass die Qualifizierung des Begriffs der Ich-Identität als „vital" durch Erikson es ermöglichte, verschiedene dikursive Formationen miteinander zu verkoppeln. Die Definition des Begriffs der Ich-Identität als „vital" bindet die Rede über Normen an eine Rede über „Natur", sie ermöglicht die Diskursivierung gesellschaftlicher Normen als „Natur".

Kennzeichnend für verschiedene Debatten in den 1950er und 1960er Jahren war die Problematisierung menschlichen Verhaltens über den Gegensatz von „nature" und „nurture": Ist Verhalten angeboren oder erlernt, war dabei die Frage, die die Diskussionen strukturierte. Für das Feld der „national-character studies" definierte Margaret Mead „Charakter" als Wirkung von „Kultur" in Abgrenzung zu „Rasse". Auf diese Weise sollten „Unterschiede zwischen den Völkern" im Gegensatz zu Rassentheorien und anderen „Vererbungslehren" begrifflich gefasst werden (Mead 1946 [1943]: 22 ff). Ein weiteres Feld, für das diese Unterscheidung bedeutsam war, ist die Erforschung von Geschlechterdifferenzen, die man in Anthropologie, Psychologie und Medizin unternahm. Man stützte sich auf Ergebnisse aus Tierversuchen, um zu bestimmen, was die Geschlechterdifferenz ausmache, was eine Frau und was ein Mann sei. Was ist an den Unterschieden zwischen Männern und Frauen auf „biologische Differenzierung" zurückzuführen und was auf „kulturelle Determination", fragte etwa Seward (1944).

Im Rahmen dieser Diskussionen wurde der Begriff der „Rolle" geprägt, der in der Annahme von der kulturellen Bedingtheit von Verhalten begründet war. Im Zuge der Untersuchung von Hermaphroditen wurde der Begriff „gender role" in Abgrenzung zur biologischen Bestimmung von Geschlechterdifferenz durch Keimdrüsen, Chromosome und Hormone eingeführt (Money/Hampson/Hampson 1955a, 1955b, 1955c, 1956). Die Experimente mit Tieren und die Untersuchungen an Hermaphroditen zeigten, dass eine eindeutige biologische Definition der Geschlechterdifferenz nicht möglich war. Zudem zeigten anthropologische Untersuchungen, dass sich Konzeptionen von Männlichkeit und

Weiblichkeit kulturell unterscheiden können.[42] Aus diesen Gründen wurden Geschlechterdifferenzen zunehmend im Sinne von erlernten Differenzen problematisiert. Mit dem Begriff der Rolle fand in der Auseinandersetzung zwischen „nature" und „nurture" eine Positionierung im Sinne von „nurture" statt. Da die Biologie uneindeutig schien, was die Bestimmung von zwei Geschlechtern anging, gewann die Auffassung von der erlernten Geschlechterdifferenz an Bedeutung.

Die sexualwissenschaftliche „nature-nurture Debatte"

Im Rahmen dieser Kontroversen sind die Untersuchungen über Hermaphroditen, die in den 1950er Jahren von Money und den Hampsons vorgenommen wurden, ein entscheidender Beitrag zur Definition des Rollenbegriffs, der von ihnen als „gender role" spezifiziert wurde. Dem Team Money und Hampsons ging es allerdings um die Frage, wie die Geschlechterdifferenz u. a. im Verhalten hergestellt werden kann. Aus ihren Untersuchungen über Hermaphroditen schlussfolgerten Money et al., dass zwar anatomische Ursachen für die Entstehung einer geschlechtlichen Erscheinung ausgemacht werden könnten, entscheidend sei jedoch die Ausbildung einer eindeutigen „Geschlechtsrolle". Ihre Definition von „Geschlechtsrolle" umfasst die Demonstration einer Zugehörigkeit zum „Status des Mannes oder Jungen, bzw. der Frau oder des Mädchens" sowie „Sexualität im Sinne von Erotik"[43]. Money und die Hampsons prägten einen Begriff der „Geschlechtsrolle" im Sinne von erlerntem Verhalten, veranschaulicht durch den Vergleich mit der „Muttersprache" (1955b: 285). Die Geschlechtsrolle werde nicht nur etabliert, sondern „unauslöschlich eingeprägt" oder „eingraviert" (1955c: 309 f.).

Die Untersuchung von Hermaphroditen erfolgte mit der Zielsetzung, biologische von erlernter Geschlechterdifferenz zu unterscheiden. Dabei geben die AutorInnen zu, dass es eine methodologische Schwierigkeit darstelle, die Geschlechtsrolle zu „messen". Folgendes untersuchten sie zu diesem Zweck:

„[...] general mannerisms, deportment and demeanor, play preferences, recreational interests, spontaneous topics of talk in unprompted conversation and casual comment, content of dreams, daydreams and fantasies, replies to

42 Eine Übersicht zu anthropologischen Studien über die „kulturelle Determiniertheit von ‚männlich' und ‚weiblich'" liefert Seward (1944: 167-169). Darunter findet sich eine Abhandlung von 1916, Margaret Meads Untersuchungen über Geschlechterverhalten bei drei indigenen Gruppen in Neu Guinea aus den 1930er Jahren sowie Studien über indigene Gruppen in den USA.

43 Übersetzung dieses und der nachfolgenden Zitate I. J.

oblique inquiries and projective tests, evidence of erotic practice and finally, the person's own replies to direct inquiry."[44]

Wenn Money und die Hampsons diese Charakteristika als Messinstrumente anlegen, wird allerdings nicht nur beschrieben, ob eine bestimmte, die Geschlechtszugehörigkeit betreffende Norm erfüllt werde, sondern sie wird als solche etabliert. Sie liegt nicht ein für allemal fest, so dass Verhalten lediglich beobachtet und zugeordnet werden müsste. Anders als der selbstverständliche Rückgriff auf bestimmte Normen suggeriert, sind diese nicht unhinterfragt. Im Gegenteil, die vielfältigen Publikationen zur Frage der Geschlechterdifferenz legen nahe, dass das, was als Norm zu gelten habe, ins Wanken geraten und ein Gebiet der Auseinandersetzungen ist. So dienen Seward beispielsweise die Ergebnisse aus Tierversuchen, anthropologischen und sexualwissenschaftlichen Studien als Beleg dafür, dass die Norm rigider Differenzierung zwischen den Geschlechtern veraltet sei und überwunden werden sollte (1944: 168 f.; 180 ff.). Dagegen ist die gesamte wissenschaftliche Tätigkeit von Money et al. darauf gerichtet, die Nachteiligkeit geschlechtlicher Zweideutigkeit – „somatic ambisexuality" (1956: 53) – nachzuweisen und therapeutische Empfehlungen zur Herstellung eines eindeutigen geschlechtlichen Körpers sowie einer eindeutigen Geschlechtsrolle auszuarbeiten.

Die folgende Darstellung und Analyse bezieht sich auf Texte, in denen die Begriffe „gender role", „sex role" und „gender identity" entwickelt werden. Die Auswahl der Texte stützt sich auf den Überblick, den Fausto-Sterlings Untersuchung über die Kontroverse zwischen Psychiatern in den 1950er und 1960er Jahren in den Vereinigten Staaten gibt. Diese Kontroverse wurde u. a. über die Frage geführt, ob die Geschlechterdifferenz angeboren oder anerzogen sei (Fausto-Sterling 2000: 66 ff.). Das sind Texte von John Money, Joan G. Hampson und John L. Hampson, die seit 1955 Ergebenisse ihrer Studien an Intersexuellen veröffentlichten, sowie Texte von Milton Diamond und Robert Stoller aus den 1960er Jahren, die sich teilweise kontrovers auf die ersten beziehen. Es wurde außerdem ein Text einbezogen, der am Ende des Zweiten Weltkriegs veröffentlicht wurde und in dem „sex rôles" thematisiert

44 […] „allgemeine Maniriertheit, Benehmen und Verhalten, Neigungen im Spiel, Freizeitinteressen, spontane Thematisierungen in Konversationen, die aus eigenem Antrieb aufgebracht werden, sowie flüchtige Bemerkungen, Inhalte von Träumen, Tagträumen und Phantasien, Entgegnungen zu indirekten Fragen und Tests über Projektionen, Vorhandensein von erotischen Praktiken und schließlich die eigenen Antworten auf direkte Befragung" (Money/Hampson/Hampson 1955a: 208 f).

werden. Die Thesen, die in Georgene H. Sewards Text diskutiert werden, stellen eine Problematisierungsweise von Geschlechterverhältnissen und den Normen, die sie ermöglichen, dar. Da sie in dem selben Zeitraum wie Eriksons Texte entstanden sind, sind sie für diese Untersuchung interessant.[45]

Die Untersuchungen über Hermaphroditismus sowie der in diesem Feld ausbrechende Disput über die Frage, ob Geschlechterdifferenz angeboren oder anerzogen sei, kann als Auseinandersetzung über das, was „normal" sei, verstanden werden, so Fausto-Sterling (2000: 71 ff.): Was ist „normale" Natur, was ist „normale" Sexualität? In den Veröffentlichungen von Money und den Hampsons wird eine Rede über die Norm geführt, indem Hermaphroditen an dieser gemessen werden (ebd.: 66).[46] Klöppel macht in der Intersexualitätsbehandlung und -forschung „Normalisierungspraktiken" aus. So werde „Normalität" durch ihre Abweichung bestimmt, indem sie zur Problematisierung, Regulierung und Kontrolle von Intersexuellen eingesetzt werde (2002: 176). Moneys Bemühungen gehen dahin, eine Definition von Hermaphroditismus zu geben, wonach es sich dabei um einen „Irrtum" der Natur handle, den es zu „korrigieren" gelte. Die therapeutischen Ratschläge richten sich auf den Umgang mit geschlechtlicher Zweideutigkeit, die Verunsicherung bei Intersexuellen selbst und deren Eltern schaffe oder

45 Die Autorin Georgene H. Seward präsentiert Thesen, die in den Organisationen „Committee on Rôles of Men and Women in Postwar Society" der „Society for the Psychological Study of Social Issues" und „Committee on Postwar Planning for Women of the National Council of Women Psychologists" entwickelt wurden. Über den Stellenwert dieser Zusammenhänge kann heute nicht mehr viel in Erfahrung gebracht werden. Es zeigt aber, dass der Problematisierung von Geschlechterverhältnissen so viel Bedeutung zugemessen wurde, dass organisatorische Strukturen dafür geschaffen wurden, die sich innerhalb der Psychologie als Disziplin verorteten.

46 Die Kriterien, die jeweils Norm von Devianz unterscheiden, geben Aufschluss über die einzusetzende Norm. Es geht beispielsweise darum, „normale Frauen" dadurch zu qualifizieren, dass sie sich mit einem weiblichen pin up identifizieren, und es nicht begehren (1955a: 217), um die Messung der „Gesundheit der Persönlichkeit" auf einer „Skala von Gesundheit und Nicht-Gesundheit der Persönlichkeit" (ebd.: 222 f.). Es geht um „abnormales und perverses sexuelles Begehren", das in der Homosexualität ausgemacht und sogleich von Hermaphroditismus unterschieden wird (1955b: 292). Es wird ein bestimmtes Alter für „Geschlechtsreparatur" empfohlen (ebd.: 295), von „geschlechtlicher Deformiertheit", „Anomalie" und „korrigierender plastischer Chirurgie" gesprochen (1955c: 307), von „normaler physiologischer weiblicher Pubertät" (1956: 54).

schaffen könne.[47] Aus der Untersuchung über einen Zusammenhang von Hermaphroditismus und Psychopathologie schlussfolgern Money et al., es sei ein „psychologischer Vorteil" für Hermaphroditen, nicht über die „somatische Ambisexualität" informiert zu sein, so wie eine „Korrektur" von „Inkongruenzen und Widersprüchen" im frühkindlichen Alter (1956: 53). Es wird demnach nicht Intersexualität als „krankhaft" aufgefasst, sondern postuliert, dass eine uneindeutige Geschlechtsrolle zu psychischen Problemen führe.[48]

47 Vgl. z. B. die Empfehlungen von Money et al. (1955b: 288 ff.); vgl. die Erörterung der Geschichten von Intersexuellen, deren „äußerliche geschlechtliche Erscheinung" im Widerspruch zum zugeschriebenen Geschlecht gewesen sei, und bei den Betroffenen zu „Angst" und „Seelennot" geführt habe (1955c: 306 ff.); vgl. a. Hampsons Darstellung, wonach ein „vergrößerter Phallus" bei den untersuchten Intersexuellen, die eine Frauenrolle angenommen hatten, „Quelle von erheblicher Seelennot" sei, wenn auch eher in „moralischer" als in „körperlicher" Hinsicht (Hampson 1955: 270). Die Empfehlung eines operativen Eingriffs (der operativen Verkleinerung der Klitoris) stützt sich auf die Beobachtung von Patientinnen, derzufolge ein „großer Phallus" „psychologische Schwierigkeiten" zur Konsequenz habe: „such girls […] have been subject to personal doubts and misgrievings and to teasing and questioning from others" (ebd.: 271).

48 Die Schlussfolgerungen Moneys und der Hampsons über den Zusammenhang von Hermaphroditismus und Psychopathologie sind allerdings aus mehreren Gründen fragwürdig. Erstens ist die Definition von „gesund" und „ungesund", die hier verwendet wird, zweifelhaft. Als psychisch „ungesund" gelten diejenigen, die für ihre alltäglichen Verrichtungen und Interaktionen auf die Unterstützung oder besondere Rücksichtnahme anderer angewiesen sind (1956: 45). Die zugrundeliegende Konzeption von Unabhängigkeit des Einzelnen ist allerdings eine Frage der Bewertung und historisch, sozial und kulturell unterschiedlich ausgeprägt. D. h. die Grenze zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit, die psychische „Gesundheit" definieren soll, ist Gegenstand von historisch spezifischen Normen. Dass Unabhängigkeit als Bedingung von psychischer Gesundheit thematisiert wird, weist allerdings auf eine Problematisierung des „autonomen Subjekts" hin. Zweitens wird ein Zusammenhang zwischen uneindeutiger Geschlechtlichkeit und Psychopathologie hergestellt. Das wird auf die Ergebnisse gestützt, wonach diejenigen, die als „gesund" kategorisiert wurden, am wenigsten mit „hermaphroditischen Inkongruenzen" oder dem „hermaphroditischen Paradox" konfrontiert worden seien (ebd.: 50 f.). Der Zusammenhang zwischen uneindeutiger Geschlechtlichkeit und „psychischer Ungesundheit" lässt sich m. E. aber weniger aus den präsentierten Daten schließen, sondern ist vielmehr der Bemühung um die Etablierung ihrer These zuzurechnen. Diese handelt von der Möglichkeit der Herstellung einer eindeutigen Geschlechtsrolle und eines eindeutigen Geschlechtskörpers, insofern dies zu einem möglichst frühen Zeitpunkt vorgenommen werde. Was hier als „psychisch ungesund" beschrieben wird, lässt sich jedenfalls nicht ohne weiteres auf die Tatsache zurückführen,

Money et al. definieren eindeutige Zweigeschlechtlichkeit – sowohl den geschlechtlichen Körper als auch die Geschlechtsrolle betreffend – als Norm. Sewards Publikation weist jedoch darauf hin, dass diese Definition umkämpft ist. Möglicherweise steht die Differenz zwischen diesen beiden Positionen auch für eine Verschiebung innerhalb dieses Feldes, in dem man sich um die Bedeutung und Definition von Geschlechterdifferenz bemühte. Sewards Plädoyer für die Überwindung rigider Geschlechtsrollen stammt aus dem Kontext des Zweiten Weltkriegs. Dass sie sich für deren Verwirklichung stark machte sowie ihre Beschreibung der Geschlechterverhältnisse in der US-amerikanischen Gesellschaft zu diesem Zeitpunkt, legt nahe, dass ihre Auffassung vorstellbar und möglicherweise auch z. T. verwirklicht war.

Demgegenüber trugen in den 1950er Jahren Money et al. und Erikson in ihren Arbeiten über Geschlechterdifferenz zur Herstellung und Verbreitung einer Norm der Zweigeschlechtlichkeit bei. Sowohl Money und den Hampsons als auch Erikson tragen zur Etablierung eines Entwicklungsmodells der Differenzierung von Zweigeschlechtlichkeit bei. Money et al. stellen die Theorie von der zunehmenden Differenzierung der Geschlechtsorgane und -merkmale analog einer zunehmenden Differenzierung der Geschlechtsrolle auf (1955c: 308 f.). Am Anfang menschlicher Entwicklung steht demnach anatomische Indifferenz (1955b: 292 f.). Entwicklung bedeutet gemäß dieser Theorie die Entwicklung der Geschlechterdifferenz, sowohl anatomisch als auch die

dass Unklarheit über die Geschlechtlichkeit und Geschlechtsrolle bestanden habe. Als „psychisch ungesund" werden etwa Gehemmtheit oder Schüchternheit klassifiziert, „besonders, wenn sich soziale Transaktionen und Konversationen in irgendeiner Weise auf Erotik, Sexualität oder Romantik bezogen". Ängstlichkeit oder gar „Entsetzen" in Zusammenhang mit Krankenhausaufenthalten galten als weiterer Faktor für eine derartige Zuordnung (ebd.: 48). Diese Reaktionen können jedoch auch darauf zurückgeführt werden, dass alle bis auf eine aus der Gruppe, die als „psychisch mäßig ungesund" klassifiziert wurden, länger oder kürzer unter ärztlicher „Behandlung" standen. D. h., sie hatten Erfahrungen gemacht sowohl mit der medizinischen Aufmerksamkeit, die sich auf ihre Geschlechtlichkeit richtete, als auch mit bestimmten schmerzhaften „Behandlungen". M. a. W., es könnte sich gerade umgekehrt um einen Zusammenhang handeln, wonach medizinische „Behandlung" zur Herstellung eindeutiger Geschlechtszuordnung innerhalb eines zweigeschlechtlichen Paradigmas zu Gehemmtheit bezüglich Sexualität oder Ängstlichkeit bezüglich Krankenhausaufenthalten führt. Die Arbeit von Gruppen und Einzelnen, die auf die Leidensgeschichte von Intersex- und Transgenderpersonen durch medizinische „Behandlungen" aufmerksam machen, erfordern eine derartige Einschätzung. In der BRD gründete sich z. B. die Organisation AGGPG, Arbeitsgruppe gegen Gewalt in der Pädiatrie und Gynäkologie, (www.aggpg.de).

Geschlechtsrolle betreffend. Eriksons Entwicklungsschema beinhaltet die Entwicklung von Identität als zweigeschlechtlich differenzierte Identität in der Adoleszenz: die Sicherheit, ein „richtiger Mann" oder eine „richtige Frau" zu sein (2000 [1959b/1950]: 111), als kritische Frage in der Phase der Adoleszenz wird in der darauffolgenden Phase des frühen Erwachsenenalters im Sinne von „Genitalität" zum Entwicklungsziel (ebd.: 116). Genitalität wird als „die Fähigkeit, mit einem geliebten Partner des anderen Geschlechts orgastische Potenz zu entwickeln" definiert (ebd.). Die dazugehörige „Krisenerfahrung" in diesem Schema ist fehlende Intimität, die auf eine unausgebildete sexuelle Polarisierung, bzw. „bisexuelle Verwirrung" zurückzuführen sei, so Erikson (2000 [1959b/1956]: 185 f.). Auf diese Weise wird Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität zur normativen Voraussetzung für die Identitätsentwicklung. Die Abweichung von der Norm besteht in dieser Theorie in der Ausbildung einer „negativen Identität", die sich im Verfehlen allgemein anerkannter Normen manifestiert (ebd.: 163 ff.; 208 f.).

In dem Entwicklungsschema von Money et al. ist die entscheidende Phase für die Festigung der Geschlechtsrolle im Kleinkindalter (Money et al. 1955c: 309). Was als Empfehlung für Hermaphroditen ausgegeben wird, weist auf eine verallgemeinerbare Regel und allgemein anerkannte Normen hin: „extraordinary importance of an unequivocal assuredness of gender in hermaphroditic children" (Money 1955: 257). Die These, dass die Geschlechtsrolle und sexuelle Orientierung für die Selbstdefinition als Frau oder Mann von Bedeutung sei, und zu der man relativ unabhängig von „Genen und Chromosomen" gelange (Money et al. 1955a: 224 f.), stützt sich auf die positive Bewertung von Eindeutigkeit der geschlechtlichen Darstellung. So wird die „unzweideutige" und „vollendete Weiblichkeit" („unequivocal femininity", „thoroughgoing femininity"; 1955a: 218) als positiv für die Entwicklung der untersuchten Frauen ausgemacht. Dementsprechend werden sie auf einer „Skala von Gesundheit und Ungesundheit der Persönlichkeit" fast ausnahmslos als „gesund" eingeteilt (ebd.: 222 f.). Money/Hampson/Hampson und Erikson tragen demnach dazu bei, dass eine Norm der Zweigeschlechtlichkeit diskursiv hervorgebacht wird, indem sie als wissenschaftlich begründete und begründbare Voraussetzung für die Entwicklung von Geschlechtlichkeit bzw. von Identität entworfen wird. Dem steht Sewards Kritik an rigider Zweigeschlechtlichkeit entgegen, die ihrerseits mit fehlender wissenschaftlicher Begründbarkeit der Geschlechterpolarisierung argumentiert. Einig ist man sich aber offenbar in der Ablehnung von Homosexualität, denn wenn Seward für die Überwindung eindeutiger Geschlechtsrollen argumentiert, so geschieht dies mit der

Begründung, Homosexualität auf diese Weise zu verhindern (Seward 1944: 168 f.).

Ein Kritiker der ForscherInnengruppe Money, Hampson und Hampson, Milton Diamond, profilierte 1965 einen gegensätzlichen Standpunkt über die Definition einer Norm sexuellen Verhaltens, um seine These von einer angeborenen Geschlechterdifferenz zu stützen: „inherent somatic sexuality organizing psychosexual development" (Diamond 1965: 147). Anders als Money und die Hampsons geht er von einer zweigeschlechtlichen Differenzierung bereits zum Zeitpunkt der Geburt aus. Demnach komme eine bereits zur Geburt bestehende „inhärente" Geschlechtlichkeit erst im Laufe der psychosexuellen Entwicklung zur vollen Entfaltung: „The inherent sexuality, *like other biological characters*, need not necessarily manifest itself at birth as it might be first revealed at puberty or during adulthood" (ebd.: 148; Hervorhebung I. J.). Während auch hier eine Norm zweigeschlechtlicher Differenzierung hergestellt wird, wird andererseits eine heterosexuelle Norm nicht als gegeben betrachtet: „sogenanntes anomales sexuelles Verhalten" entspräche einer spezifisch menschlichen Beschaffenheit, nämlich innerhalb eines „biologischen Kontinuums, das evolutionär vorherbestimmt ist", flexibel zu sein (ebd.: 151). Zudem entwirft Diamond mit dem Begriff „biological character" ein Gegenstück zum Begriff „gender role" wie auch zum Begriff „national character", der „kulturell" im Unterschied zu „vererbt" definiert worden war.

Auch die Ausführungen eines dritten Protagonisten in dieser Debatte, Robert Stollers (1964), können als Beitrag zur Herstellung einer Norm der Eindeutigkeit des Geschlechts innerhalb eines zweigeschlechtlichen Paradigmas sowie einer heterosexuellen Norm gelten. Stollers Definition von „normal development of gender identity" beinhaltet, dass biologische Faktoren und Umwelteinflüsse „harmonisch zusammenwirken": „to produce a preponderance of masculinity in men and of femininity in women" (Stoller 1964: 225). Stoller definiert diese Eindeutigkeit des Geschlechts als „core gender identity". Sie werde durch das Zusammenwirken von drei Komponenten bedingt: der Anatomie der äußeren Genitalien, dem Einfluss der Eltern-Kind-Beziehung sowie einer biologischen Macht („biological force") (ebd.: 223).

„In the normal, the three work together *in the same direction* to produce an *intact core gender identity*, a fundamental awareness of being male in males and of being female in females. In anatomically intersexed patients where one or both of the observable components is absent, the effects of the *silent biological force* are occasionally uncovered and then can be seen." (Ebd.: 225; Hervorhebung I. J.)

Von diesen „Normalen“ werden „effeminisierte Männer“, „maskuline Frauen“ und Transvestiten abgegrenzt: „[...] are the result of an unhappy combination of a weaker biological push toward proper gender plus noxious effects of environment“ (ebd.: 225). Auch bei Stoller wird mit der Definition einer Norm der Eindeutigkeit des Geschlechts außerdem eine Norm der Heterosexualität hergestellt. In dieser Argumentation werden Heterosexualität und die Eindeutigkeit der Geschlechtszuordnung bei Intersexuellen durch eine Unterscheidung von „Identitätskonflikt“ oder „Identitätswechsel“ (ebd.: 223) von „‚butch‘ homosexual women“ und Transvestiten, die „bisexuelle Komponenten“ aufweisen würden (ebd.: 224),[49] bestimmt. Sie stehen in Kontrast zu Stollers Fallbeschreibung einer intersexuellen Person und ihrer „Sicherheit“ in der geschlechtlichen Selbstdefinition:

„Somehow, preconsciously, the child must always have known his *true gender identity* and has *no doubt about it.* […] Thus there were no reaction formations, denials, ruminations, or the excessive doubting that one would expect in a person *in conflict about his identity*. […] He *never did shift his identity.* […] By the time of the phallic stage, an *unalterable* sense of gender identity – a core gender identity (‚I am a male‘, ‚I am a female‘) – has already been established in the normal person.“ (Ebd.: 223; Hervorhebung I. J.)

„[T]he *calm, sure masculinity* of this child shows itself in glaring contrast to the ‚butch‘. It is important to emphasize that no one who has seen the child – either in the research team, or his family, friends, teachers, or strangers in society – questions his masculinity or his *certainty of being a male.*“ (Ebd.: 224; Hervorhebung I. J.)

Diese Eindeutigkeit des Geschlechts steht für die Ausbildung einer „intact core gender identity“ im Kontrast zur Uneindeutigkeit z. B. der „butch“, die hier als Gegenbeispiel genannt wird. „Core gender identity“ werde bis zum „phallischen Stadium“ gefestigt und bleibe für den Rest des Lebens „unverändert“, wenn sie sich auch entwickle und modifiziere (ebd.: 223). Dass ihre Macht nicht unterlaufen werden kann, bedeutet, es gibt keine „Normalität“ außerhalb einer „core gender identity“. Mit anderen Worten: Es wird eine Norm aufgestellt, die die Ausbildung einer „core gender identity“ notwendig macht. Die „intakte Kern-Geschlechtsidentität“ ermöglicht demnach die Eindeutigkeit der geschlechtlichen Erscheinung und kennzeichnet die Normalität einer Person. Die „Kern-Geschlechtsidentität“, hinter der Stoller eine „biologi-

49 Ulrike Klöppel danke ich für den Hinweis, dass Stollers Begriff „bisexuell“ sich auch auf Zweideutigkeit der Geschlechtsmerkmale bezieht; er ist somit dem von Money et al. verwendeten Begriff „ambisexual“ vergleichbar.

sche Macht“ mutmaßt, äußert sich in dem dargestellten Beispiel in der „Sicherheit“ der geschlechtlichen Erscheinung.

Die Norm der Zweigeschlechtlichkeit geht demnach einher mit einer Norm der Eindeutigkeit, die „gender role“ (Money/Hampson/Hampson) sowie „core gender identity“ (Stoller) gewährleisten. Es ist diese Sicherheit des Geschlechts, der geschlechtlichen Erscheinung oder des Verhaltens, in der die „Autonomie“ des Subjekts wohnt, wodurch ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hervorgebracht wird. Dabei ist die Kontroverse zwischen „nature“ und „nurture“ ein organisierendes Moment für wissenschaftliche Felder zu dem Zeitpunkt. Beide Konzeptionen sind allerdings gleichermaßen in dem Vorhaben begründet, eine „Natur“ oder ein „Wesen“ des Geschlechts zu *bestimmen*. Ob „gender role“, „biological character“ oder „core gender identity“: es geht um die Festlegung dessen, was als legitimes Geschlecht gilt, d. h. die (Re-)Produktion von Normen des Geschlechts. Gerade die Konzeption von „gender role“ zeigt, dass es um die *Herstellung* von Geschlecht und von Normen geht, die legitime Definitionen von Geschlechtlichkeit bedingen. Durch eine bestimmte Erziehung („nurture“), durch die Formung eines bestimmten Verhaltens, soll eine „Natur“ des Geschlechts hergestellt werden. Der Begriff Identität umfasst sowohl die Dimension von Angeborenem als auch die Dimension von Erlerntem, wie Stollers Theorie der „core gender identity“ und Eriksons Identitätstheorie zeigen. Mit dem Entwurf von Identitätstheorien wird zudem eine Norm der Eindeutigkeit produziert, wobei sich die Auffassungen darüber, worin diese Eindeutigkeit zu bestehen habe bzw. was sie störe, unterscheiden können. Als problematisch gelten in den dargestellten Geschlechtertheorien Inkongruenz und Widersprüche zwischen Geschlechtsmerkmalen und Geschlechtsrolle (Money et al.), bzw. es wird als Inkongruenz zwischen Geschlechtsrolle und sexuellen Praktiken ausgemacht, was nicht heterosexuell ist (Money et al.), wie Wechsel, Zweifel und Konflikte von „gender identity“ (Stoller), d. h. eine uneinheitliche Erscheinung oder Darstellung des Geschlechts.

Der Gegensatz von „nature“ und „nurture“ stellt demnach zwei Topoi eines Themas dar: die Herstellung einer „Natur“ oder eines „Wesens“. Das Entscheidende scheint zu sein, dass *Eindeutigkeit* der Geschlechtszuordnung hergestellt wird. Und es ist diese *Eindeutigkeit*, die an „Natur“ rückgeschlossen wird: es scheint in der „Natur“ der Dinge zu liegen, eine eindeutige Geschlechtszuordnung innerhalb eines strikt zweigeschlechtlichen Paradigmas zu entwickeln. Oder anders gesagt: es scheint gegen die „Natur“ zu sein, was diese Eindeutigkeit stört oder unterbricht. Als „gesund“ gekennzeichnet, werden diese eindeutigen geschlechtlichen Identifizierungen zur Norm gemacht.

Von „role" und „character" zu Identität

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Identitätsbegriff im Zusammenhang von „national-character studies", sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die „Jugend" entsteht. Während diese wissenschaftlichen Thematisierungen zusammen als Spezialdiskurs vom „autonomen Subjekt" beschrieben werden können, können nichtwissenschaftliche Problematisierungsweisen von Jugend, Nation und Geschlecht zusammen als interdiskursive Hervorbringung des „autonomen Subjekts" analysiert werden. Der Begriff des „character", im Rahmen der „national-character studies" als sozialwissenschaftliche Diskursivierung des Nationenkonzepts und dem damit verwandten Konzept von Minderheit im Sinne von „Unternation" entstanden, trägt dazu bei, soziale Phänomene im Modus der Nation zu definieren. Der Begriff der „Rolle", der im Zuge der sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen im Sinne von Geschlechtsrolle geprägt wurde, steht für die Herstellung von Geschlechterdifferenz im Verhalten. Sowohl „character" als auch „role" werden als Begriffe eingeführt, die in der „Kultur" und in der Erziehung begründet werden, in Abgrenzung zu biologischen Begründungen der Geschlechterdifferenz, bzw. zu Rassentheorien und „Vererbungslehren". Die Kontroverse über die Frage, ob Unterschiede der Nation und des Geschlechts „angeboren" oder „erworben" seien, strukturierte diese wissenschaftlichen Felder. Es geht allerdings bei dem einen wie dem anderen Erklärungsmodell um die Definition einer „Natur" des Geschlechts und der Nation, ob sie nun in Veranlagung oder Biologie einerseits oder Erziehung bzw. Kultur andererseits ausgemacht wurde. Der Identitätsbegriff wurde in diesem Zusammenhang geprägt. Zusammen mit den Begriffen „role" und „character" steht er für die Möglichkeit wissenschaftlicher Definition einer Natur des Menschen entsprechend von Personenkategorien: „wissenschaftlich" im Unterschied zu Stereotypien und Rassentheorien. Dass auf diese Weise Normen darüber hervorgebracht wurden, was als legitime Geschlechtlichkeit zu gelten hat, zeigte die Darstellung der sexualwissenschaftlichen Problematisierungsweisen von Geschlecht. Auch in den Feldern der „national-character studies", den Untersuchungen über die „Jugend" und nicht zuletzt in Eriksons Identitätstheorie werden mit der Problematisierung sozialer Ordnung Normen hervorgebracht. Dabei ging es etwa um eine Verschiebung von den Vätern zur „Jugend" als Repräsentantin sozialer Ordnung bei der Analyse eines amerikanischen „Nationalcharakters". Die Auseinandersetzungen um Geschlechtsrolle, Nationalcharakter und Identität können als Problematisierungsweisen sozialer Ordnung analysiert werden.

Der Entwurf von Identitätstheorien im Zusammenhang mit der Entstehung dieser wissenschaftlichen Felder wird in dieser Untersuchung der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" zugeordnet. Indem gesellschaftlich vorherrschende Normen als Entwicklungsziele in den Modellen von Identitätsentwicklung und von psychosexueller Entwicklung festgelegt werden, werden sie zu wissenschaftlich begründeten Normen. Auf diese Weise werden sie sozialen AkteurInnen zur „Natur" gemacht, die es in der Entwicklung von Identität zu verwirklichen gelte. Die Schwelle der Wissenschaftlichkeit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" kennzeichnet demnach der Entwurf gesellschaftlich vorherrschender Normen als wissenschaftlich begründete Normen, indem sie an „Natur" rückgebunden werden.

Als ein weiteres Kennzeichen für das Erreichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit wird die Hervorbringung von Personenkategorien im Zusammenhang mit der Entstehung der wissenschaftlichen Felder – „national-character studies", sexualwissenschaftliche Untersuchungen, sozialwissenschaftliche Untersuchungen über die „Jugend" – aufgefasst. Man bemühte sich um wissenschaftliche Definitionen über das „Wesen", die „Natur" des Menschen in Form von Personenkategorien. Das Vorhaben, diese Personenkategorien auf interne binäre komplementäre Differenzen zu stützen, um sie als wissenschaftliche Kategorien zu qualifizieren, wird als weiteres Zeichen für das Erreichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit gewertet. Foucault beschreibt diese Struktur als charakteristisch für das Erreichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit einer diskursiven Formation. Dabei gehe es darum, Wissenschaftliches von Unwissenschaftlichem zu trennen, Wissenschaft von einem vorwissenschaftlichen Niveau zu differenzieren (Foucault 1981 [1973]: 270 f.). Die „nature-nurture" Debatte kann als eine Auseinandersetzung um den Status von Wissenschaftlichkeit verstanden werden. Indem binäre, komplementäre Differenzen zur Definition bestimmter Entitäten wie „Identität" oder „Charakter" festgelegt werden, sollen sie als wissenschaftliche Definitionen im Gegensatz zu un- oder vorwissenschaftlichen Begriffen profiliert werden. Zu diesen binären komplementären Differenzen als interne Struktur von Personenkategorien zählen Batesons Definition von „bipolaren Charakteristika" zur Bestimmung von Nationalcharakteren. Ein anderes Beispiel kann in dem Identitätsbegriff gesehen werden, der die Dimensionen von Biologie und Kultur, von Angeborenem und Erworbenem in sich vereint. Der Begriff der „core gender identity" weist auf eine Verschiebung in Bezug zum Begriff der „gender role", so wie

er u. a. von Money et al. gebraucht wurde, hin.[50] Der Identitätsbegriff ist der umfassendere Begriff, dem der Rollenbegriff untergeordnet wird. Dass er allerdings in den Identitätsbegriff eingeht, zeigt, dass es sich um Begriffe im gleichen Register handelt: sie definieren die „Natur" einer Person entsprechend einer Personenkategorie, wenn auch in unterschiedlichen Dimensionen (Biologie bzw. Kultur).

Mit der Prägung des Identitätsbegriffs und den anderen genannten Personenkategorien wird eine weitere Norm, eine Norm der Eindeutigkeit, aufgestellt. Das Gebot der Eindeutigkeit kann sich auf Unterschiedliches beziehen. In den dargestellten sexualwissenschaftlichen Thematisierungen wird es auf die geschlechtliche Erscheinung (die den Körper und das Verhalten betrifft) oder auf die Lebensgeschichte angewandt. Als problematisch gelten Inkongruenz, „Widersprüche" und „Identitätswechsel". Auch in den Texten aus dem Feld der „national-character studies" werden Übereinstimmungen zwischen den Angehörigen eines Nationalstaats in einem Charakter postuliert und gegenüber allen Einwänden als dominant verteidigt. Auf diese Weise wird eine Norm hergestellt, die die Eindeutigkeit von sozialen AkteurInnen zur Voraussetzung von sozialem Austausch macht. Die Eindeutigkeit von „gender role" und „national character" scheint von der Natur bedingt zu sein, wenn die Zuschreibung zu einer Geschlechtsrolle und zu einem Nationalcharakter zur Notwendigkeit gemacht wird. Es scheint „wider die Natur" zu sein, was nicht eindeutig ist. Die Rückbindung an „Natur" bedeutet allerdings, dass eine gesellschaftliche Norm instituiert wird, die die Eindeutigkeit sozialer Akteure und sozialer Akteurinnen – in ihrem Auftreten und in ihrer Erscheinung – zur Voraussetzung von sozialem Austausch macht.

Eriksons Begriff der Ich-Identität stellt eine konzeptionelle Formulierung für die Herstellung dieser Eindeutigkeit dar. Die Ausbildung von Ich-Identität steht für die Synthese von der personalen und kollektiven Identität. Die Bedeutungsgebung von Ich-Identität im Sinne von „Lebendigkeit" und „Vitalität", hat zudem den Effekt, dass die Ausbildung von Identität eine neue Norm begründet. Es wird zur Notwendigkeit, eine Identität zu haben. Die Rede von Identität führt auf diese Wei-

50 Auch Money verwendet zu einem späteren Zeitpunkt den Begriff „core gender identity" im Sinne von „self-identity as boy or girl" (1977: 65). Während in den gemeinsam mit den Hampsons verfassten Publikationen seit 1955 (z. B. 1955b: 289) noch von einer „gender role" die Rede war, die im Alter von ca. zweieinhalb Jahren ausgebildet sei, steht an dieser Stelle 1977 der Begriff von „core gender identity". In Moneys Werk selbst lässt sich demnach eine Verschiebung vom Begriff der Rolle zum Begriff der Identität beschreiben.

se zur Rückbindung von Normen an eine „Natur“. Es scheint zur Natur des Menschen zu gehören, eine Identität zu haben.

Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit kann folgende Transformation von Geschlecht als diskurstragender Kategorie des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ analysiert werden. Für die Schwelle der Epistemologisierung war die Hervorbringung des Staatsbürgers u. a. in sozialen Theorien des Selbst beschrieben worden. An G. H. Meads Theorie wurde untersucht, wie Verhalten und Selbst-Bewusstsein im Zuge der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen zum wissenschaftlichen Objekt gemacht wurden, indem die ‚Frau‘ und ‚Primitive‘ die Differenz zwischen Mensch und Tier markieren. Entworfen als Grenzfälle des Menschseins, werden auf diese Weise in sozialer Theorie jene Differenzen hervorgebracht, die Ende des 19. und in dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts auch die Definition des Staatsbürgers in den Vereinigten Staaten bestimmten. So strukturiert die diskurstragende Kategorie Geschlecht einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auf der Schwelle der Epistemologisierung, indem die ‚Frau‘ eine Differenz des Selbst und des Menschen aufgrund der Unfähigkeit zu sozialem Handeln markiert. Die diskurstragenden Kategorien Geschlecht und Sprache bedingen sich dabei gegenseitig, indem die ‚Frau‘ jenen Bereich repräsentiert, der nicht ganz Selbst, nicht ganz Mensch ist, aufgrund der unvollständigen Verinnerlichung des sozialen Objekts.

Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit erfolgt im Zusammenhang mit der Formierung der genannten wissenschaftlichen Felder die Definition von Personenkategorien zur Beschreibung und Analyse der *condition humaine*. D. h. die Frage lautet nicht: Wer ist Mensch – und wer nicht? Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit geht es um die Frage: Wie ist der Mensch? Die Prägung von Personenkategorien und des Identitätsbegriffs in diesem Zusammenhang ermöglicht dabei die Diskursivierung gesellschaftlicher Normen als wissenschaftlich begründete Normen. Der Begriff Identität wird als (sozial-)wissenschaftlicher Begriff in Zusammenhang mit anderen Personenkategorien geprägt, indem er auf binäre, komplementäre Differenzen gestützt wird. Allgemein anerkannte Normen werden als wissenschaftliche Normen etabliert, indem sie in Entwicklungsschemata und Modelle von kollektiver und individueller Dimension gebracht wurden. Vor diesem Hintergrund erscheint der hier rekonstruierte sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ als Problematisierungsweise über Normen und die gesellschaftliche Ordnung, die sie begründen. Sowohl in den beschriebenen sexualwissenschaftlichen Debatten als auch im Rahmen der „national-character studies“ geht es um die Herstellung von Eindeutigkeit:

Eindeutigkeit der Geschlechtsrolle und Eindeutigkeit des national definierten „Charakters". Es ist diese Eindeutigkeit, die die „Autonomie" des Subjekts in dem rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs begründet. Eriksons Identitätstheorie gibt diesem Vorhaben in Form von Identitätsmodellen einen konzeptionellen Rahmen. Indem in der Ich-Identität die Synthese von personaler und kollektiver Dimension zum Entwicklungsziel gemacht wird, wird diese Eindeutigkeit zur wissenschaftlich fundierten, normativen Entwicklung.

5.3 Normierende Wirkungen

Den verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Debatten, die in den 1950er und 1960er Jahren in den USA geführt wurden, gab der Begriff Identität einen Namen: Es war fehlende Identität, die auf diese Weise als Problem bestimmt werden konnte. Die Auseinandersetzungen über Jugendliche als Rebellen, Delinquenten, über Jugendbanden und Beatniks etwa konnten mit Eriksons Entwicklungsmodell als Entwicklungsstadium definiert werden, als eine Identitätskrise in der Adoleszenz, deren Überwindung zur Ausbildung von Identität und Integration in eine gesellschaftliche Ordnung führen sollte.

In verschiedenen wissenschaftlichen Feldern und gesellschaftlichen Debatten war die Rede von Krisen. Sie organisierte sowohl den Interdiskurs als auch verschiedene Spezialdiskurse in dem Zeitraum seit dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre. Im Rahmen der national-character studies wurde der zweite Weltkrieg als eine „nationale Krise" diskursiviert. Die Hetze gegen Intellektuelle in der McCarthy-Ära wurde von den staatlichen Verfolgern als Krise der „nationalen Sicherheit", von den Verfolgten ihrerseits als Krise der in den Vereinigten Staaten traditionell verbrieften individuellen Rechte aufgefasst. Und auch von einem der Chronisten dieser Zeit wird auf den Topos der Krise zurückgegriffen: *The Academic Mind. Social Scientists in a Time of Crisis* lautet der Titel der von Lazarsfeld und Theiland 1958 veröffentlichten Studie. Eriksons Formel zur Beschreibung der Gefahren von technologischem Fortschritt – „riesige Bombe und winzige Pille" (1970 [1968]: 38) – fasst die Beunruhigung über sich verändernde Geschlechterordnungen aufgrund der Verbreitung der Antibabypille in einen mindestens fragwürdigen, wenn nicht unzulässigen Vergleich angesichts der verheerenden Auswirkungen der Atombombe. Andere Motive für Krisenerfahrung sind Mobilität, technologischer Fortschritt und „Massendasein", so Eriksons Aufzählung, die er in dem Begriff „Entwurzelung" zusammenfasst. Diese habe die Beschäftigung mit Identität zur Konsequenz (Erik-

son 1959a: 35). Auch die Veränderungen der rassistischen gesellschaftlichen Konflikte werden als „Krise" hervorgebracht, wie etwa in Charles E. Silbermans *Crisis in Black and White* von 1964. Die Identifizierung von gesellschaftlichen Krisenregionen ist bereits ein Effekt der Diskursivierung von Identität, bzw. in der Rede von Identität wurden gesellschaftliche Konflikte und Debatten in einer spezifischen Weise geformt: als fehlende Kohärenz der Einzelnen, als fehlender gesellschaftlicher Zusammenhang.

Der sozialwissenschaftliche Identitätsdiskurs ermöglichte demnach die Problematisierung gesellschaftlicher Normen, indem jene gesellschaftlichen Gebiete untersucht wurden, die den Anforderungen dieser Normen nicht entsprachen. Wie die sexualwissenschaftliche Debatte über Hermaphroditen und die Debatte über Jugendliche zeigt, dienten diese Thematisierungen einer Bestimmung von Normen. D. h. die Festlegung von Normen erfolgte über die Beschreibung ihrer Abweichungen. Der Entwurf von Eriksons Identitätstheorie findet im Zusammenhang mit der Einteilung von sozialen Akteurinnen und Akteuren in Personenkategorien statt. Die Kategorisierung sozialer AkteurInnen im Sinne von „Charakteren" in den oben dargestellten wissenschaftlichen Feldern ist als Effekt der „Nationalisierung des Sozialen" beschrieben worden: die Hervorbringung sozialer Phänomene im Modus der Nation, indem sie in Form von Nationen und Minderheiten als Unternationen definiert werden. Im Folgenden wird aufgezeigt, wie mit dem Entwurf von Identitätsmodellen in Eriksons Identitätstheorie der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt" eine Schwelle der Wissenschaftlichkeit erreicht, indem allgemein anerkannte Normen zu normativen Voraussetzungen für Identitätsentwicklung gemacht werden. Während im vorangehenden Kapitel vor allem Normen von Zweigeschlechtlichkeit und von Heterosexualität anhand des Entwicklungsmodells dargestellt worden sind, werden im Folgenden Problematisierungen Weißer Normativität und einer Norm, die Männlichkeit zum Prinzip macht, aufgezeigt. An Eriksons Identitätstheorie wird untersucht, auf welche Weise die Rede von Identität zur Herstellung sozialer Ordnung beiträgt.

Die folgende Analyse stützt sich zusätzlich auf weitere Texte Eriksons, in denen Rassenkonstruktionen in Zusammenhang mit Identitätsbildung thematisiert werden. Es handelt sich um die Aufsätze „The Concept of Identity in Race Relations: Notes and Queries" von 1966,[51] „A Memorandum on Identity and Negro Youth" von 1964 und zwei

51 Dieser Aufsatz ist zum Teil in das Kapitel „Race and the Wider Identity" aus *Identity. Youth and Crisis* eingegangen.

Kapiteln aus *Childhood and Society* von 1950 „Black Identity" (ein Unterpunkt des Kapitels „The Beginnings of Identity") sowie „Reflections on the American Identity".

Das Allgemeine und das Besondere

Während die „Jugend" in der Konzeption der Adoleszenz als entscheidender Entwicklungsstufe für die Identitätsbildung diskursiv hervorgebracht wurde, dienen die indigenen Gruppen der Yurok und der Sioux Erikson der Ausarbeitung der Modelle von „Gruppenidentität" und „Ich-Identität". Gruppenidentität wird als Voraussetzung für die Entwicklung von Ich-Identität entworfen, wenn Ich-Identität als „erfolgreiche Variante einer Gruppenidentität" definiert wird. Ich-Identität stehe „im Einklang mit der Raum-Zeit und dem Lebensplan der Gruppe", aus dem die Einzelnen „ein belebendes Realitätsgefühl ableiten" können müssten (2000 [1959/1946]: 17). Ich-Identität wird als ein Gefühl und eine Überzeugung bestimmt, dass „das Ich wesentliche Schritte in Richtung auf eine greifbare kollektive Zukunft zu machen lernt und sich zu einem definierten Ich innerhalb einer sozialen Realität entwickelt" (ebd.).

Einige der frühesten Texte Eriksons, in denen Begriffe wie „group-ego" und „individual ego" (Erikson 1945: 330), bzw. „personal ego" (ebd.: 341) entwickelt werden, befassen sich mit Erziehungskonzepten von Indigenen in den USA, den Sioux und den Yurok.[52] Die Begriffe „individual ego" oder „personal ego" und „group-ego" werden in Zusammenhang mit dem Charakterbegriff entwickelt. Die Beschreibung von „Charaktereigenschaften" des „Sioux character"[53], bzw. des „Yurok character" (ebd.: 336) und des „Yurok's collective character" (ebd.: 340) stellen das Anschauungsmaterial dar, an dem Konzepte von „character",

52 Dieser Aufsatz geht teilweise in *Childhood and Society* (1950) ein und ist auch in *Identity and the Life Cycle* (1950) Grundlage für das erste Kapitel. Aus den Begriffen „group ego" und „individual ego" wird später „group identity" und „ego identity".

53 „While it is undoubtedly true that this tight container permitted the newborn to find a comfortable approximation of the fetal state, the author considers the possibility that inhibited expressions of provoked rage established a lasting reservoir of biting and muscular aggression which may well have contributed to the much described ‚trait' of anger and cruelty in *Sioux character*." In einem der nachfolgenden Sätze heißt es weiter: „The author sees in the history of the Sioux child's preverbal conditioning an ingenious arrangement which would secure in the *Sioux personality* that combination of undiminished self-confidence, trust in the availability of food supply, and ready anger in the face of interference, that co-existence of which was necessary for the functioning of a hunter democracy." (Erikson 1945: 327; Hervorhebung I. J.).

„collective character“ bzw. „group personality“ entwickelt werden. Die Annahme eines Zusammenhangs zwischen „nationalem Charakter“ und „Erziehung“ verweist auf Margaret Meads Definition von „character“ als Ergebnis einer „kulturell bestimmten Erziehung“, die in „national characters“ unterschieden werden könnten (Mead 1946 [1943]: 22 f.).

Eriksons Abhandlung zu den Erziehungspraktiken der Sioux und der Yurok befasst sich dabei mit der Definition des „national character“ von US-Amerikanern und Amerikanerinnen. Dies geschieht, indem der „Charakter“ der Indigenen bestimmt wird, das Verhältnis dieses „Charakters“ zu einem umfassenden „Nationalcharacter“ sowie die Distanz zwischen diesen zwei Entitäten. Dabei wird die Beschreibung und Untersuchung von „national characters“ zum Modell für soziale Klassifizierungen allgemein: Die Beschreibung sozialer Phänomene und gesellschaftlicher Verhältnisse wird zur Einteilung der Welt in „national characters“, indem die Untersuchung der Entwicklung von Nationalcharakteren zum paradigmatischen Fall für Gruppenzugehörigkeit wird (1945: 324 f.; Hervorhebung i. O.).

Was als „American identity“ definiert wird, ist charakterisiert durch Wandel und Aufbruch, eine Definition, die sich auf M. Meads Beschreibung des amerikanischen Nationalcharakters rückbezieht. So setzt sich die Darstellung des „less neurotic American“, d. h. jene Figur, die den durchschnittlichen US-amerikanischen „character“ definiert, von der Bestimmung der Zeit- und Raumperspektive bei den Yurok und Sioux ab:

„The less neurotic American, however, as long as *he* does not feel endangered by some too unexpected turn of events, paradoxically enough receives his very ego strength from a kind of proud refusal to settle on any form of group-ego too early, and too definitely. To be sure, he acknowledges some fundamental decencies and some – incredibly fleeting – common experiences on the crossroads. Otherwise premature harmony discontents him; he is rather *prepared for and willing to tackle discontinuities*. In the meantime he lives by slogans which are, as it were, experimental crystalizations – a mode of life, that can, of course, turn into perverse shiftiness. [...] Slogans contain time and space perspectives as definite as those elaborated in the Sioux or Yurok systems – a collective ego time-space to which individual ego defenses are coordinated. *But they change*.“ (Ebd.: 348; Hervorhebung I. J.)

Selbst wenn der – männlich bestimmte – „weniger neurotische Amerikaner“ über festgelegte Zeit- und Raumperspektiven verfüge, die mit denen der Sioux und Yurok vergleichbar seien, so zeichne sie im Unterschied zu diesen aus, dass sie sich verändern. In Eriksons Beschreibung des „national character“ fungiert die Charakterisierung der Sioux und

Yurok als Kontrastfolie, als Statisches im Unterschied zu Dynamischem.[54]

Der Begriff des amerikanischen Nationalcharakters als generischer Begriff wird auf diese Weise in Kontrast zu dem Charakter von Indigenen entworfen. Außerdem werden Gegensätze bestimmt, durch die er strukturiert ist: Gegensätze von „primitiv" – „zivilisiert", von „weiß" – „Sioux"/„Yurok", „Anglo-Saxon" – „Sioux" und indirekt „männlich" – „weiblich". In dieser Darstellung der Erziehungspraktiken von Indigenen aus den Vereinigten Staaten wird demnach eine Norm über „amerikanische Identität" als „weiß", „zivilisiert", „Anglo-Saxon" und „männlich" festgelegt, während Begriffe wie „individual"/„personal ego" und „group-ego"/„collective character" entwickelt werden.

Während Eriksons Konzeption der Modelle personaler und kollektiver Identität am Beispiel indigener gesellschaftlicher Praktiken erfolgt, basiert der Entwurf der Figur der „negativen Identität" auf der Beschreibung von „black identity" und der Identitätsentwicklung afroamerikanischer Kinder. Auch in diesem Punkt wird das Allgemeine als Identität definiert, indem es von dem Besonderen unterschieden wird. Das Milieu, in dem afroamerikanische Kinder aufwachsen, stehe einer positiven Identitätsbildung entgegen, es könne sogar einen dauerhaften Identitätsverlust bewirken (Erikson 1950: 241). Aus dieser Hypothese entwickelt Erikson die Figur der „schlechten Identität"[55] (später „negative Identität"): „Psychoanalysis shows that the unconscious evil identity (the composite of everything which arouses negative identification – i.e., the wish not to resemble it) consists of the images of the violated (castrated)

54 Kurz vor dieser Beschreibung nennt Erikson jene binären, komplementären Differenzen, die einen „national character" bestimmen: „[...] open roads of immigration and closed areas of settlement; free influences of immigration and jealous islands of tradition; outgoing internationalism and defiant isolationism; boisterous competition and self-effacing cooperation; and many others" (ebd.: 347 f.). Zählen indigene soziale Praktiken zu dem Pol, der für Tradition und Geschlossenheit steht, und zusammen mit dem gegensätzlichen Pol den „national character" angeblich ausmacht? Diese Zuordnung wird von Erikson nicht vorgenommen. Indigene soziale Praktiken veranschaulichen in seinem Text stattdessen die Ausbildung einer bestimmten Zeit- und Raumperspektive allgemein. Von einer „American identity" allerdings, die durch Wandel charakterisiert ist, sind sie ausgeschlossen.

55 Der Begriff „evil identity" wird in der deutschen Übersetzung von 1965 als „schlechte Identität" übertragen. Das englische Wort „evil" hat allerdings noch andere Bedeutungen von „übel", „böse", „schlimm", „gottlos", „boshaft", die in dieser Reihenfolge vor der Bedeutung „schlecht" aufgezählt werden (Langenscheidts Handwörterbuch Englisch 2001).

body, the ethnic outgroup, and the exploited minority“ (Erikson 1950: 243).

Die „schlechte“ oder „negative Identität“ ist das komplementäre Element zur „positiven Identität“ und damit eine jener binären komplementären Differenzen, die Eriksons Identitätstheorie strukturieren. Sie sind fundamental für die Entwicklung von Identität, die die Synthese dieser Differenzen zu einer Einheit bezeichnet. Dieser „Opposition von Bildern“, die „nationale Bilder“ organisieren würden, könne niemand entkommen:

„For the ego, in the course of its synthesising efforts, attempts to subsume the most powerful evil and ideal prototypes (the final contestants, as it were) and with them the whole existing imagery of superior and inferior, good and bad, masculine and feminine, free and slave, potent and impotent, beautiful and ugly, fast and slow, tall and small, in a simple alternative, in order to *make one battle and one strategy* out of a bewildering number of skirmishes.“ (Ebd.; Hervorhebung I. J.)

Diese Differenzen strukturieren demnach eine umfassende Einheit, die Identität ausmacht. Identität kündigt sich darin an, aus vielem eins zu machen. Dabei wird Identität als allgemein entworfen, indem bestimmte Differenzen markiert werden: „The differentiating factor, whether it is the darker color of the skin or the non-male form of the genitals, is assumed to have *happened* to the less-endowed, in the form of some oversight or punishment; and it is more or less outspokenly treated as blemish“ (ebd.: 244; Hervorhebung i. O.).

In dieser Darstellung wird das Allgemeine definiert im Sinne einer Abwesenheit von Markierungen: demnach sind es Weißsein und Männlichkeit, die als Nicht-Differenz den Platz des Allgemeinen besetzen. Ein weiteres Beispiel für die Charakterisierung von Weißsein als Nicht-Differenz: „While children may feel that colored people have become dark by a dirtying process, colored people may consider whites a bleached form of colored man“ (ebd.: 243).

In diesem Beispiel werden „weiße“ Kinder durch die rhetorische Figur eines Chiasmus den „colored people“ parallel gestellt. Anders gesagt, „colored people“ werden zu Kindern gemacht, indem sie „weißen“ Kindern gleichgeordnet werden. Die Zuschreibungen von „weiß“ und „schwarz“ werden zu Fragen der Hygiene: „weiß“ als Hautfarbe erscheint in Eriksons Darstellung als ein Ergebnis von Bleichen, ein Wasch- oder Färbevorgang, der für besondere Reinheit steht, „schwarz“ wird zu einem Ergebnis von Beschmutzen oder Verschmutzen. Auf diese Weise werden in der Rede von Identität Normen über den US-

amerikanischen „national character“ sowie über Identität an sich hervorgebracht, indem sie als allgemeine Begriffe durch die Unterscheidung von jenen besonderen Fällen, die davon ausgenommen sind, geprägt werden. Rassenkonstruktionen und Geschlechterkonstruktionen strukturieren so den Identitätsbegriff als allgemeinen Begriff.

Disziplinieren und Regulieren

Während die Rede von „Fehler“ und „Makel“ die Instituierung einer Norm kennzeichnet, indem deren Abweichungen markiert werden, kann die Verwendung von Begriffen aus dem Bereich der Hygiene als eine „Regulierungstechnologie“ (Foucault 1992b [1976]: 54) beschrieben werden. Diese beiden Techniken der Disziplinierung einerseits und der Regulierung andererseits beziehen sich auf Disziplinarmacht und Biomacht, wobei die erste sich auf den Körper richtet und die zweite auf die Bevölkerung als „biologischen Gesamtprozess“: die Verbindung einer Norm der Disziplin mit einer Norm der Regulierung zeige die Formierung einer „Normalisierungsgesellschaft“ an (ebd.).

Foucault beschreibt die Norm als eine „neue Form des ‚Gesetzes‘“, „eine Mischung aus Gesetzmäßigkeit und Natur, aus Vorschrift und Konstitution“ (1994 [1975]: 392). Sie werde getragen von Institutionen wie dem Gefängnis als Modell der Normalisierungsmacht der modernen Gesellschaft aufgrund seiner „Eingliederungs-, Verteilungs-, Überwachungs- und Beobachtungssysteme“ (ebd.: 393). Als produktive Form der Macht stelle sie Verfahren zur Verfügung, die es ermöglichen, „die Machtwirkungen ständig, in ununterbrochenem Fluß, angepaßt, sozusagen ‚individualisiert‘ im gesamten sozialen Körper zirkulieren zu lassen“ (Foucault 1978a [1977]: 34 f.). Die Norm als eine Form der Macht zeichne sich dadurch aus, dass sie sich als Macht verberge, im Gegensatz zur Macht des Souveräns (Foucault 1976 [1973]: 123). Die Humanwissenschaften als „normalisierender Diskurs“ seien an die Stelle des Diskurses der souveränen Macht getreten (ebd.).

Indem sich dieser Machttechnologie der Disziplinierung im 19. Jahrhundert die „Regulierungstechnologie“ der Bio-Macht hinzufüge, werde der Rassismus als „grundlegender Mechanismus der Macht“ in modernen Gesellschaften „in die Mechanismen des Staates eingefügt“ (Foucault 1992b [1976]: 55). Dabei sei die Funktion des Rassismus erstens die Fragmentierung, die Einführung von Zäsuren in ein biologisches Kontinuum. Zweitens funktioniere die Tötungsfunktion des Staates „nach dem Modus der Bio-Macht“ über den Rassismus: „Der Tod des anderen, der Tod der schlechten Rasse (oder des Degenerierten oder des Anomalen) wird das Leben im allgemeinen gesünder und reiner machen“ (ebd.: 56). Foucault nennt Verfahren, die mit dem Ende des 18.

Jahrhunderts in Form von demographischen Untersuchungen, statistischen Messungen, Geburtenkontrolle, Kampagnen zur Lehre der Hygiene und Medikalisierung der Gesellschaft als Instrumente der Bio-Macht auftreten (ebd.: 53).

Im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg war die Dominanz Weißer US-AmerikanerInnen und der damit einhergehende Anspruch auf Überlegenheit fragwürdig geworden, nicht zuletzt aufgrund der Armeezugehörigkeit von AfroamerikanerInnen und Indigenen während des Kriegs. Ihre Forderung nach Gleichberechtigung und die Auseinandersetzung über gültige Normen wurde dabei im Namen der Nation geführt, wie nachfolgend zu zeigen sein wird. Auch von anderer Seite erfolgte eine Problematisierung der Nation, insofern die Ausschüsse und Behörden („Committee for National Morale", „Office of War Information" und „Office of Strategic Services"), die zur Untersuchung des sogenannten Nationalcharakters von der Regierung eingesetzt worden waren, nach Meads Beschreibung, auch die Zielsetzung hatten, „national morale" herzustellen (1961: 17). Dass Erikson, der dem „Committee for National Morale" angehörte, im gleichen Zeitraum an der Untersuchung der sozialen Praktiken von Indigenen eine Theorie über die Bildung kollektiver Identität im Allgemeinen entwickelte, ist demnach nicht alleine darin begründet, dass es sich dabei um ein besonders geeignetes Objekt der Untersuchung handelte, wie er argumentierte. Vielmehr geht es auch um die Herstellung einer allgemeinen Norm und die Unterwerfung derjenigen, die mit ihren Anforderungen nicht übereinstimmen.

In den 1950er Jahren bestand die Politik gegenüber Indigenen in der Beendigung von speziellen Bundesprogrammen („termination policy"), mit der Zielsetzung, die Assimilation von Indigenen in die Mehrheitsgesellschaft zu befördern. In diesem Sinne ist auch das „Relocation Program" aus dieser Zeit zu verstehen, mit dem Indigene zur Migration in städtische Gegenden ermuntert wurden (Prescott 2003: 227). Diese Politik unterschied sich von der bis in die 1930er Jahre üblichen Politik der „coercive assimilation" (Segrue 2003: 235). In diesem Zusammenhang lassen sich die „national-character studies" als Verschiebung auch in Bezug zu Foucaults Beschreibung des „Staatsrassismus" durch Biopolitik analysieren.

Der „Rassismus als grundlegender Mechanismus der Macht […] in modernen Gesellschaften" hat in Foucaults Darstellung die Funktion, einen „Einschnitt zwischen dem, was leben muß und dem, was sterben muß" einzuführen (Foucault 1992b [1976]: 55). Es wird auf diese Weise eine biologische Beziehung hergestellt. Die Anderen, „die es zu beseitigen gilt", seien „externe oder interne Gefahren in bezug auf die Bevölkerung und für die Bevölkerung" (ebd.: 56). Links Theorie des Norma-

lismus macht in den 1950er Jahren eine zunehmende Verbreitung des dynamischen, flexibilisierten Normalismus aus, für die er in den Vereinigten Staaten beispielhaft die Kinsey-Reports anführt (1997: 27). Das „Kern-Dispositiv" des Normalismus, die „homöostatische Vorstellung", basiert auf „Homogenisierung, Kontinuierung und Eindimensionalisierung" (ebd.: 342). Normalisierung als „Ein-Stellung […] einer Normalitäts-Zone auf einem Kontinuum" (ebd.: 77) wird durch die zwei einander ergänzenden normalistischen Taktiken bewirkt, die protonormalistische und die flexibel-normalistische Strategie. Wenn (spätestens) seit den 1950er Jahren in den westlichen Industrienationen eine Zunahme der zweiten Strategie stattfindet, so Links Analyse, dann wird die Normalitätszone immer stärker ausgeweitet. Die flexibel-normalistische Strategie bedeutet Inklusion der Anderen, indem die Grenzen der Normalität immer weiter gedehnt werden. Im Normalismus ist Normativität durch Normalität überdeterminiert, sie legt sich als neue Ebene der Normativität zugrunde und bereitet ihre Normalisierung vor (Link 1997: 344). Auf diese Weise wird eine spezifische Form von Grenze hervorgebracht: nicht ausschließlich exkludierend, sondern gewissermaßen eine Vereinbarkeit von Inklusion und Exklusion, indem die zweite durch die erste überlagert wird.

Die Definition der Nation durch Rassenkonstruktionen in Eriksons Identitätstheorie lässt sich im Sinne der spezifisch normalistischen Form der Grenzziehung analysieren. Es geht nicht mehr ausschließlich um Exklusion, sondern um *Inklusion* und die Schaffung von *Hierarchiedifferenzen als quantitativen Differenzen in einer homogenisierten Normalitätszone*. In den „National-character studies" als wissenschaftlichem Feld, institutionalisiert in Form von Kommissionen, die direkt von der Bundesregierung eingesetzt worden waren, wurde demnach auch ein Beitrag zu einer Norm der Regulierung erbracht: die Definition des nationalen „Charakters" durch Weiße Normativität bezieht sich auf die Bevölkerung. Allerdings handelt es sich um Regulierung nicht durch Exklusion, sondern durch die Begründung von Hierarchiedifferenzen als inkludierten Differenzen auf einem Spektrum der Normalität.

Der Entwurf der Figur einer „schlechten Identität" als konstitutiv für die Entwicklung von Identität allgemein kann als Bestandteil einer Konzeption von Identität als „gesundem" und „reinem Leben" verstanden werden. Die Bedeutungsgebung von „Ich-Identität" im Sinne von „Leben", lässt sich so als Funktion einer Machttechnologie der Regulierung verstehen: „Ich-Identität" ist als „vital" konzipiert aufgrund der Klassifizierung einer Figur der „schlechten Identität". Dabei zielt diese Konzeption von Ich-Identität als Einheit – d. h. die Synthese von individueller und kollektiver Identität – auf die Einheit einer spezifischen gesell-

schaftspolitischen Formation als eine nationale Einheit: bei der diskursiven Herstellung als US-amerikanische Nation in den 1950er Jahren fungiert Eriksons Identitätstheorie als Regulierungstechnologie, indem bestimmte gesellschaftliche Gruppen in die Figur der „schlechten Identität" eingeschlossen werden. Was hier als allgemeiner psychischer Prozess erscheint – die Ausbildung von Identität – ist die Installierung von bestimmten Normen – des „Weißseins" und der „Männlichkeit" – als Voraussetzung für die Ausbildung einer „positiven" Identität: „positive" Identität als „weiß" und „männlich" wird zur allgemeingültigen Norm erhoben.

Hierarchische Strukturierung

Die Erziehungspraktiken der Sioux und Yurok symbolisieren in Eriksons Text die Konzeptionen von „individual ego" und „group-ego", indem sie, als „primitive society" und als „homogeneous group" klassifiziert, dem „weißen" Mann Erikson als Lehrbeispiel dienen:

„The treatment of children and other manifestations of a primitive culture evolve from an increasing synthetic tendency in the *group-ego*, situated as it is in its constituent *individual egos*. This tendency can be demonstrated somewhat more clearly in primitive societies because they represent condensed and homogeneous ways of dealing directly with one segment of nature. As we shall see later, the synthetic cultural tendency becomes less transparent where (1) tradition, i.e. previous syntheses, become complicated ‚environment' that resists resynthesis; (2) the means of production as a whole lose their concreteness to the individual, and only segments of the economic system are immediate enough to permit practical and magic adaption; (3) where consequently antagonistic social entities are created within the total group – with some entities in their particular segment bent on making other entities subservient to their syntheses. For a member of such a complicated society it is, therefore, instructive to see how a homogeneous group like the American Indian tribes dealt with human existence." (Ebd.: 330)

Indigene soziale Praktiken repräsentieren die Konzepte von „group-ego" und „individual ego" in ihrer idealen Form *für* den Forscher, der sich auf diese Weise als Mitglied einer „komplizierten Gesellschaft" entwerfen und verstehen kann. Wenn die indigenen Gesellschaften „individual ego" und group-ego" *darstellen*, können sie diese auch *haben*? Oder *hat* sie der Forscher, gerade aufgrund seiner Differenz zu den indigenen Gruppen? Woraus sich wiederum schließen ließe, dass die indigenen Gruppen sie per definitionem *nicht haben* können. Diese Darstellung lehnt sich an Lacans Definition des Verhältnisses von Männern und Frauen zum Phallus an. Demnach wird Geschlechterdifferenz dadurch

hergestellt, dass Männer den Phallus haben und Frauen der Phallus sind. Entsprechend dieser Differenz besetzen Männer einen Subjektstatus – im Unterschied zu Frauen.[56] Unabhängig davon, ob man dieser Definition und den Prämissen, auf denen sie beruht, zustimmt, lässt sich für Eriksons Text festhalten, dass die Yurok und Sioux Objekte von Bemühungen um „Re-Edukation" sind, und dass Erikson als Motivation für seine Untersuchungen angibt, einen Beitrag dazu zu leisten: „[...] throw further light on present-day difficulties of reeducation among the Sioux, and for the Yurok, to interpret some of the compulsive weirdness of their ancient tradition" (ebd.: 319 f.).

Dass die Tradition der Yurok mit den Attributen „compulsive weirdness" bedacht wird, während der Forscher das „Licht" der Aufklärung mit sich bringt, markiert bereits am Anfang des Textes die zwei Positionen, die im weiteren Verlauf entfaltet werden sollen. Es sind die Position des Forschers und die Position der Indigenen. Diese ist dadurch bestimmt, dass ihre sozialen Praktiken untersucht werden sowie dass sie einer sogenannten Re-Edukation ausgesetzt sind. Wenn es so wäre, dass die Yurok und die Sioux, deren soziale Praktiken Inhalt dieser Erörterungen Eriksons sind, so etwas wie „individual ego" und „group-ego" hätten: warum müssten sie dann einer „Re-Edukation" unterworfen werden? Haben sie nicht die „richtige" Form von „individual ego" und „group-ego"? In Eriksons Darstellung stehen diese Praktiken für eine stärker „synthetisierende Tendenz" im Unterschied zur „komplizierten Gesellschaft" des Forschers. Sie *sind* „individual ego" und „group-ego", sie *sind klassifiziert* als „Yurok character" oder „Sioux personality", aber sie *haben* kein „group-ego" und „individual ego". Dies scheint einer „American identity", die als „weiß" bestimmt ist, vorbehalten zu sein. Aus diesem Grund müssen die indigenen Gruppen einer „Re-Edukation" unterworfen werden.

Mit dieser Darstellung definiert Erikson zwei Positionen und die Norm, die diese bestimmen. Es ist dies die Position des Forschers als „weiß", „zivilisiert", Mitglied einer „komplizierten" Gesellschaftsformation, und die Position der untersuchten indigenen Gesellschaften, die als *Repräsentationen* von Konzeptionen von „group-ego" und „individual ego" figurieren. Diese Position ist als „indianisch" und „primitiv" definiert und steht für eine „homogene" Gesellschaftsformation. Aufgrund dieser Zuschreibungen werden sie als Objekte bestimmt, die einer sogenannten Re-Edukation unterworfen werden müssen. Die Norm, die für eine solche „Re-Edukation" leitend ist, ist mit der Position des Forschers definiert: eine Norm, die die „komplizierte" Gesellschaftsformation und

56 Vgl. z. B. Lacan, Schriften II: 130 ff.

„Zivilisation“ nicht nur beschreibt, sondern herstellt, und die zudem als eine Norm des „Weißseins“ auftritt. Eriksons Text über die Ausbildung von „group-ego“ und „individual ego“ ist demnach ein Schauplatz für die Problematisierung bestimmter Normen. Denn was als Norm definiert wird, ist auch angefochten von der Position, die hier als „indianisch“, „primitiv“ und „homogene“ Gesellschaftsformation bestimmt ist. Die Rede über „group-ego“ und „individual ego“ funktioniert als Rede über ein Fehlen von, bzw. eine verfehlte Ausbildung von „group-ego“ und „individual ego“ sowie eine Problematisierungsweise derjenigen Norm, die sie herstellt.

Die Objekte, an denen die Identitätstheorie Eriksons entwickelt wird, bzw. auf die sie angewendet wird, geben Aufschluss darüber, welche gesellschaftlichen Gruppen außerhalb der problematisierten Norm ausgemacht werden und ihr unterworfen werden sollen. Eine Aufzählung gesellschaftlicher „Krisengebiete“ liefert das Inhaltsverzeichnis des 1968 erstmals veröffentlichten Buches *Identity. Youth and Crisis.* Anschließend an die theoretischen Ausführungen zur Konzeption des Identitätsbegriffs, den Entwicklungsstufen und Identitätsmodellen stehen Kapitel, die sich mit folgenden Exempeln befassen: „Toward Contemporary Issues: Youth“; „Womanhood and the Inner Space“, „Race and the Wider Identity“. Neben Jugend und indigenen Gesellschaften werden Konzeptionen von „Weiblichkeit“ und von „race“ problematisiert, bzw. die Normen, unter die sie zu bringen sind.

Die Problematisierungsweise von Normen fungiert darüber hinaus als Platzanweiser sozialer Positionen. Es handelt sich bei den so bestimmten Positionen um Differenzen, die entsprechend einer Figur von konzentrischen Kreisen beschrieben werden können, insofern eine spezifische Norm oder ein Komplex von Normen in ihrem Zentrum Positionen bestimmt, die mit diesen Normen am stärksten identisch sind, sowie Positionen, die durch ein Distanzverhältnis zu diesem Zentrum definiert sind. Diese Figur veranschaulicht Prinzipien der hier rekonsturierten Theorien des Selbst und der Identität: Universalismus, der durch ein expansives Moment – die Aussicht auf eine sukzessive Unterordnung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen unter bestimmte Normen sowie Integration in bestimmte Rechte – und durch ein evolutionäres Moment gekennzeichnet ist. Wenn diese Figur eines Zentrums mit konzentrischen Kreisen das Machtverhältnis, das die Norm als Form der Macht begründet, im Sinne einer horizontalen Ausdehnung veranschaulicht, dann aufgrund der Prinzipien des expansiven Moments und des evolutionären Moments. Diese Prinzipien, die sowohl dem universalistischen Prinzip als auch der Entwicklungslogik der hier rekonstruierten

Theorien von Identität und des Selbst zugrunde liegen,[57] implizieren ein horizontales Machtverhältnis: prinzipiell streben aufgrund dieser Entwicklungslogik alle konzentrisch angeordneten Kreise dem Zentrum zu. Die Verortung im Zentrum oder am Rand erscheint als Entwicklungsunterschied, der prinzipiell überwunden werden kann. Die Aufzählung derjenigen, die den Anforderungen einer Norm nicht (ganz) entsprechen, zeigt allerdings, dass es sich bei den Positionen, die aufgrund eines Distanzverhältnisses zum Zentrum bestimmt sind – Jugend, Indigene, Frauen[58] und AfroamerikanerInnen – um Positionen handelt, die im sozialen Raum auch auf einer Vertikalen angeordnet sind. D. h. es handelt sich um strukturelle Differenzen, die nicht auf einen Entwicklungsunterschied reduzierbar sind, sondern hierarchisch strukturierte soziale Positionen im sozialen Raum ausmachen. Die Problematisierung gesellschaftlicher Normen in Eriksons Identitätstheorie hat den Effekt, soziale Positionen und die strukturellen Differenzen, die sie bedingen, zu (re-) produzieren. Als *normierende Wirkung* kann demzufolge die Bestimmung einer Norm sowie von Objekten, die dieser unterworfen werden sollen, beschrieben werden. Sie stellt sich über ein horizontales Machtverhältnis her, das soziale Positionen aufgrund einer Entwicklungslogik als Distanzverhältnis zwischen einem Zentrum und seinen Rändern definiert. Als normierende Wirkung gilt zudem der Effekt, strukturelle Differenzen als vertikale Machtdifferenzen zu (re-)produzieren, während diese als solche von einem horizontalen Machtverhältnis verdeckt sind.

Mit Link kann das, was hier als normierende Wirkung in der Rede von Identität bestimmt wurde, als Funktionsweise des Normalismus analysiert werden. In Links Konzept überdeterminiert Normalität im Sinne einer „eindimensionale[n] graduierte[n] Ebene", die eine „Ebene der *Zweitkodierung*, des *Vergleichs*, der *Kontrolle* und der *Signalisierung*" ist, Normativität, die „das Verhalten binär nach der Unterscheidung ‚Recht/Unrecht'" teile (1999b [1997]: 344; Hervorhebung i. O.).

„Der Normalismus suggeriert dadurch immer schon Möglichkeiten *homöostatischer Adjustierung*. Darin erweist sich die strukturelle Dominanz der neuen, *parallel* neben die alte gelegten Ebene: Die neue Ebene *überdeterminiert* die alte, indem sie ihr Eindimensionalität, Homogenität, Kontinuität *unterlegt* und damit ihre Normalisierung vorbereitet. Während die Normalität also zuerst als die parallele, *parasitäre* Zusatzebene etabliert wird, kehrt sich das Verhältnis dadurch um: Nun erscheinen die anderen Ebenen als noch nicht normalisiert und daher normalisierungsbedürftig." (Ebd.: 344; Hervorhebung i. O.)

57 Vgl. 4.3.3.

58 Mit der Gruppe der „Frauen" sind bei Erikson in der Regel „weiße" angloamerikanische Frauen gemeint.

Allerdings muss Normativität als jene Form der Macht, die die hierarchische Strukturierung sozialer AkteurInnen bewirkt, insofern erweitert werden, als sie sich nicht ausschließlich auf Verhaltensanforderungen bezieht. In der Rede von Identität werden Normen hervorgebracht, die sich auf Personenkategorien beziehen. In dem vorangehenden Beispiel wird die Konzeption von normaler Identität u. a. durch Weiße Normativität definiert. Diese bewirkt die hierarchische Strukturierung sozialer AkteurInnen aufgrund von Rassenkonstruktionen. Normalismus bewirkt dann die ambivalente Funktionsweise der Rede von Identität. In der Form der eindimensionalen Ebene der Normalität wird ein horizontales Machtverhältnis suggeriert, während ein vertikales Machtverhältnis reproduziert wird. Dabei funktioniert Normalismus über die Verdeckung dieser noch nicht normalisierten „Ebene". Es erscheint als Entwicklungsunterschied, was eine strukturelle Differenz ist, in diesem Fall: die hierarchische Strukturierung sozialer AkteurInnen aufgrund von Rassenkonstruktionen wird als Unterschied in der Identitätsentwicklung produziert. Link betont, dass es sich dabei nicht nur um ein Verfahren auf der Erkenntnisebene handle, sondern es sei „operational" (ebd.).

Was bedeutet es für die Möglichkeit einer „Re-Edukation", der „Re-Identifizierung", wie es an anderer Stelle heißt, der „Integration" etwa von AfroamerikanerInnen unter eine Norm der „amerikanischen Identität", wenn diese als „weiß" bestimmt ist? Einerseits impliziert das Entwicklungstheorem die Möglichkeit einer Entwicklung hin zu einer „amerikanischen Identität". Andererseits besetzen AfroamerikanerInnen die Figur der negativen Identität *für* „weiße" AmerikanerInnen. Eine Erfüllung dieser Norm ist insofern gar nicht möglich, da es keinen Zugang zu einer durch Rassenkonstruktionen strukturierten positiven Identität gibt: „The Negro, of course, is only the most flagrant case of an American minority which by the pressure of tradition and the limitation of opportunity is forced to identify with its own evil identity fragments, thus jeopardizing whatever participation in an American identity it may have earned" (1950: 244).

In Eriksons Darstellung besetzen Afroamerikaner[59] in einer weiteren Hinsicht einen negativen Pol zum „amerikanischen Charakter", der für

59 Ich verwende in der Regel die männlichen Bezeichnungen „Afroamerikaner" bzw. „Amerikaner", da diese Figuren in Eriksons Text männlich definiert sind. „Afroamerikanerinnen" und „weiße Amerikanerinnen" besetzen bei Erikson eine Mutterrolle, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Afroamerikanerinnen repräsentieren eine überbeschützende Mutter, die eine „oralisch-sensorische [...] Sklavenidentität" ihrer (männlich konnotierten) Kinder aufbauen helfe (Erikson 1950: 241). Die „amerikanische Frau" wird als „weiße Mutter" hergestellt, indem sie in einer längeren Abhandlung über die Rolle der „Mom" von den „Müttern der Sioux und Yu-

Initiative und Autonomie stehe (ebd.: 245). Afroamerikaner repräsentieren demgegenüber eine „abhängige“ und „unterwürfige“ Identität. Erikson führt die Ausbildung dieser „Sklavenidentität“ (ebd.: 242) einerseits auf die Erziehung durch überbeschützende Mütter und andererseits auf Ausbeutung zurück. Trotz dieser kritischen Beurteilung erfüllt die „Sklavenidentität“ als unterwürfige Identität in Eriksons Identitätstheorie die Funktion einer „negativen Identität“, die einer „amerikanischen Identität“ entgegengesetzt ist. Die Beschreibung der „amerikanischen Identität“ als „identity of autonomy and initiative, the identity of *him* who is ‚going places and doing things‘“ (ebd.: 304; Hervorhebung I. J.) ist die Beschreibung einer männlichen Identität. Sie wird veranschaulicht durch eine folkloristische Erzählung von John Henry, einer afroamerikanischen Figur aus einer Erzählung eines US-amerikanischen Gründungsmythos (ebd.: 297 ff.). John Henry wird als Beispiel gewählt, da er Autonomie und Aufbruchsbereitschaft von Geburt an verkörpere. Wenn John Henry auch „amerikanische Identität“ repräsentiert, so ist der afroamerikanische Mann doch per definitionem von dieser ausgeschlossen, da er ihr Negativ darstellt. John Henry repräsentiert in Eriksons Darstellung gleichzeitig den Ursprung und die überwundene Tradition:

„Because John Henry was born after the dogs had been fed, he jumped on his feet before he had his first meal. In view of the continent before him, and of the tasks required of him, his first hours in this world were meaningful, although admittedly extreme. But what will John Henry do in a double-breasted business suit? What will happen to his ‚wire guts‘ when he must serve machines and finds himself caught in the impersonal machinery of modern life?“ (Ebd.: 306)

Es ist gerade die Untauglichkeit im modernen Alltag, die die Funktion einer Repräsentationsfigur kennzeichnet. „American identity“ wird als modern entworfen: Sie steht für die Komplexität gesellschaftlicher Praktiken und der Vorstellungswelten sowie für technologischen Fortschritt, indem sie sich, wie dargestellt, von den gesellschaftlichen Praktiken der Sioux und Yurok unterscheidet, die für „synthetisierende Tendenzen“ in der kollektiven Identitätsbildung, für eine „homogenere“ gesellschaftliche Formation stehen.

rok“ unterschieden wird (ebd.: 292). Anders als die Darstellung der afroamerikanischen Mutter beinhaltet die Beschreibung der „weißen“ Mutter den Prototyp einer „angelsächsischen Frau“, die für eine „self-made personality“ steht und ein puritanisches Ideal verkörpert. Sie erziehe ihre Söhne zu Enthaltsamkeit und bereite sie auf die Erfordernisse eines Siedlers vor (ebd.). D. h. wenn Erikson von Frauen spricht, geht es um die Mutterfigur. Im allgemeinen Begriff „Amerikaner“ sind Frauen nicht enthalten.

Eriksons Identitätstheorie kann als Beispiel für die Reproduktion von Normen genommen werden. In der Rede von Identität wird z. B. Weiße Normativität hervorgebracht, indem jene sozialen AkteurInnen als „nicht-weiß" markiert werden, die den Anforderungen Weißer Normativität nicht oder nicht ganz entsprechen. Die Norm als Form der Macht stellt Machtverhältnisse her. Ihre disziplinierende Wirkung auf soziale AkteurInnen besteht darin, zu vereinheitlichen, indem sie hierarchisch strukturiert. Die Rede von Identität bezieht sich auf diejenigen sozialen AkteurInnen, die im gleichen Zeitraum im Zuge der Herausbildung wissenschaftlicher Felder zu Personenkategorien zusammengefasst werden. Dabei betreffen die Normen, die in der Rede von Identität hervorgebracht werden, den Körper, d. h. das Aussehen, die Gewohnheiten, soziale Praktiken und die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit. Eriksons Theorie der Identität wird am Beispiel jener entwickelt, die Identität *repräsentieren,* ohne sie zu *haben.* Aus diesem Grund müssen sie unter diese Normen gebracht werden. Für diejenigen, die der Norm entsprechen, folgt daraus, dass sie Identität *haben*, ohne Identität zu sein. „Weiß" zu sein, „männlich" zu sein, bedeutet demnach, Nicht-Differenz zu sein, das Allgemeine. Umgekehrt bedeutet Identität zu *sein*, differenziert, markiert zu sein *für* diejenigen, die auf diese Weise Identität *haben.*

Kontinuität – Diskontinuität

In der Rede von Identität wird auch eine Norm der Eindeutigkeit hervorgebracht, wie an den sexualwissenschaftlichen Texte herausgearbeitet wurde: als abweichend von dieser Norm wurden sich verändernde und veränderbare Identifizierungen als „männlich" oder „weiblich" („Identitätswechsel") sowie Inkongruenz und „Widersprüche" zwischen biologischem Geschlecht, Geschlechtsrolle und Sexualität definiert. Diese Definition von eindeutiger ‚Männlichkeit' und ‚Weiblichkeit' korrespondiert Eriksons Konzeption von Identität, die als eine Entwicklung einer kohärenten und kontinuierlichen Identität als heterosexueller ‚Mann' und als heterosexuelle ‚Frau' definiert ist. Judith Butler hat eine derartige Konzeption als „Matrix der Intelligibilität" eines heterosexuellen Systems beschrieben, die sich durch die Kohärenz und Konstanz von biologischem und sozialkulturellem Geschlecht, Begehren und sexuellen Praktiken herstelle (Butler 1991 [1990]: 37 ff.).

In einer weiteren Hinsicht wird eine Norm der Kohärenz und Kontinuität als Voraussetzung für die Ausbildung von Identität zugrunde gelegt. Wenn die Norm der Eindeutigkeit das personale Identitätsmodell strukturiert, indem sie durch die Norm der Zweigeschlechtlichkeit und die Norm der Heterosexualität hergestellt wird, so lässt sich für das

Modell kollektiver Identität feststellen, dass eine Norm der Eindeutigkeit sich zudem über Weiße Normativität herstellt – jedenfalls in westlichen Industrienationen. Eriksons Definition von Identität als Synthese zwischen individueller und kollektiver Identität bringt es mit sich, dass alles, was diese Synthese stört oder verhindert, als Abweichung von der Norm definiert wird. So wird als problematisch erachtet, was die Eindeutigkeit der Identifizierungen stört. Problematisiert werden Diskontinuitäten der Identifizierungen im Prozess der Ausbildung von Identität, die im Rahmen von Eriksons Identitätstheorie als Entwicklungsstörungen bestimmt werden. „Weiß" korrespondiert in dieser Theorie der „Synthese", d. h. jenem Prozess, der die Ausbildung von Identität in der Ich-Identität kennzeichnet. „Schwarz" dagegen korrespondiert „Diskontinuitäten" und „Krise".

So analysiert Erikson in dem Aufsatz „A memorandum on Identitiy and Negro Youth" von 1964 eine Diskontinuität der Identifizierungen als problematisch für die Entwicklung von Identität. Dieser Text stellt ein Resümee anderer grundlegender Texte Eriksons dar mit der Zielsetzung, die Theorie der Identität auf die afroamerikanische Jugend zu beziehen.[60] Auf diese Weise werden Konflikte, auf die im Rahmen der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung aufmerksam gemacht wurde, im Sinne einer unvollständigen Identität definiert: „aggravated identity confusion", so die Problemdefinition Eriksons (1964: 29). In Eriksons Identitätstheorie ist das die „Krise" in der Adoleszenz, d. h. eine entscheidende Phase, in der Identität ausgebildet wird oder Identitätsverlust die Folge ist (Erikson 1966: 160). Für die Identitätstheorie Eriksons stellt die Markierung der „Negro Youth" als „Krise", bzw. als „Identitätsverweigerung" den Gegenpol dar, der den Begriff der Identität als „Notwendigkeit" und als „Leben" bestimmt.[61]

Dabei hat die Darstellung eines afroamerikanischen Mädchens als Beispiel für „Identitätsverweigerung" die Funktion, eine Norm der Kohärenz und Kontinuität für den Prozess der Identitätsbildung festzulegen, indem sie als negatives Beispiel angeführt wird:

„A four-year old Negro girl in the Arsenal Nursery School in Pittsburgh used to stand in front of a mirror and scrub her skin with soap. When gently diverted from this she began to scrub the mirror. Finally, when induced to paint

60 Erikson bezieht in diesem Aufsatz Inhalte u. a. aus *Childhood and Society* (1950), *Identity and the Life Cycle* (1959) ein, z. T. in Form von längeren Passagen, die daraus zitiert werden (vgl. Erikson 1964: 29, Fn.).

61 „Indeed, in the social jungle of human existence, there is no feeling of being alive without a sense of ego identity. Or else, there may be total self-abnegation (in more or less malignant forms)" (Erikson 1964: 32).

instead, she first angrily filled sheets of paper with the colors brown and black. But then she brought to the teacher what she called ‚a really good picture'. The teacher first could see only a white sheet, until she looked closer and saw that the little girl had covered every inch of the white sheet with white paint. This playful episode of total self-eradication occured and could only occur in a ‚desegregated' school: it illustrates the extent to which infantile drive control (cleanliness) and social self-esteem (color) are associated in childhood. But it also points to the extent of the crime which is perpetrated wherever, in the service of seemingly civilized values, groups of people are made to feel so inexorably ‚different' that legal desegregation can only be the beginning of a long and painful inner reidentification.
Such crises come when their parents and teachers, losing trust in themselves and using sudden correctives in order to approach the vague but pervasive Anglo-Saxon ideal, create violent discontinuities; or where, indeed, the children themselves learn to disavow their sensual and overprotective mothers as temptations and a hindrance to the formation of a more ‚American' personality." (Erikson 1964: 32)

Die Bildung von Identität ist hier als lineare Entwicklung zu einer nationalen Identität entworfen, eine Konzeption, in der Diskontinuitäten als problematisch gelten. Für afroamerikanische Kinder und Jugendliche wird als problematisch erachtet, dass sie sich mit Diskontinuitäten der Identifzierungen konfrontiert sehen, so Erikson. Demnach ist es der Wechsel zwischen Identifizierungen, etwa von „überbeschützenden Müttern" hin zum „angelsächsischen Ideal", was zu Problemen wie „Selbstauslöschung" oder „Selbst-Verweigerung" führe, d. h. zu einer Form des Verlusts von Identität. In dieser Konzeption wird der Besuch einer „desegregated school" zum Faktor, der „Identitätsleugnung" zur Folge hat, da er für afroamerikanische Kinder einen Wechsel der kollektiven Identifizierungen von der afroamerikanischen Familie oder community zu einer „amerikanischen Persönlichkeit" erfordere.

Die Darstellung des vierjährigen afroamerikanischen Mädchens dient der Diskursivierung Weißer Normativität. Es wird eine Szene geschildert, in der ein vierjähriges Mädchen offensichtlich Rassenkonstruktionen mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln thematisiert. Sie zeigt, welche Gewalt die Durchsetzung Weißer Normativität erfordert. Diese Darstellung dient Erikson nun aber nicht dazu, diese Norm in ihrer Gewaltförmigkeit darzustellen, sondern frappierenderweise wird die Einführung von „desegregated schools" problematisiert und die Notwendigkeit einer „Reidentifizierung" von Afroamerikanerinnen behauptet. „Reidentifizieren" müssen sich AfroamerikanerInnen, so wie die indigenen Yurok und Sioux sich einer „Re-Edukation" unterwerfen müssen. „Re-Edukation" und „Reidentifizierung" bedeutet Erziehung

bzw. Identifizierung im Erwachsenenalter. Indem sie bestimmten sozialen Gruppen zur Aufgabe gemacht wird, wird auch ein Machtverhältnis definiert, das sich aus dem Distanzverhältnis zu vorherrschenden sozialen Normen ableitet. An dieser Stelle wird außerdem eine Norm der Kontinuität und der Eindeutigkeit von Identifizierungen für das Gelingen von Identitätsentwicklung aufgestellt. Eriksons Identitätstheorie wird auf diese Weise zu einer Problematisierungsweise von Gesellschaftsformationen als homogenen Zusammenhängen. Sie sind Voraussetzung und Wirkung der Identitätsentwicklung.

In Eriksons Theorie der Identität repräsentieren AfroamerikanerInnen Diskontinuität, indem sie für „negative Identität" und für „Identitätskrise" sowohl im Modell personaler Identität als auch im Modell kollektiver Identität stehen. „Identitätskrise" ist Eriksons Definition für die „Revolution" der Identifizierungen, die in der Identitätsbildung von AfroamerikanerInnen ein notwendiger Entwicklungsschritt sei (Erikson 1966: 160). Die Konflikte in der rassistisch segregierten Gesellschaft, die im Rahmen der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung politisiert wurden, sowie die politischen Aktivitäten und Aufstände, die sie begleiteten, werden auf diese Weise als „Identitätskrise" definiert. „Identitätskrise" bezieht sich dabei sowohl auf die Entwicklung der afroamerikanischen community als auch auf die national bestimmte Gesellschaft. Einerseits werden die politischen Aktivitäten der Bürgerrechtsbewegung vereinnahmt: „an unescapable turning point", schreibt Erikson (1966: 160), an dem eine „gesunde Gesellschaft" sich verwirkliche. Andererseits erfolgt die Definition von AfroamerikanerInnen und ihren kollektiven Zusammenhängen als unterentwickelt oder nicht vollständig entwickelt, die deswegen überwunden werden müssen in einer Entwicklung hin zu einem vollständigen – „komplizierteren" – nationalen Zusammenhang.

Diese Ausführungen stehen allerdings im Widerspruch zu der Erörterung der indigenen Erziehungspraktiken. US-amerikanischer Nationalcharakter wurde in jenem Text gerade durch die Fähigkeit definiert, „mit Diskontinuitäten fertig zu werden"[62] – eine Bestimmung des US-amerikanischen „national character" als dynamisch durch die Unterscheidung von sozialen Praktiken der Sioux und Yurok als statisch. Demgegenüber wird es in der Beschreibung von AfroamerikanerInnen zum Grund für das Verfehlen von Identität, Diskontinuitäten ausgesetzt zu sein. Was den „Weißen" Zeichen eines US-amerikanischen „Charakters" ist, wird für AfroamerikanerInnen zum Hinderungsgrund für die

62 „[...] prepared for and willing to tackle discontinuities" (Erikson 1945: 348).

Ausbildung von Identität an sich: was die einen auszeichnet, kennzeichnet die anderen als Problemfall. Dieser Widerspruch verweist auf Weiße Normativität, die in dem einen wie in dem anderen Fall die Definition eines normativen Identitätsbegriffs organisiert. Sie begründet hier wie dort die Überlegenheit Weißer. Kontinuität und Kohärenz ist demnach nicht eine psychologische oder soziale Voraussetzung für die Identitätsentwicklung. Vielmehr bewirkt die Problematisierung von Kontinuität und Kohärenz in der Rede von Identität eine hierarchische Strukturierung. Sie verweist auf eine Regel in der Rede von Identität: hierarchisch zu strukturieren entsprechend von allgemein anerkannten Normen.

In dieser Hinsicht ist die Prognose einer zukünftigen „Negro identity" aufschlussreich.

„On the other hand, there are certain strengths in the Negro which have evolved out of or at least along with his very submission. Such a statement will, I trust, not be misunderstood as an argument for continued submission. What I have in mind are strengths which one would hope for the sake of *all of us*, could remain part of a future Negro identity. Here I have in mind such a traditional phenomenon as the power of the Negro mother. [...]
Above all, they [the mothers; I. J.] provided the only super-identity which was left open after the enslavement of the men, namely, that of the mother who will nurture a human infant irrespective of his parentage. It is well known how many poor little rich and white gentlemen benefited from the extended fervor of the Negro women who nursed them as Southern mammies, as creole das, or as Brazilian babas. [...] One may, however, see at the root of this maternalism a grandiose gesture of human adaption which has given the area of the Caribean (now searching for a political and economic pattern to do justice to its cultural unity) both the promise of a positive (female) identity and the threat of a negative (male) one: for here, the fact that identity depended on the procreative worth of being born, has undoubtedly weakened the striving for becoming somebody by individual effort." (Erikson 1964: 37-39; Hervorhebung I. J.)

In Eriksons Überlegungen wird eine afroamerikanische Identität von der Darstellung der „Negro mother" abgeleitet. Es sei die afroamerikanische Mutter, welche die einzige verbleibende „super-identity" zur Verfügung stelle.[63] „Super-identity", als Abwandlung von „super-ego" (Über-Ich),

63 Es ist historisch falsch, lediglich von Männern auszugehen, die der Sklaverei unterworfen worden seien. Diese Darstellung dient der Herstellung der „Negro mother" als einziger Identifikationsfigur, da sie im Gegensatz zu den unterworfenen Männern eine positive Identifikationsmöglichkeit biete. Tatsächlich ist die „Southern mammie", die Erikson hier als positive Identifikationsfigur aufbaut, auch durch die Sklavenherrschaft entstanden. Sie also als „super-identity" zu entwerfen, dient der Definition der „Negro

kann als Summe von möglichen Identifizierungen und als Repräsentation einer gesellschaftlichen Ordnung in der Identität gelten. Diese Mutterfigur steht für eine Tätigkeit und einen Wert des Nährens, unabhängig von der Herkunft. Sie ist eine Figur, die soziale Grenzen und damit die Macht gesellschaftlicher Strukturierungen zu überwinden vermag. Die Funktion der beschützenden und nährenden Mutter bestimmt sich dabei über den „armen, kleinen, reichen und weißen Mann". Die Figur der Mutter ist definiert als Mutter *für* den „kleinen, weißen Mann", so wie die Figur der „Negro identity" für die Entität „wir". Die Figur der „Negro identity" ist demnach geschlechtlich strukturiert, aber auch durch Klasse strukturiert: sie wird definiert durch die Differenz zum „weißen", reichen Mann. Diese Figur der „Negro identity" ist wiederum aufgeteilt in eine „positive" und in eine „negative Identität". Als „positive Identität" gilt in dieser Theorie eine weibliche Identität, die auf die Identität der Mutter zurückweist, während die männliche als „negativ" gekennzeichnet ist, da sie als nicht produktiv gilt. Diese Aufteilung in „positiv" und „negativ" entsprechend einer Geschlechterdifferenz von „weiblich" und „männlich" verweist wiederum auf die Bestimmtheit der „schwarzen Identität" als eine Funktion der „weißen Identität", d. h. die Definition einer „schwarzen Identität" *für* eine „weiße Identität". Denn als „positiv" definiert ist die Figur der „schwarzen Mutter" für die „weiße" Identität als männliche Identität und folglich eine schwarze männliche Identität als „negativ".

Wen bezeichnet dieses „us", von dem zu Beginn der Passage über „Negro identity" die Rede ist? Inwiefern dienen die Ausführungen über „Negro identity" einer Bestimmung dieses „us"? Dieses „us" wird nicht näher bestimmt in Eriksons Erörterung, da es seine Bedeutung von der Differenz gewinnt, welche die „Negro identity" darstellt. Auch in dieser Beschreibung stellt sich eine kollektive Identität des „us" durch die Differenz der „Negro identity" her, d. h. eine kollektive Identität als „weiß".

Identität und der Status des „autonomen Subjekts"

In dem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" wird mit Eriksons Theorie der Identität eine Definition des „autonomen Subjekts" im Sinne von Identität *haben* gegeben. In der Rede von Identität erfolgt eine hierarchische Strukturierung entsprechend von vorherrschenden gesellschaftlichen Normen. Die Rede von Identität ist nicht für alle gleich. An Eriksons Thematisierungen von Identität lässt sich nach-

identity" als weibliche Identität. Gleichzeitig wird auf diese Weise afroamerikanische Identität als unterworfene Identität (wieder-)hergestellt.

vollziehen, wie ein allgemeiner Begriff von Identität entworfen wird, indem andere sein Fehlen darstellen. So wird Überlegenheit in der Rede von Identität produziert, die in der (weitgehenden) Übereinstimmung mit vorherrschenden gesellschaftlichen Normen begründet ist. Während auf der Schwelle der Epistemologisierung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" die Differenz zwischen Mensch und Tier problematisiert wird, wird mit der Prägung des Identitätsbegriffs die Beschaffenheit von sozialer Ordnung problematisiert, indem die Abweichung von gesellschaftlich vorherrschenden Normen durch die Untersuchung von sozialen Gruppen, die diese repräsentieren, erfolgt. Anhand dieser Untersuchung werden bestimmte Normen aber auch reproduziert. Kontinuität und Kohärenz von Identität wird in der Übereinstimmung mit Normen begründet. So werden Weiße Normativität, Norm der Zweigeschlechtlichkeit, Norm männlicher Überlegenheit und Heteronormativität in der Rede von Identität diskursiv hervorgebracht und als wissenschaftliche Normen begründet.

Die Figur des „autonomen Subjekts" wird mit dem Entwurf des Modells der Identitätsentwicklung in Eriksons Theorie zur messbaren Größe, was in dieser Studie das Erreichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" kennzeichnet. D. h. in Eriksons Konzeption von Identität wird die Herstellung und Aufrechterhaltung von gesellschaftlicher Ordnung diskursiviert, indem gesellschaftliche Normen als messbare Entwicklungsziele definiert werden. Auf welche Weise wird „Autonomie" im Rahmen einer Identitätstheorie hergestellt? Was macht „Autonomie" aus in Eriksons Konzeption von Identität? Identität *haben* war als Nicht-Differenz beschrieben worden, ein Status, der sich herstellt über die Markierung von Indigenen, AfroamerikanerInnen, von Homosexuellen, Bisexuellen und Hermaphroditen als Differenz. Identität *haben* bedeutet darüber hinaus Nicht-Differenz im Sinne von Übereinstimmung mit einer Norm des „Weißseins", der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit. Es ist dieses Verhältnis der Übereinstimmung, welche die Normen, die sie organisieren, unsichtbar macht. Nicht-Differenz als nicht markiert Sein und als Übereinstimmung mit bestimmten Normen begründet einen Status der Identität. Das Identischsein mit bestimmten Normen wiederum macht sie unsichtbar. „Autonomie" erscheint durch die Folge von Übereinstimmung – Unsichtbarkeit – Unabhängigkeit. Der Status eines „autonomen Subjekts" in Eriksons Konzeption von Identität leitet sich demnach von dem Identischsein mit Normen des „Weißseins", Norm männlicher Überlegenheit, der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit ab.

Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit wird der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ durch die Verkoppelung der diskurstragenden Kategorie „Geschlecht“ mit der diskurstragenden Kategorie „Einheit“ organisiert. Entwicklung von Identität ist als Entwicklung einer strikt zweigeschlechtlich definierten Körperlichkeit, zweigeschlechtlich bestimmten Identifizierungen und gegengeschlechtlichem Begehren entworfen. Die diskurstragende Kategorie „Sprache“ wird auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit zu „Normen“ transformiert. Indem die diskurstragende Kategorie „Normen“ verkoppelt ist mit der diskurstragenden Kategorie „Einheit“, wird eine Konzeption von Identität als Übereinstimmung mit den Anforderungen von Normen des „Weißseins“, männlicher Überlegenheit, der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit hergestellt. Identität *haben*, was den Status eines „autonomen Subjekts“ kennzeichnet, ist als Nicht-Differenz entworfen, indem in Eriksons Identitätstheorie Indigene, AfroamerikanerInnen, Homosexuelle, Bisexuelle sowie alle, die nicht einer strikt zweigeschlechtlichen Norm entsprechen, Identität *sind.*

Kennzeichnend für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit ist der Entwurf von Identitätsmodellen durch Erikson im Zusammenhang mit der Prägung von Personenkategorien wie „gender role“, „national character“ und „Jugend“. Diese wurden als wissenschaftliche Begriffe im Zuge der Entstehung wissenschaftlicher Felder zu ihrer Untersuchung definiert, wobei Interdisziplinarität eine Bedingung für ihre Hervorbringung war. Auf diese Weise wurde das Konzept Identität in Spezialdiskursen hervorgebracht. Sie lieferten eine wissenschaftliche Begründung für die „Frage der Identität“, die sich soziale Akteurinnen und soziale Akteure zunehmend zu stellen begannen. Darüber hinaus wurde in diesen wissenschaftlichen Feldern jene wissenschaftlich begründeten Normen als Standard definiert, an denen sich soziale AkteurInnen in ihren Selbstbefragungen ausrichteten. Mit Link kann dies als normalistische Form der Vergesellschaftung analysiert werden, die mit einer spezifischen Form der Grenzziehung und Hierarchisierung einhergeht. In den vorangehenden Analysen wurde herausgearbeitet, wie auf diese Weise sozialstrukturelle Differenzen in Entwicklungsdifferenzen umdefiniert werden.

.

6. Die Infragestellung vorherrschender Normen, oder: Anspruch auf den Status des Menschen

Kennzeichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ ist die Verknüpfung von gesellschaftlichen Normen und Wissenschaftlichkeit, die ihrerseits an Natur rückgebunden werden. Es wird die wissenschaftliche Definition von ‚Natur‘ aufgestellt: eine Natur des Geschlechts und eine Natur der Nation. Die Verknüpfung von Normen, Wissenschaftlichkeit und Natur bestimmt von hier an die Rede von Identität. Autoren wie Frantz Fanon und James Baldwin, der im Kontext der sich formierenden Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten steht, stellen die sozialwissenschaftliche Problematisierung gesellschaftlicher Normen vom Kopf auf die Füße, wenn sie deutlich machen, dass es vorherrschende Normen sind, die die Abwertung von Schwarzen bewirken, indem ihnen eine bestimmte Natur zugeschrieben wird. Im Zusammenhang von Dekolonisation und sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen wird die Machförmigkeit von Normen zum Gegenstand der Auseinandersetzung.

Mit der Thematisierung von Identität wird im Zusammenhang der Bürgerrechtsbewegungen bzw. sozialen Bewegungen in den Vereinigten Staaten und in den antikolonialen Befreiungsbewegungen der Status des Menschen eingefordert und der Anspruch erhoben, seine Definition neu zu bestimmen. Der relativ neue Begriff der Identität wurde von Baldwin – ungefähr zeitgleich mit Eriksons ersten Publikationen, in denen Identität thematisiert wird – u. a. in diesem Sinne gebraucht. Gegen die Zuschreibung einer Natur wird mit der Thematisierung von Identität Definitionsmacht beansprucht. Im Folgenden wird an Texten aus sozialen

Bewegungen in den USA aufgezeigt, auf welche Weise auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ mit der Thematisierung von Identität Wissenschaftlichkeit auch *gegen* die Zuschreibung einer Natur eingesetzt wird.

Dabei ist für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit charakteristisch, dass mit der Konzeption von Identität die Erweiterung der Definition des Menschen in Aussicht gestellt ist: Anders als auf der Schwelle der Epistemologisierung, wo die Differenz zwischen Tier und Mensch eine Voraussetzung für die Konzeption des Selbst ist, indem Frauen, „Primitive“ und Kinder diese Differenz markieren, macht die Schwelle der Wissenschaftlichkeit aus, dass ihre Einbeziehung in die Definition des Menschen impliziert ist. Was auf diese Weise in einem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hergestellt wird, *sind gesellschaftliche Hierarchiedifferenzen als Differenzen im Verhältnis zur Definition des Menschen*. Wenn die Figur des Selbst auf der Schwelle der Epistemologisierung in einer Definition des Menschen aufgrund der Differenz zum Tier begründet ist, so kennzeichnet die Figur der Identität eine Definition des Menschen, die sich auf die Integration dieser Differenzen stützt. Es ist diese Aussicht auf Integration in die Definition des Menschen, die die Problematisierungsweise von Identität bei James Baldwin, Betty Friedan u. a. AutorInnen aus dem Umfeld von Bürgerrechtsbewegung und Frauenbewegung motiviert. Die Frage, um die es dabei im Folgenden gehen wird, ist: Inwiefern unterscheiden sich Problematisierungsweisen von Identität von AutorInnen, die den in diesem Zeitraum entstehenden sozialen Bewegungen zugeordnet werden können, von den Problematisierungen von Identität in (sozial-)wissenschaftlichen Spezialdiskursen? Inwiefern gleichen sich die Problematisierungsweisen von Identität? Wie werden die bisher herausgearbeiteten diskurstragenden Kategorien hervorgebracht?

6.1 Fanons Kritik an Weißer Normativität

Frantz Fanon war ein Autor der antikolonialen Befreiungsbewegungen, in denen er vor allem in Algerien aktiv mitwirkte. Er beschreibt die Bedeutung der dualistischen Rassenkonstruktionen von „Weißheit“ und „Schwarzheit“[1] bei der Herstellung sozialer Wirklichkeit. Die Auswirkungen der Kolonialherrschaft und rassistischer Herrschaftsverhältnisse in der Psychiatrie sind der Ausgangspunkt von Fanons Analysen. Fanon,

1 So lautet Eva Moldenhauers Übersetzung für blancheur – Weiße, und noirceur – Schwärze, auch Verworfenheit und Bosheit (Pons Kompaktwörterbuch 1979/1985) in Fanons *Peau noir, masques blancs* von 1953.

der in den 1950er Jahren in Algerien als Psychiater tätig war, zeigt, wie die Abwertung von Schwarzen aufgrund von Weißer Normativität die Ausbildung eines „Ich" erschwert, wenn nicht sogar verhindert.[2] Im Unterschied zur sozialpsychologischen Identitätstheorie Erik H. Eriksons oder George H. Meads Theorie des Selbst, im Unterschied auch zu den anderen Texten, die zur Rekonstruktion des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" herangezogen wurden, begründet gesellschaftliche Ordnung bei Fanon nicht die Möglichkeit von Identitätausbildung. Vielmehr zeigt Fanon, dass Weiße Normativität pathologisierend wirkt. Anders als Erikson in seiner Identitätstheorie postuliert, kann von „sozialer Organisation" nicht als einer Struktur gesprochen werden, die „zuerst gewährt".[3] Vielmehr macht Weiße Normativität, die in einem durch Kolonialherrschaft geprägten historisch gesellschaftlichen Kontext „soziale Organisation" bestimmt, die Ausbildung von Identität im Sinne Eriksons unmöglich. Fanons Analyse kehrt also die Verhältnisse um, indem er aufzeigt, dass die Benachteiligung von Schwarzen weder auf das „Wesen" von Schwarzen noch auf funktional begründete Machtunterschiede zurückzuführen sei, sondern auf die Abwertung von Schwarzen in der spezifischen gesellschaftlichen und symbolischen Ordnung des Kolonialismus, die die Privilegierung von Weißen begründet. In der vorliegenden Arbeit wird Fanons Thematisierung von rassistischen Normen, die hier als Weiße Normativität analysiert werden, in den Mittelpunkt gestellt. Die breite Rezeptionsgeschichte von Fanons Arbeiten ist nicht Inhalt dieser Darstellung.[4]

Der Schwarze und der Status des Menschen

An den Anfang des 1953 erschienenen Buches *Peau noir, masques blancs* stellt Fanon die Aussage, „[…] daß der Schwarze kein Mensch ist" (1980: 7).[5] Wenn Fanon behauptet, dass der „wahre Mensch […] weiß" sei (ebd.: 13), dann um aufzuzeigen, dass der Weiße den Status des Menschen beansprucht, da er für das Allgemeine steht. Der Schwarze hingegen ist besonders: „Der Schwarze ist ein schwarzer Mensch",

2 Zu Fanons Wirken als Psychiater in der Geschichte „kolonialer Psychiatrie" vgl. Vergès (1996a); (1996b); Cherki (2002 [2000]: 95 ff.); vgl. a. Kerner (im Erscheinen).

3 Erikson (1959: 20); Übersetzung I. J.

4 Vgl. zu der Rezeptionsgeschichte Fanons z. B. Wolter (2001), der auch einen Überblick zur deutschen Rezeption gibt, und Hall (1996b).

5 *Peau noir, masques blancs* war zunächst von Fanon als Dissertation eingereicht worden. Nachdem sie abgelehnt worden war, machte er 1951 mit einer anderen Arbeit den Abschluss zum Doktor der Medizin. 1953 erscheint der Text als Buch (vgl. Cherki 2002 [2000]: 39 ff.). Die Zitate sind alle aus der deutschen Ausgabe von 1980.

der „sich in seinem Universum eingerichtet“ hat, so Fanon (ebd.: 8). Während der Weiße das Universale repräsentiert, ist der Schwarze in seinem Universum gefangen. Fanons Analyse der Herstellung von Rassenkonstruktionen bezieht sich auf die symbolische Ordnung, die in der vorliegenden Arbeit im Sinne von Normen, die spezifische Machtverhältnisse begründen, analysiert wird. Insofern kann Fanons Beschreibung als Analyse der Wirkungsweise von Normen, durch die Weiße und Weißsein privilegiert werden, ausgemacht werden. Wenn diese Form von Normen, die im weitesten Sinn auf den Körper gerichtet sind, als Weiße Normativität gefasst werden, kann als Normalisierung die Homogenisierung sozialer AkteurInnen definiert werden, indem sie gleichermaßen bestimmten Normen unterworfen werden. In Bezug zu Weißer Normativität kann Normalisierung dann als Verallgemeinerung von Rassenkonstruktionen analysiert werden, durch die Weiße ihren Status als Herrschende begründen.

Homi Bhabhas Lesart von Fanons Rassismustheorie in *Peau noir, masques blancs*, stellt die Leugnung der „Differenz im Symbolischen“ in den Mittelpunkt, die Rassenkonstruktionen ermögliche. Bhabha zufolge ist in dem Bild von der Inkongruenz von „Schwarzer Haut“ und „Weißen Masken“ das Problem gefasst, dass die „Leugnung des Spiels von Differenz“ für die „Repräsentation des Subjekts in Bezeichnungen von psychischen und sozialen Beziehungen“ zur Folge habe (1983: 27). Demnach sei der Widerspruch Haut/Masken nicht auf eine „falsche Repräsentation“ des Subjekts zurückzuführen, sondern die Problematik des Rassismus in der *Fixierung von Repräsentationsformen* im Stereotyp. Bhabha zufolge stellt Fanon diese Widersprüche und Ambivalenzen von Stereotypenbildung als Funktionsweise des Rassismus heraus und impliziert eine Theorie vom gespaltenen Subjekt im Sinne Lacans.[6]

Fanons Analyse des Herrschaftsverhältnisses durch Rassenkonstruktionen kann auf den hier rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ bezogen werden, insofern er den Mechanismus aufzeigt, durch den ein Hierarchieverhältnis auf die Unterscheidung zwischen Allgemeinem und Besonderem gestützt wird. Fanon untersucht die Bedeutungen, die die Zuschreibung zu „Weiß“ als Schönheit und Tugend kennzeichnen,, „Weiß“ sei „die Farbe des Tages“. Dem entgegengesetzt sind die Bedeutungen von „Schwarz“, das die Welt, die Erde und den Kosmos repräsentiere: „Wenn ich schwarz bin, so […] weil ich, meine Haut hinhaltend, alle kosmischen Ströme aufzufangen vermochte“ (ebd.: 33). Die Reduktion eines sozialen Ak-

6 Bhabhas englische Herausgabe von Fanons *Peau noir, masques blancs* von 1986, in dem er das Vorwort verfasste, gilt als wegweisend für eine „postkoloniale“ Rezeption Fanons.

teurs auf die Hautfarbe, die mit der Zuschreibung zu „Schwarz“ einhergehe, bedeutet, zum Objekt gemacht zu werden.[7] Als „Schwarzer“ repräsentiert ein sozialer Akteur die Welt und den Kosmos für den „Weißen“, der auf diese Weise zum Subjekt wird als Mensch. An anderer Stelle ist davon die Rede, dass dieser Prozess der Kolonisierung Kolonisierte zum Ding macht, sie „vertiert“, kurz, sie „entmenschlicht“ (Fanon 1981 [1961]: 30 ff.). Der Schwarze wird zur Verkörperung des Irrationalen, das vom Weißen beherrscht werden muss und zum Objekt wissenschaftlicher Untersuchung wie des Begehrens wird:

„Ich vermähle mich mit der Welt! Ich bin die Welt. Der Weiße hat diese magische Substitution nie begriffen. Der Weiße will die Welt; er will sie für sich allein. Er entdeckt sich als der prädestinierte Herr dieser Welt. Er unterjocht sie. Zwischen ihm und der Welt stellt sich ein aneignendes Verhältnis her. [...] Als Magier raube ich dem Weißen ‚eine bestimmte Welt‘, die für ihn und die seinen verloren ist. […] Das Wesen der Welt war mein Besitz. Zwischen mir und der Welt entstand ein Verhältnis der Koexistenz. Ich hatte das ursprüngliche Eine wiedergefunden. Meine ‚tönenden Hände‘ verschlangen die hysterische Gurgel der Welt. Der Weiße hatte den schmerzlichen Eindruck, daß ich ihm entglitt und daß ich etwas mit mir nahm. Er durchwühlte meine Taschen. Stieß die Sonde in die am wenigsten ausgeprägten Gehirnwindungen. Überall fand er Bekanntes. Folglich besaß ich ein Geheimnis.“ (Fanon 1980 [1953]: 83 f.)

Die Objektivierung von Schwarzen bedeutet ihre Negierung, so Fanon.

„Minderwertigkeitsgefühl? Nein, Gefühl der Nichtexistenz. […] Der Neger ist ein Spielzeug in den Händen der Weißen; um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, explodiert er. Ich kann nicht ins Kino gehen, ohne mir selbst zu begegnen. Ich warte auf mich. In der Pause, kurz vor dem Hauptfilm, warte ich auf mich. Ein Neger-Groom wird auftreten. Das Herz verdreht mir den Kopf.“ (Ebd.: 90 f.)

Schwarze werden zur „Natur“: „[…] mit dem Neger der Zyklus des Biologischen beginnt“ (ebd.: 103; Hervorhebung i. O.). Dabei versichern sich Weiße und Kolonialisten durch diese Instrumentalisierung ihres Menschseins, wenn Kolonisierte „die natürliche Kulisse für die An-

7 In ihrer Untersuchung von Rassismuserfahrungen Schwarzer Frauen in der BRD, die sich auf Fanons Analysen stützt, macht Ferreira auf den Zusammenhang von Objektivierung und Kontrolle von Schwarzen durch Weiße aufmerksam (2004). Sie stellt das auch als Effekt von Normierung heraus (ebd.: 158).

wesenheit des Menschen“ darstellen (1981 [1961]: 211). Als eine weitere Form der Objektivierung analysiert Fanon Sexualisierung:

„[…] gewahrt man nicht mehr den Neger, sondern sein Glied: der Neger ist verschwunden. Er ist zum Glied geworden. Er *ist* Penis. […] Für den Weißen ist der Neger ein Tier; wenn nicht die Länge des Penis, dann ist es die sexuelle Potenz, die ihn bestürzt. Und gegen diesen ‚Unterschied zu ihm‘ muß er sich zur Wehr setzen. Das heißt, den Anderen charakterisieren. Der Andere wird zum Träger seiner Gedanken und Wünsche.“ (1980 [1953]: 107; Hervorhebung i. O.)

Der Schwarze *ist*, er verkörpert, dieses Zeichen für den Weißen. Dieser Bezeichnungsprozess ist demjenigen vergleichbar, der in Eriksons Texten untersucht wurde: AfroamerikanerInnen und Idigene *sind* Identität, für diejenigen, die Identität haben. Auch eine Beschreibung der Wirkungsweise einer allgemein anerkannten Norm des Weißseins gibt Fanon: „Ringsum der Weiße, oben reißt sich der Himmel den Nabel aus, die Erde knirscht unter meinen Füßen, und ein weißes, weißes Lied. Das viele Weiß, das mich ausbrennt …“ (ebd.: 74).

Ein Effekt der Objektivierung ist, dass Schwarze als Einzelne verantwortlich gemacht werden für alle derart Markierten. Klassifiziert zu werden durch die Zuschreibung einer (nicht-weißen) Hautfarbe bedeutet, nicht nur in den eigenen Körper eingeschlossen zu werden, sondern auch in eine Gemeinschaft der Markierten eingeschlossen zu werden. Für Schwarze als Objekte dieser Zuschreibungen bedeutet es, das Selbstbild aus jenen Mythen und Bildern, die dieser „manichäischen Weltsicht“ zugrundeliegen, „auf sich zu nehmen“ (ebd.: 74), um ein „psychologisches Ich [zu] konstruieren“ (ebd.: 73). Dass Schwarze den „objektiven Blick“ auf sich selbst richten, d. h. Weiße Normen verinnerlichen, führt aber nicht zur Ausbildung von Identität. Vielmehr verletzt Weiße Normativität den Körper: „Wörter zerrissen mir das Trommelfell“ (ebd.: 72). „Mein Körper kam ausgewalzt, zerteilt, geflickt zu mir zurück“ (ebd.: 74). Die Mystifizierung von Schwarzen trägt demnach zur Zerstückelung bei, nicht zur Kohärenz und Einheit von Identität. Anders als die erörterten Identitätstheorien postulieren, ist die „Identität von Identitäten“ (Erikson), die Synthese von Ich-Identität und Gruppenidentität in der Ich-Identität, für Schwarze destruktiv, wenn eine symbolische Ordnung der Weißen Normen verinnerlicht wird. Die Verinnerlichung des sozialen Objekts, des verallgemeinerten Anderen, repräsentiert im *me* – bei G. H. Mead eine Voraussetzung für die Ausbildung des Selbst – ist für Schwarze destruktiv, da auf diese Weise eine symbolische Ordnung verinnerlicht wird, die darauf basiert, Schwarze auf den

Status eines Objekts zu reduzieren. Fanons Kritik an der Psychiatrie und der psychiatrischen Praxis zielt auf genau diesen Zusammenhang, wenn er die Schwierigkeit – geradezu Unmöglichkeit – herausstellt, „einen Kolonisierten korrekt zu ‚heilen', das heißt, ihn in einem sozialen Milieu kolonialen Typs durch und durch homogen zu machen" (1981 [1961]: 210).

Eine manichäische Weltsicht

Fanons Analyse der Erfahrungen Schwarzer in einer von Weißen beherrschten Welt ist auch eine Abhandlung über die Machtförmigkeit von Normen. Es ist eine Kritik an der sozialwissenschaftlichen oder sozialtheoretischen Konzeption, der zufolge sich Normen aufgrund ihrer Rationalität oder Funktionalität als allgemein anerkannte oder gar universale Normen durchsetzen. Fanon zeigt auf, auf welche Weise ein im Kolonialismus begründetes Herrschaftsverhältnis diskursiviert wird, d. h. wie eine „manichäische Weltsicht" gesellschaftliche Institutionen und Kategorien der Wahrnehmung und des Denkens formt. Als allgemein anerkannte Norm organisiert sie die Wahrnehmung und das Denken sozialer AkteurInnen sowie die sozialen Interaktionen. Kolonialismus ist Gewalt, so Fanon Analyse (1981 [1961]: 29; 51), und es ist Gewalt, die unter der Kolonialherrschaft den gesellschaftlichen Austausch regelt.

Fanon beschreibt die Einteilung der Welt entsprechend einer dichotomen Differenz von „schwarz" und „weiß" als „véritable conception manichéiste du monde" (1953: 36), als Manichäismus (1981: 35). Wie weiter oben dargestellt, begründen diese Zuschreibungen ein Herrschaftsverhältnis zwischen Schwarzen und Weißen. Dabei werden Schwarze als Objekt konstituiert (1980 [1953]: 73), indem der Blick des Anderen – der „weiße Blick" (ebd.: 72) – zum „objektiven Blick" wird (ebd.: 73). Er begründet eine Norm über die allgemein anerkannte Sichtweise auf die Welt. Fanons Ausführungen eröffnen eine Perspektive auf vorherrschende Normen, nach der diese nicht aufgrund ihrer Rationalität oder aufgrund eines Entwicklungsfortschritts (bzw. aufgrund von Fortschrittlichkeit) zu allgemein anerkannten Normen werden, sondern aufgrund eines im Kolonialismus begründeten Herrschaftsverhältnisses. Bestimmte Normen zu allgemein anerkannten Normen zu machen, erfordert eine privilegierte und dominante Position in einer hierarchisch strukturierten Ordnung.

Fanons Analyse beinhaltet eine weitere Implikation. Die Differenz zwischen Metropole und Kolonie kennzeichnet nicht nur zwei Pole einer hierarchisch strukturierten Ordnung, sondern auch eine Hierarchie der Normsysteme. Dass Schwarze „zwei verschiedene Bezugssysteme"

haben (1980 [1953]: 72), bedeutet auch, dass es sich um zwei Wertigkeiten handelt. Wenn Fanon, auf eine Schilderung Césaires Bezug nehmend, die Ankunft eines Schwarzen aus der Kolonie in Frankreich mit dem „Eintritt in der Gesellschaft" vergleicht (ebd.: 16), wird deutlich, dass der Unterschied zwischen den zwei Normsystemen der Kolonie und der Kolonialmacht einer Differenz von „außerhalb" und „innerhalb" von Gesellschaft gleichkommt. Anders gesagt, wenn der Eintritt in das Bezugssystem der Kolonialmacht einem Eintritt in die Gesellschaft gleicht, dann scheinen Schwarze sich davor nicht nur außerhalb der Gesellschaft der Kolonialmacht befunden zu haben, sondern auch außerhalb von Gesellschaftlichkeit an sich. Bringt man diese Darstellung Fanons in Bezug zu Eriksons Darstellung, wonach die Diskontinuität der Milieus, d. h. der Wechsel von einem Milieu der afroamerikanischen Familie zur Weissen Mehrheitsgesellschaft und ihren Normen, die Ursache für eine fehlende oder unvollständige Identitätsentwicklung sei,[8] ergibt sich eine andere Lesart von Eriksons Text. Dann erweist sich weniger eine fehlende Identitätsentwicklung als Problem, sondern die Voraussetzung für Identitätsentwicklung: die Normen einer sozialen Ordnung zu verinnerlichen, in denen Schwarze auf eine abgewertete soziale Position festgelegt sind. Problematisch ist nicht die Diskontinuität der Normsysteme, sondern die Notwendigkeit, eine Identität – d. h. Kohärenz und Konstanz – mit einem Normsystem herstellen zu müssen, in dem Schwarze abgewertet sind: nicht *Diskontinuität* zwischen Normsystemen, sondern die *Hierarchie* der Normsysteme erweist sich als problematisch. Hergestellt wird diese Hierarchie, indem das Bezugssystem der Kolonien als außerhalb von Gesellschaftlichkeit definiert wird.

In einer weiteren Hinsicht ist die Gesellschaftlichkeit von Schwarzen in Frage gestellt. Dass Schwarze zum Objekt gemacht werden, bedeutet, dass ihnen der Subjektstatus abgesprochen wird. Das bringt es mit sich, so Fanon, dass Weiße auch soziale Interaktionen mit Schwarzen verweigern. Schwarzen den Status des Menschen abzuerkennen, disqualifiziert sie für soziale Interaktion mit Weißen. Da soziale Interaktion offenbar die Interaktion „von Mensch zu Mensch" ausmacht, wird die Interaktion verunmöglicht, wenn Schwarze als Differenz des Menschseins entworfen sind.

„In der Eisenbahn ging es nicht mehr um eine Erkenntnis meines Körpers in der dritten Person, sondern in der dreifachen Person. […] Ich existierte dreifach: ich nahm Platz ein. Ich ging auf den anderen zu …, und der andere verflüchtigte sich, feindselig, aber nicht greifbar, durchsichtig, abwesend. Der Ekel …

8 Vgl. 5.3.

[…] Dabei wollte ich ganz einfach ein Mensch unter Menschen sein.“ (1980 [1953]: 73)

„Die weiße, einzig ehrbare Welt verweigerte mir jede Mitwirkung.“ (Ebd.: 75)

Zusammenfassend können folgende Mechanismen einer rassistischen symbolischen Ordnung aus Fanons Untersuchung genannt werden. Weiße Normativität bedeutet den Selbstentwurf von Weißen als Menschen in Abgrenzung zu Schwarzen. Darüber hinaus werden so bestimmte gesellschaftlichen Normen – die Normen der Kolonialmacht, der „Metropole“ – als rationale, fortschrittliche Normen der „Zivilisation“ im Sinne von allgemein anerkannten Normen definiert. Die Hierarchie zwischen Normsystemen, die so hergestellt wird, bestimmt außerdem die Definition von Gesellschaftlichkeit oder von gesellschaftsbegründendem Handeln als Interaktion zwischen Weißen. Schließlich bedeutet Weiße Normativität offenbar, Gesellschaftlichkeit mit einer Norm der Kohärenz und Konstanz zu verknüpfen: Wenn nur Interaktionen zwischen Weißen als Menschen als soziale Interaktionen gelten können, dann bedeutet das nicht nur den Ausschluss von Schwarzen aus dieser Gesellschaftlichkeit, sondern auch die Prämisse von Homogenität für die Definition von Gesellschaftlichkeit. Was dieser Norm der Homogenität widerspricht, gilt folglich als außerhalb von Gesellschaftlichkeit und als außerhalb des Status des Menschen.

Selbstbezeichnung

Fanons Analyse der Objektivierung Schwarzer veranlasst ihn zu ihrer Umkehrung, eine politische Strategie, die von sozialen Bewegungen aufgegriffen und erfolgreich angewendet werden sollte. Aus der Ablehnung der Fremdbezeichnung „Neger“ entsteht die Selbstbezeichnung „Schwarzer“: „[…] beschloß ich, mich als SCHWARZER durchzusetzen. Da der andere zögerte, mich anzuerkennen, blieb nur eine Lösung: mich bekannt zu machen“ (1980 [1953]: 75). Gleichzeitig macht er auf die Problematik aufmerksam, dass nur Bezeichnungen zur Verfügung stehen, die aus der Geschichte der Kolonialherrschaft hervorgegangen sind. In der Auseinandersetzung mit kolonisierten Intellektuellen und Schriftstellern und ihren Bemühungen, eine nationale „Kultur zu schaffen“, stellt er heraus, dass sie „Techniken und eine Sprache benutz[en], die dem Okkupanten entliehen sind“ (ebd.: 189). Die Schriftsteller, die sich der *Négritude*[9] zurechnen, wiederholen die „Rassisierung des Den-

9 *Négritude* wurde als Begriff 1939 von Aimée Césaire begründet und bezeichnet „das neue kulturelle Selbstbewußtsein der Afrikaner und Afroamerikaner“, die Aufwertung afrikanischer Kulturtraditionen in der Ausein-

kens“, die im Kolonialismus begründet ist, so Fanon (ebd.: 179 ff.). Fanon setzt sich kritisch ab von Versuchen, etwa eines Autors wie Senghor, eine „märchenhafte Negerkultur“, „Rhythmus“ und das „Irrationale“ zu repräsentieren (ebd.: 80 f.).

Es ist aufschlussreich, dass Fanon auf die gleichen Topoi rekurriert, wie sie in der sozialwissenschaftlichen Rede vom „autonomen Subjekt“ ausgemacht wurden, nämlich als Argumentationsfigur „Identität“ gegen „Krise“[10]. Wenn die Mystifizierung und Entfremdung durch die Kolonialherrschaft im Sinne von Widersprüchen, Partikularismen, Synkretismus, im Sinne der Existenz „ohne Grenzen“, als „Heimatlose, Nicht-Verwurzelte“, dem Prozess der Nationenbildung entgegengesetzt wird, durch den „Fruchtbarkeit, Homogenität und Dichte“ zu erlangen sei (1981 [1961]: 184 ff.), so ist darin die Argumentationsfigur „Identität“ gegen „Krise“ zu erkennen, die die diskurstragende Kategorie Einheit strukturiert. Aus diesem Grund können diese Texte Fanons einem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ zugerechnet werden. Im Unterschied etwa zu Erikson, geht es Fanon allerdings nicht darum, eine bestehende gesellschaftliche Ordnung und die Normen, die sie ausmachen, als wissenschaftlich begründbar hervorzubringen. Vielmehr müsse die bestehende gesellschaftliche Ordnung als ein Vermächtnis der Kolonialherrschaft umgeworfen werden. Fanon entwickelt demnach eine Revolutionstheorie: wenn für die soweit rekonstruierten Identitätstheorien festgestellt werden kann, dass es sich um Problematisierungsweisen gesellschaftlicher Ordnung handelt, dann kann bei Fanon eine Problematisierung der Norm als Form der Macht analysiert werden.

Der Kampf mit dem kolonialen Vermächtnis wird in eine dialektische Entwicklung des „kolonisierten Intellektuellen“ und Schriftstellers – und letztlich der Nation – eingebunden. Insofern wird auf die diskurstragende Kategorie Entwicklung des rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ zurückgegriffen. Als Entwicklungsstufe in einer dialektischen Entwicklung vom Zustand der „kulturellen Selbstentfremdung“ des Kolonisierten (1981 [1961]: 178; 184 f.) zur „kulturellen Einheit Afrikas“ (ebd.: 199), ist die Schaffung einer „nationalen Kultur“ eine Phase. Über eine „erste Phase“, in der „die Kultur des Okkupanten assimiliert wird“, eine „zweite Phase“, in der das „vollständige Aufgehen in der autochtonen Tradition“ erfolge,

andersetzung mit dem Kolonialismus und der Hegemonie europäischer kultureller Traditionen. Als bedeutender Zeitraum der *Négritude* gilt die Zeit von 1939 bis 1948. Autoren, die für diese Literatur stehen, sind neben A. Césaire, L. S. Senghor und L. Damas. Spätestens seit den 1970er Jahren wird sie als umstritten betrachtet. (Wilpert 1989: 617).

10 Vgl. 5.1.

bis hin zur „dritten Phase“, in der der kolonisierte Intellektuelle „revolutionäre“ und „nationale Literatur“ schaffe. Fanon verknüpft hier dialektische Entwicklung mit „Nation“. Die dialektische Entwicklung, die auf die Erfindung des „totalen Menschen“ hinausläuft, und darauf, „das Problem des Menschen auf eine unvergleichlich höhere Stufe zu heben“ (1981 [1961]: 264 f.), ist ein Gegenentwurf zu Entwicklungsmodellen abendländischer Provenienz. Angefangen bei Hegels dialektischer Entwicklung zum absoluten Geist, über Darwins Entwicklungsleiter vom Tier zum Menschen bis hin zu den medizinischen, anthropologischen Theorien und Handleitungen, die die Überlegenheit von EuropäerInnen, bzw. von Weißen, wissenschaftlich zu begründen trachten.[11] Der Rekurs auf die Techniken und die Sprache des Kolonialismus stellt in dieser Entwicklungsgeschichte nur eine zu überwindende Entwicklungsstufe dar. Der Anspruch auf das Ganze, das Universale, bringt zwar eine andere Bestimmung des Allgemeinen mit sich und hat die Unterminierung europäischer – kolonialer und Weißer – Definitionsmacht zur Konsequenz. Da es Fanon allerdings um nichts weniger geht, als „die Frage des Menschen wieder auf[zunehmen]“ (ebd.), schreibt er sein Vorhaben in die gleiche Logik ein, die als eine Ursache für die Abwertung von Schwarzen analysiert worden war: die Bestimmung des Allgemeinen war auch als Mechanismus zur Schaffung von Herrschaftsverhältnissen ausgemacht worden, indem Rassenkonstruktionen und soziale Ungleichheit in dem Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem begründet wurden.

Neben der Argumentationsfigur „Identität“ gegen „Krise“, die die diskurstragende Kategorie „Einheit“ strukturiert, und der diskurstragenden Kategorie „Entwicklung“ erfolgt auch ein Zugriff auf die diskurstragende Kategorie „Sprache“ oder „Normen“. Dabei wird einer funktional definierten Konzeption von Macht, die für die hier analysierten Theorien des Selbst und der Identität ausgemacht worden war, eine Konzeption

11 Fanon setzt sich mit der nordafrikanischen Psychiatrie (die er „nordafrikanische Schule“ nennt) auseinander. Er referiert Arbeiten des Psychiaters A. Porot, der 1918 die Triebhaftigkeit, Infantilität, bzw. die Abwesenheit eines „Innenlebens“ bei „dem“ Algerier behauptete. 1935 und 1939 suchte er dies mit der neuerlichen Behauptung zu begründen, es handle sich dabei um eine im Gehirn lokalisierte Anlage. Nordafrikaner werden dabei aus der Biologie des Menschen hinausdefiniert, indem ihnen eine für Tiere charakteristische Funktionsweise des Gehirns angediehen wird. Neu aufgelegt wurde diese Lehre von einem weiteren Psychiater, Carothers, der als Experte der Weltgesundheitsorganisation 1954 noch die Auffassung vertrat, „alle Eigenheiten der afrikanischen Psychiatrie können auf die Trägheit des Stirnhirns zurückgeführt werden“ (Fanon 1981: 250 ff.; Zitat Carothers S. 252).

von Macht als Herrschaftsverhältnis entgegengestellt. Wenn für den rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" Norm als horizontales Machtverhältnis entworfen ist, basierend auf einem universalistischen Prinzip und Entwicklungslogik, stellt Fanon dem die Beschreibung von Weißer Normativität entgegen, die sozial strukturierend wirkt: Das Distanzverhältnis zu einer als allgemein anerkannten Norm bestimmt eine soziale Position in einem hierarchisch strukturierten sozialen Raum. Als „normierende Wirkung" ist oben definiert worden: *erstens* die Bestimmung einer Norm sowie von Objekten, die ihr unterworfen werden sollen, *zweitens* die Definition von sozialen Positionen entsprechend dem Distanzverhältnis zu dieser Norm – aufgrund des Entwurfs von Norm als horizontalem Machtverhältnis zwischen einem Zentrum und seinen Rändern. *Drittens* war, daraus folgend, normierende Wirkung als Effekt beschrieben worden, strukturelle Differenzen als vertikale Differenzen zu (re-)produzieren, während sie als solche von einem horizontalen Machtverhältnis verdeckt sind. [12]

Fanons Untersuchung des Kolonialismus als Herrschaftsverhältnis kann in diesem Sinne analysiert werden. Eine These dieser Arbeit ist, dass die Dekolonisationen seit dem Zweiten Weltkrieg und das Aufkommen sozialer Bewegungen in westlichen Industrienationen die Problematisierung von Normen in ihrer Machtförmigkeit ermöglichten. Diese Macht, die sich auf den Körper richtet wie auf die Bevölkerung, wurde zum Gegenstand der Auseinandersetzung und wurde in ihren Wirkungsweisen hinterfragt. Es wurde aufgezeigt, dass es sich dabei um eine verallgemeinernde Form von Macht handelt. Dass sie sich auf den Körper bezieht, ist die Wirkungsweise der Normalisierungsmacht, bedeutet aber nicht, dass sie partikular oder lediglich subjektiv sei. Ein Ergebnis dieser sozialpolitischen Bewegungen ist, dass die Norm als objektive Form der Macht analysiert wurde. Eine Kritik, wie sie bis heute formuliert wird, diese Machtanalysen verfehlten den objektiven Charakter von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, verkennt die verallgemeinernde und vereinheitlichende Funktion der Normalisierungsmacht.[13]

12 Vgl. 5.3.

13 In diesem Sinne ist z. B. Wolters Kritik an Fanon. Als „Vermittlung eines ‚manichäischen' und auf personalisierter Ebene verstandenen Herrschaftsverhältnisses zwischen Kolonisator und Kolonisiertem", werde der „abstrakte Charakter der kolonialen Gewalt als Durchsetzung verallgemeinerter warenkapitalistischer Verhältnisse" verfehlt (2001: 106). Fanons „Subjekt der Befreiung" bleibe nicht nur abendländischen Denktraditionen verhaftet, sondern vollziehe darüber hinaus

Fanons Theorie und der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt"

Die Selbstbezeichnung, die Fanon vorschlägt, steht in dem Dilemma, auf eine Sprache und Konzepte angewiesen zu sein, die gleichzeitig die Unterwerfung der Bezeichneten bedingt. Der Gefahr, die „Rassisierung des Denkens" in der Mythologisierung einer vorkolonialen Geschichte zu reproduzieren, wird die Nationenbildung als historisierender Prozess entgegengesetzt: die „nationale Realität" als der „Aktualität" (1981 [1961]: 190 f.) und materiellen Notwendigkeiten verpflichtet (ebd.: 197), im Unterschied zur Rückwärtsgewandtheit und mythologisierenden Konstruktion einer nationalen Kultur. Dass Fanon auf die Konzeption der Nation zurückgreift, macht deutlich, in welchem Ausmaß „Nation" als Erklärungsprinzip und politische Form in den 1950er Jahren an Bedeutung gewonnen hat, wenn es als analytische Kategorie und Instrument zur Beschreibung sozialer Phänomene[14] sowie als organisierendes Moment für sozialpolitische Bewegung aufgegriffen wird. Wenn es Fanon auch darum geht, Gegenwartsbezug im Unterschied zur Verherrlichung einer phantasmatischen Vergangenheit zu betonen, so ist doch bemerkenswert, dass er auf die Konzeption von „Nation" als organisierendes Moment sowie als historisierenden Faktor zurückgreift, der gegen die Rassenkonstruktionen von Kolonialisten und in europäischen Denktraditionen gerichtet wird. Die Ablehnung eines Rückbezugs zu einer vorkolonialen nationalen Kultur sowie die Kritik am Bemühen von kolonisierten Intellektuellen, sich auf die Herstellung einer nationalen Kultur zu beschränken, führt bei Fanon nicht zur Ablehnung der Konstruktion von Nation, sondern zur Definition von *nationalen Befreiungskämpfen* als gegenwartsbezogen und materiellen Bedingungen verpflichtet.

Die Thematisierung von Entfremdung und Widersprüchen, die in einer Einheit aufgehoben werden sollen, ist in hegelianischer Dialektik begründet (vgl. Wolter 2001: 71-76; Judy 1996). Bei Fanon steht Entfremdung für die koloniale Herrschaft, durch die sowohl Schwarze als auch Weiße „mystifiziert" werden. Damit ist die Idee von einer ursprünglicheren oder wahrhaftigeren Existenz, die durch die Kolonial-

eine „Ontologisierung der Gewalt", indem der „Vermittlungscharakter kolonialer Gewalt nicht als selbst wieder über den Tauschwert vermitteltes Verhältnis zur Warenproduktion im Weltmaßstab" begriffen werde (ebd.).

14 Die Herausbildung eines wissenschaftlichen Feldes der „national-character studies" in den Vereinigten Staaten sind ein Indiz für die Bemühungen, die Konzeption der „Nation" in Form einer analytischen Kategorie zu verwissenschaftlichen, vgl. hierzu 5.1.

herrschaft zerstört und verhindert wird, verbunden. Zwar scheint die „Nation" in *Les damnés de la terre* zuweilen diesen Platz zu besetzen. Fanon schreibt ihr durchaus Wahrheitswirkung zu, etwa indem sie als teleologische Bestimmung entworfen wird.[15] Fanon postuliert nationale Erfahrung oder Kultur allerdings im Sinne von historisch spezifischer Erfahrung, um sie gegenüber einer Kultur der *Négritude* abzugrenzen, die er an anderer Stelle auch als „kontinental" und „mystifiziert" bezeichnet, und die doch jene „bemerkenswert rassisierten kulturellen Erscheinungen" reproduziert, die ein Ergebnis des Kolonialismus sind (1981 [1961]: 183 f.).

Fanon schafft aber auch etwas Neues, indem er eine dialektische Entwicklung, und damit eine Hegelsche und Marxsche Argumentationsfigur, zur Grundlage einer psychologischen Theorie macht und mit dem Konzept der „Nation" verknüpft. Dass Fanons Theorie durch die Argumentationsfigur Identität gegen Krise organisiert wird – ein Gegensatzpaar, das als strukturierend für die diskurstragende Kategorie Einheit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" ausgemacht wurde – weist sie als konstitutiv für diesen Diskurs aus: Fanons Theorie trägt auch zur Formierung dieses Diskurses bei. Das Vermächtnis seiner Revolutionstheorie liegt darin, dass sie als Fundament eines Herrschaftsverhältnisses herausstellt, was als abendländischer Rationalität verpflichtet gilt: die Norm. Fanons Untersuchung der „manichäischen Weltsicht" wird in dieser Arbeit als Problematisierungsweise der Norm als Form von Macht analysiert. Unter anderem diese Analyse macht Fanons Theorie als Revolutionstheorie auch für die Bürgerrechtsbewegung und später die Black Power Bewegung in den Vereinigten Staaten interessant, wie nachfolgend aufgezeigt wird.

Wenn Fanons Theorie konstitutiv für einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" ist, so unterscheidet sie sich gerade aus diesem Grund von den im gleichen Zeitraum entstandenen Theorien über Identität, „national character" und „gender role". Anders als Eriksons Konzeption von Identität als Synthese von Identitäten lehnt Fanon in seiner Revolutionstheorie die Idee von „streng identischen Kulturen" und die Vorstellung von der „absolute[n] Identität" zwischen Individuum und Kollektiv, von „Volk" und „Führer" ab. Die Konstruktion einer solchen „absoluten Identität" weist er vielmehr als Effekt des Kolonialismus, Kolonisierte durch Rassenkonstruktionen zu naturalisieren, zurück:

15 „Weil die individuelle Erfahrung national, ein Kettenglied der nationalen Existenz ist, hört sie auf, individuell, beschränkt, engstirnig zu sein, und kann einmünden in die Wahrheit der Nation und der Welt" (ebd.: 170 f.).

„Es gibt keine Schicksalsgemeinschaft der senegalesischen und guineischen Nationalkulturen, aber eine Schicksalsgemeinschaft der guineischen und senegalesischen Nationen, die von demselben Kolonialismus beherrscht wurden. […] Es kann keine streng identischen Kulturen geben. Sich vorstellen, daß man eine schwarze Kultur schaffen wird, heißt vor allem vergessen, daß der *Neger* im Begriff ist zu verschwinden, weil diejenigen, die ihn geschaffen haben, der Auflösung ihrer ökonomischen und kulturellen Vorherrschaft beiwohnen." (1981 [1961]: 198)

Wenn die Schwelle der Epistemologisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" kennzeichnet, dass das Selbst entworfen ist durch die Ausklammerung von „Primitiven" und „Frauen" vom Status des Menschen, dann kann für Fanons Theorie festgehalten werden, dass sie gerade in der Absetzung von diesen Problematisierungsweisen begründet ist. Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit ist die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier nicht mehr akzeptabel. Mit dem Entwurf von Identitätsmodellen werden Formen sozialer Ungleichheit als interne Differenzen hervorgebracht, als eine Frage von wissenschaftlich begründbarer Entwicklung. Die Verheißung, die mit dem Konzept Identität einhergeht, ist die Verheißung auf Integration in den Status des Menschen.

6.2 „Nobody knows my name" – Die sozialen Bewegungen in den USA

Die Problematisierung von Identität in sozialen Bewegungen wie der Bürgerrechtsbewegung und dem Black Power Movement, später auch der Frauenbewegung, ist in James Baldwins Essay „Nobody knows my name" von 1959 als *Suche nach Identität* auf den Punkt gebracht. Die Suche nach Herkunft, die Herstellung einer kollektiv geteilten Tradition ist ein zentraler Topos bei der Thematisierung von Identität. Im Zeichen von Namenlosigkeit wird auch eine feministische Forderung nach Veränderung normativer Weiblichkeitsvorstellungen vorgebracht. „The problem that has no name", so Betty Friedan 1963, bezieht sich auf das „Frauenproblem". Angesichts des Wohlstands vieler (Weißer) Mittelschichtsfrauen sowie der Zuerkennung des Wahlrechts für Frauen seit 1920 scheine es keine benennbaren Probleme mehr zu geben. Die Frau ist aber selbst das Problem ohne Namen, so Friedans Analyse: Namenlosigkeit bezieht sich auf die Identitätskrise der ‚Frau'. Das Fehlen von Identität mache sich als „Entmenschlichung" bemerkbar.

Auch in sozialen Bewegungen wird ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hervorgebracht. Während in dem soweit rekonstruierten Diskurs die Rede von Identität als Problematisierungsweise sozialer Ordnung analysiert wurde, ist für die Rede von Identität in den sich seit den 1950er Jahren formierenden sozialen Bewegungen die Problematisierung des Menschen konstitutiv. Der Entwurf von Identitätsmodellen und die Definition von Personenkategorien im Zusammenhang mit der Entstehung wissenschaftlicher Felder zu ihrer Untersuchung (sogenannte „national-character studies“; sexualwissenschaftliche Untersuchungen über Hermaphroditen; anthropologische, psychologische sowie sozialwissenschaftliche Studien über die „Rolle der Frau“; sozialwissenschaftliche Untersuchungen über die „Jugend“) waren als wissenschaftliche Diskursivierung gesellschaftlich vorherrschender Normen analysiert worden. Normen, die den Körper in einem umfassenden Sinn betreffen – das Aussehen, die Gewohnheiten, soziale Praktiken bis hin zur gesellschaftlichen Verteilung von Arbeit – wurden als *wissenschaftlich begründete* Normen bestimmt, indem mit der Definition von Identitätsmodellen und Personenkategorien Normen über ihre Beschaffenheit festgelegt wurden. In Entwicklungsmodellen – der Identitätsentwicklung (Erikson) und der Entwicklung der Geschlechtsrolle (Money/Hampson/Hampson) bzw. von „core gender identity“ (Stoller) – wurde die Erfüllung gesellschaftlich vorherrschender Normen zur wissenschaftlich begründeten Voraussetzung von Entwicklung der Identität und des Geschlechts. Mit der Definition und Untersuchung von Konzepten wie dem Nationalcharakter wurden auch Normen über die Beschaffenheit der Nation bestimmt, bzw. der sozialen Ordnung, die sie bedinge. Die „Jugend“ wurde zur Trägerin der kommenden sozialen und symbolischen Ordnung und verbindet das wissenschaftliche Feld zur Untersuchung über die Jugend mit dem Feld der „national-character studies“ und mit Eriksons Identitätstheorie. Die Rede von Identität ermöglichte die Diskursivierung historischer Ereignisse, sozial und politisch virulenter Widersprüche als *Fehlen von Identität* und als *Identitätskrise*: als *Problem fehlender Einheit* der Einzelnen und des Kollektivs der Nation oder der sozialen Gruppe. Dieses Thema wurde als diskurstragende Kategorie „Einheit“ des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ bestimmt.

Auf diese Weise erfolgte die Diskursivierung einer Norm der Kohärenz und Kontinuität in der Rede von Identität. Andere Normen sind Norm der Zweigeschlechtlichkeit, Heteronormativität und Androzentrismus, Weiße Normativität, Fortschrittsglaube und Leistungsorientierung. Ihre Thematisierung in der Rede von Identität wurde in den vorangehenden Kapiteln in Form von diskurstragenden Kategorien analysiert.

Neben der diskurstragenden Kategorie Einheit sind das die Kategorien Geschlecht, Entwicklung und Sprache/Normen. „Autonomie" des Subjekts in diesem sozialwissenschaftlichen Diskurs war als Effekt der Norm von Kontinuität und Kohärenz ausgemacht worden. Die Eindeutigkeit der Erscheinung von sozialen AkteurInnen in Aussehen und Verhalten wurde als Topos der „Autonomie des Subjekts" in den untersuchten Texten analysiert. Erlangt wird diese Eindeutigkeit durch die Übereinstimmung sozialer AkteurInnen mit den Anforderungen allgemein anerkannter Normen. Dieser Effekt war als normierende Wirkung analysiert worden: die Durchsetzung von Normen, indem diejenigen, die ihren Anforderungen nicht entsprechen, kategorisiert werden und damit sichtbar, während diejenigen, die ihnen entsprechen, von diesem Bereich der Sichtbarkeit ausgenommen sind. So wird eine Norm und diejenigen, die mit ihren Anforderungen übereinstimmen, unsichtbar, obschon sie ihr gleichermaßen unterworfen sind wie diejenigen, die dadurch sichtbar gemacht werden. Es ist aber diese Unsichtbarkeit aufgrund der Übereinstimmung mit bestimmten Normen, die den Status des „autonomen Subjekts" begründet.

In diesem Kapitel wird aufgezeigt, wie im Rahmen von sozialen Bewegungen im Anschluss an Erikson die „Frage der Identität" als „unausweichlich" bestimmt wird. Mit anderen Worten, es wird untersucht, auf welche Weise der rekonstruierte sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt" auch im Zusammenhang sozialer Bewegungen in den Vereinigten Staaten hervorgebracht wird. Worin gleicht die Rede von Identität im Zusammenhang sozialer Bewegungen der bisher rekonstruierten Problematisierung von Identität in wissenschaftlichen Feldern und Eriksons Identitätstheorie? Worin unterscheidet sie sich? Auf welche Weise werden die diskurstragenden Kategorien hervorgebracht, aufgegriffen oder transformiert? Wie oben angemerkt, wird in dieser Arbeit die These aufgestellt, dass im Zuge der Dekolonisationen seit dem Zweiten Weltkrieg und der Entstehung sozialer Bewegungen in westlichen Industrienationen die Norm als Form von Macht in ihrer Wirkungsweise zum Gegenstand der Auseinandersetzung wurde. Auf welche Weise Weiße Normativität von Fanon aufgezeigt und hinterfragt wurde, wurde im vorangehenden Kapitel ausgeführt. Wenn man sich in der Bürgerrechtsbewegung und später der Black Power Bewegung in den Vereinigten Staaten auf Fanon bezog, so geschah das nicht nur aufgrund der Kolonialismusanalogie, die die Hinterfragung der rassistisch segregierten Gesellschaft ermöglichte. Meine These ist, dass man in der Untersuchung der gesellschaftlichen und politischen Situation in den USA auch an Fanons Analyse des Rassismus als Effekt einer Form von Macht, die sich auf den Körper und die Bevölkerung richtet,

anknüpfte. Diese Form der Macht ist von Foucault, wie oben dargestellt, als Norm definiert worden, die als Norm der Disziplinierung und Norm der Regulierung die Normalisierungsgesellschaft organisiert.

Im Folgenden werden Problematisierungsweisen von Identität, Rassismus und Sexismus in sozialen Bewegungen in den USA analysiert in Zusammenhang mit der Diskursivierung des „Menschen" in internationalen Institutionen wie der UNO, die 1945 gegründet wurde, und der Menschenrechtserklärung von 1948. Mit dem Konzept Identität wird in Bürgerrechtsbewegung, Black Power Bewegung und Frauenbewegung der Anspruch auf den Status des Menschen geltend gemacht. In diesem Zusammenhang wird auch die Bestimmung einer Ethik angestrebt, die zur Verwirklichung „des Menschen" beitragen könne. Demnach ist es die fehlende Anerkennung als „Mensch", die als Ursache für die rassistisch und sexistisch segregierte gesellschaftliche Realität ausgemacht wird, was wiederum auf eine verfehlte oder unvollständige Verwirklichung des „Menschen" zurückgeführt wird. Daher die Rede vom „neuen Menschen", der nun zu seiner Vervollkommnung geführt werden soll, einer „neuen Welt" nicht nur der AfroamerikanerInnen, sondern der ganzen Nation und, darüber hinaus, der ganzen Welt. Es geht um nichts weniger als eine neue Weltordnung, die von der Bürgerrechtsbewegung auf den Weg gebracht werden soll.

Dass die Analyse von Rassismus und Sexismus sich dabei als „Frage der Identität" manifestierte, wird in dieser Arbeit darauf zurückgeführt, dass man an einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit anknüpfen konnte. Dies wird im folgenden Kapitel herausgearbeitet. Das bedeutet erstens, dass der Begriff Identität für Wissenschaftlichkeit steht. Entstanden im Zusammenhang mit Begriffen wie „gender role" und „national character" impliziert die Konzeption von Identität die „wissenschaftliche", im Unterschied zu stereotypen, rassentheoretischen und anderen biologistischen Theorien über Geschlecht, „Rasse" und Nation. Zudem repräsentiert die Konzeption von Identität in Form von Modellen Wissenschaftlichkeit im Sinne von Spezifizierbarkeit und Messbarkeit von Identitätsentwicklung. Zweitens ermöglicht der Rückgriff auf einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Einforderung des Status des Menschen, da die Differenz zwischen Mensch und Tier, die als kennzeichnend für die Schwelle der Epistemologisierung ausgemacht worden war, nicht mehr akzeptabel ist. Mit anderen Worten, es war nicht mehr akzeptabel, sozialen AkteurInnen ihr Menschsein abzusprechen, indem sie irgendwo auf der Trennlinie zwischen Mensch und Tier ausgemacht wurden. Mit der Schwelle der Wissenschaftlichkeit und dem Entwurf von Identitätsmo-

dellen werden sozialstrukturelle Differenzen nicht mehr als auszuklammernde Differenzen bei der Bestimmung des Staatsbürgers hervorgebracht, sondern als integrierte Differenzen – etwa in der Figur der „negativen Identität", der graduellen Identitätsentwicklung, der Differenz von „Identität haben" und „Identität sein". Die Thematisierung gesellschaftspolitischer Konflikte als Suche nach Identität, d. h. als fehlende Identität, stellt einen Rückgriff auf einen Diskurs dar, dessen Wirkungsmacht in der Integration sozialstruktureller Differenzen liegt: Demnach betrifft die Suche nach Identität alle, wenn auch in unterschiedlichem Maße. Auf diese Weise werden sozialstrukturelle Differenzen zu graduellen Differenzen einer Frage der Identität. Im Folgenden wird es darum gehen, die Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" im Rahmen der sozialen Bewegungen der Bürgerrechtsbewegung, Black Power Bewegung und Frauenbewegung in den 1950er und 1960er Jahren zu rekonstruieren.

6.2.1 Dekolonisation und Kolonialismus-Analogie

Die Bildung der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten steht in Bezug zu weltpolitischen Veränderungen. Bei der Auseinandersetzung mit Rassismus und Weißer Normativität in den Vereinigten Staaten bezog man sich explizit auf die Kämpfe der antikolonialen Befreiungsbewegungen. Die Dekolonisation setzte zum Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst in Asien ein und in den 1960er Jahren in Afrika. Als Beginn dieser Prozesse wird die Kapitulation der britischen Kolonie Singapore gegenüber den japanischen Invasoren im Februar 1942 datiert (Reinhard 1996: 299). In Indien war zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg eine Massenbewegung für Dekolonisation entstanden, die von weltweitem Einfluss sein sollte. Auch die Bedeutung der beiden Weltmächte Sowjetunion und Vereinigte Staaten, die entschiedene Gegner des europäischen Kolonialismus waren, trug zur Stärkung der Dekolonisation in Asien und Afrika bei (ebd.: 280 f.). Reinhard zufolge war es eine spezifische Mächtekonstellation von starker einheimischer Nationalbewegung, „nachgiebiger Kolonialmacht" und dekolonisationsfreundlicher internationaler Lage, die zum Erfolg der Dekolonisation in den 1950er und 1960er Jahren beitrug (ebd.: 301 f.).

Die Bedeutung von Mohandas Karamchand Ghandi für die indische Unabhängigkeitsbewegung sowie für die Dekolonisation weltweit besteht in seinem Vermögen, die indische Nationalbewegung „aus einem Honoratiorenverein zur Sache der Massen" zu machen (ebd.: 304). Das Prinzip, eine Auseinandersetzung mit „dem Westen" und seinen Vermächtnissen mit einer „eigenen Kultur" zu verbinden in der Schaffung

einer nationalen Befreiungsbewegung, war für die antikolonialen Unabhängigkeitsbewegungen charakteristisch (vgl. a. Hobsbawm 1998: 178). Die Programmatik und Form des gewaltlosen Widerstands wurde zudem für die seit den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten, Ende der 1960er Jahre auch in anderen westlichen Industrienationen entstehenden sozialen Bewegungen leitend. Dazu zählt die Methode der „non-cooperation", des Boykotts der Justiz, von Bildungseinrichtungen, der Verfassung und der Wahlen der britischen Kolonialherrschaft. Eine weitere politische Widerstandsform bestand in „civil disobedience", der gezielten, gewaltlosen Übertretung britischer Gesetze (Reinhard 1996: 305 f.).[16] Die Bürgerrechtsbewegung entstand u. a. in Auseinandersetzung mit den Kämpfen der Dekolonisation und mit den darin entwickelten Formen des Widerstands. Dabei bezog man sich explizit u. a. auf Fanon, Memmi und Ghandi als Vordenker dieser Bewegungen und versuchte, deren Formen des Widerstands auf die Situation in den Vereinigten Staaten zu übertragen.

Die Gründung der Vereinten Nationen und die Erklärung der Menschenrechte

Weitere Bezugspunkte für die Entstehung der Bürgerrechtsbewegung stellen die Gründung der Vereinten Nationen sowie die Erklärung der Menschenrechte dar. Die Satzung der Vereinten Nationen („Charta der Vereinten Nationen") wird von China, Großbritannien, der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten am 26.6.1945 angenommen und tritt am 24.10.1945 in Kraft. Zu den Hauptaufgaben der Vereinten Nationen zählen die Aufrechterhaltung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit (Art. 1 Ziff. 1), was erstens durch die Verhinderung bzw. Beendigung zwischenstaatlicher Gewaltanwendung und zweitens durch die Intensivierung der internationalen Zusammenarbeit zur Beseitigung möglicher Konfliktursachen verfolgt werden soll (vgl. Zemanek 1989: 622 ff.). In Artikel 1 der Charta der Vereinten Nationen ist das Ziel festgelegt, „die Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten für alle ohne Unterschied der Rasse, des Geschlechts, der Sprache oder der Religion zu fördern und zu festigen" (zit. n. Frowein et al. 1987: 1111).

16 Ghandi (1869-1947) entwickelte seine Methode des gewaltlosen Widerstands in Südafrika, wo er von 1893 bis 1915 lebte. Hier trat er gegen den südafrikanischen Rassismus und für die Rechte der indischen Minderheit ein. Diese Methode, die auf die Provokation des politischen Gegners mit friedlichen und fairen Mitteln zielt, setzt eine „unbedingte Leidensbereitschaft" voraus und einen Gegner, der auf diese Weise zu treffen ist, z. B. wegen einer politischen Moral, wie sie von den Briten repräsentiert wurde. Vgl. Reinhard (1996: 304 f.).

Auf dieser Grundlage erfolgte die Verabschiedung der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen am 10.12.1948. Die UN-Deklaration der Menschenrechte wird inzwischen als „Ausdruck jedenfalls teilweise völkerrechtlich bindender Rechtsnormen“ angesehen (ebd.).

Der Stellenwert von UN-Konventionen beläuft sich darauf, völkerrechtliche Rechtsnormen zu schaffen (Kimminich 1989: 782). Als multilaterale Verträge für ein bestimmtes Sachgebiet ersetzen sie den internationalen Gesetzgeber (ebd.). Völkerrechtsnormen werden durch Völkergewohnheitsrecht und durch völkerrechtliche Verträge geschaffen (ebd.: 780). Mit dem Abschluss von Konventionen durch die UNO erfolgt die Kodifizierung des Völkerrechts (ebd.: 782). Vor diesem Hintergrund ist die Bedeutung der UN-Konventionen darin zu sehen, dass sie internationales Recht schaffen, in dem u. a. die Zielsetzung der Bekämpfung von Rassismus und Sexismus festgelegt ist. Sie begründen Normen, zu deren Einhaltung sich die Staaten verpflichten. Mit der Annahme der Satzung der Vereinten Nationen 1945 und der Menschenrechtserklärung 1948 wird nicht nur das Völkerrecht neu instituiert, sondern auch eine spezifische Ethik. Die USA als eine der Gründungsnationen der Vereinten Nationen, die außerdem den Sitz der UNO beherbergt, war damals besonders in die Pflicht genommen, die darin begründeten Normen zu erfüllen. Dies war ein Anknüpfungspunkt für die AktivistInnen der Bürgerrechtsbewegung.

Darüber hinaus wurde mit der Menschenrechtserklärung von 1948 die „individualrechtliche Formulierung grundlegender Rechte“ aktualisiert, die bereits im Zuge der US-amerikanischen Revolution von 1776 mit der „Virginia Bill of Rights“ eine erste juristische Umsetzung gefunden hatte (Frowein et al. 1987: 1106). Die im rationalistischen Naturrecht enthaltene Idee vom „freien, auf sich selbst bezogenen Individuum als Träger ursprünglicher Rechte“, zu denen, u. a. John Locke zufolge, das Recht auf Leben, Freiheit und Eigentum zählen, stand am Anfang der Staatsgründung der Vereinigten Staaten.[17] Dass in den sozialen Bewegungen der Status des Menschen eingefordert wurde, bedeutet auch die Hervorbringung einer nationalen Erzählung, indem auf die Verwirk-

17 Mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten findet eine erste Positivierung der Menschenrechte statt. Dabei bezog man sich auf die „Rights of Englishmen“ der Englischen Common-Law-Tradition, die im Zuge der Unabhängigkeit vom „Mutterland“ Großbritannien eine naturrechtliche Begründung erfuhren (Frowein et al.: 1106). Die US-amerikanische Deklaration der Menschenrechte (z. B. die „Virginia Bill of Rights“ von 1776) hatte demzufolge bei der Erlangung der Unabhängigkeit und damit für die Staatsgründung eine begründende Funktion.

lichung des Menschen als Ursprung und uneingelöstes Versprechen der Geschichte der US-amerikanischen Nationenbildung rekurriert wurde. Mit der Gründung der UNO und der Deklaration der Menschenrechte war „der Mensch" aufs Neue ins Blickfeld gerückt und es ging darum, ihn angesichts der Geschichte des 20. Jahrhunderts, die eher auf die Vernichtung als auf seine Verwirklichung angelegt gewesen zu sein schien, den Menschen wieder ins Recht zu setzen.

Was ist unter Menschenrechten zu verstehen? Frowein et al. zufolge sind die Menschenrechte „im rechtlich-politischen Denken der Moderne zum Kristallisationspunkt der Forderungen politischer Humanität geworden" (ebd.: 1107). Als leitendes normatives Prinzip gilt „die Würde des Menschen", die den unverfügbaren Wert „jedes Menschen als Menschen" beinhaltet. Die im Naturrecht begründete Idee vom Menschen und der Menschenwürde macht sich in „sittlicher Freiheit" fest, d. h. „den Menschen" macht aus, dass er „sich in allen praktischen Bezügen als zu verantworteter Selbstbestimmung aufgefordertes Subjekt" bewährt. Dies erfordert „die unbedingte Anerkennung des anderen als eines Subjekts gleicher Freiheit, die als Bedingung und Aktualisierung eigener Freiheit zu begreifen ist" (ebd.). Diese Freiheit des Menschen manifestiert sich im Recht als Bedingung für ihre Verwirklichung, indem es „grundlegende Anerkennungsvoraussetzungen freier und gleicher Subjekte institutionell" gewährleistet, so Frowein et al. (ebd.). Menschenrechte umfassen die Schaffung rechtlicher Voraussetzungen für die „Selbstbehauptung des Menschen als sittlicher Person". Außerdem haben sie Legitimationsfunktion für ein „politischer Humanität verpflichtetes System" (ebd.: 1107 f.). Es sind demnach nicht nur subjektive Rechte darin inbegriffen, sondern auch objektive Prinzipien (ebd.).

Die Entwicklung der Menschenrechte ist dem Völkerrecht insofern verbunden, als dieses zu ihrem Schutz auch über die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staat hinaus beitragen soll. Erst im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg wurde die Zielsetzung der Verwirklichung der Menschenrechte mit der Satzung der Vereinten Nationen und der Menschenrechtserklärung völkerrechtlich positiviert. Weitere völkerrechtliche Verträge, die mit dieser Zielsetzung abgeschlossen wurden, sind der „Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte" und der „Internationale Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte", von der Generalversammlung der UNO 1966 verabschiedet (Frowein et al. 1987: 1111). Eine regionale Positivierung der Menschenrechte im Völkerrecht fand z. B. für Europa in der „Europäischen Menschenrechtskonvention" von 1950 und für den amerikanischen Kontinent

1969 in der „Amerikanischen Menschenrechtskonvention“, die 19 Staaten bindet, statt (ebd.: 1112).

Das Völkerrecht bezieht sich einerseits gerade in seiner Funktion des Schutzes der Menschenrechte oder der Benutzung von Gemeinschaftsräumen wie dem Meeresboden oder dem Weltraum auf „den Menschen“, was etwa in der Formulierung „gemeinsames Erbe der Menschheit“ explizit wird. Andererseits ist im Völkerrecht „der Mensch“ über das Staatsangehörigkeitsrecht „national“ definiert, denn er tritt auf der Ebene des Völkerrechts nicht als Rechtssubjekt auf, sondern wird von dem Staat, dessen Staatsangehörigkeit er besitzt, mediatisiert (vgl. Kimminich 1989: 779 f.). In der Menschenrechtserklärung schlägt sich das nieder in Art. 6, der die Anerkennung jedes Menschen als Rechtsperson garantiert, sowie in Art. 15, der das Recht auf Staatsangehörigkeit garantiert.[18] Die neue Instituierung der Menschenrechte und des Völkerrechts durch die Gründung der Vereinten Nationen und die Menschenrechtserklärung im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg brachte es demnach mit sich, dass auch die Definition des „Menschen“ von Neuem anstand: es wurde eine juristische Definition des „Menschen“ festgelegt, dessen Status als Rechtssubjekt von der „Nation“ abhängt.[19]

Entstehung der Bürgerrechtsbewegungen in den Vereinigten Staaten

Diese weltpolitischen Veränderungen, die sich u. a. an der Entwicklung des Völkerrechts und der Gründung der Vereinten Nationen nachvollziehen lassen, boten Anknüpfungspunkte für die sich formierenden sozialen Bewegungen in den Vereinigten Staaten. Im Folgenden werden Texte analysiert, die Bürgerrechtsbewegung, Black Power Movement und Frauenbewegung(-en) zugeordnet werden können. Aufgrund der Fülle der Veröffentlichungen, die es in diesem Zusammenhang gibt, musste notwendigerweise selektiv vorgegangen werden. Es wurden Texte ausgewählt, die die Hervorbringung eines sozialen Bewegungsdiskurses begründen können. Dazu zählen bekannte AutorInnen wie auch weniger bekannte, die etwa in einer Zeitschrift wie *Freedomways* oder in Anthologien vorwiegend an eine Bewegungsöffentlichkeit ge-

18 Art. 6 lautet: Jeder Mensch hat überall Anspruch auf Anerkennung als Rechtsperson. Art. 15 lautet: Jeder Mensch hat Anspruch auf Staatsangehörigkeit (Zif. 1.). Niemandem darf seine Staatsangehörigkeit willkürlich entzogen noch ihm das Recht versagt werden, seine Staatsangehörigkeit zu wechseln (Zif. 2).

19 Vgl. hierzu auch Noiriel (1994), wo eine Darstellung über die nationale Definition von Individuen seit Anfang des 20. Jahrhunderts u. a. im internationalen Recht nachzulesen ist (zusammenfassend dazu: S. 300 ff.).

richtet waren. Die Texte wurden aufgrund des Kriteriums ausgewählt, Rassismus und Sexismus im Sinne von Identität zu thematisieren. Es handelt sich dabei um Essays von James Baldwin, einem prominenten Fürsprecher für die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Rassenkonstruktionen in den Vereinigten Staaten in Gesellschaft, Politik und Fiktion. Baldwin wurde ausgesucht, da er zu den ersten Autoren gehört, die den Identitätsbegriff im Sinne eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" verwendete. Der Gebrauch des Identitätsbegriffs im Sinne von „nationaler Identität" diente Baldwin der Infragestellung von Rassismus und Weißer Normativität. In ihrer literarischen Form beschreiben Baldwins Essays sehr präzise die Wirkungsweise von Rassismus als Machtverhältnis sowie die Art und Weise seiner Hervorbringung. Es wurden Texte aus den Bänden *Notes of a Native Son* (1955), *Nobody Knows My Name* (1961) und *The Fire Next Time* (1963) ausgewählt.[20] Darüber hinaus wird auf Texte aus der Zeitschrift *Freedomways* zurückgegriffen, eine seit 1961 im Kontext der Bürgerrechtsbewegung erscheinende Publikation. Aus den Ausgaben von 1961 bis 1973 wurden Texte ausgesucht, in denen Kolonialismus und Dekolonisation, Geschlechterverhältnisse in der Auseinandersetzung mit Rassismus thematisiert sind und andere Fragen, die die Bürgerrechtsbewegung und ihre Entstehung betreffen, z. B. die Rolle von Intellektuellen, Medienberichterstattung u. ä. Desweiteren zählt Stokely Carmichaels und Charles V. Hamiltons Buch *Black Power* (1967), das als programmatischer Text der Black Power Bewegung gilt, zu den Primärtexten der Untersuchung.

Darüber hinaus werden Texte herangezogen, die sozialwissenschaftliche Thematisierungen von Rassismus und der damit einhergehenden gesellschaftspolitischen Konflikte darstellen. Aus dem von Talcott Parsons und Kenneth B. Clark herausgegebenen Band *The Negro American* (1966) wurden Texte ausgesucht, die die Organisierung in der Bürgerrechtsbewegung und die soziale Situation von AfroamerikanerInnen betreffen sowie Thematisierungen von Identität enthalten. Zur sozialpolitischen Situation von AfroamerikanerInnen wurden außerdem Texte hinzugezogen, die in einer thematischen Ausgabe „The Negro in the United States of America" der Zeitschrift *International Social Science Bulletin* (1957) erschienen sind, herausgegeben von der UNESCO. Zu den sogenannten „race riots" in den Großstädten in den 1960er Jahren wird der Kerner Report zitiert, der Bericht eines eigens eingesetzten Ausschusses „National Advisory Commission on Civil Disorders"

20 Baldwins Essays erschienen einzeln vor der Veröffentlichung in den hier genannten Ausgaben. Nachfolgend werden die Jahresangaben der Erstveröffentlichung zitiert.

(1968) sowie ein weiterer Bericht von Untersuchungen, die in diesem Rahmen stattfanden. Diese Berichte wurden einbezogen, da sie für die Untersuchung von Rassismus und damit einhergehenden gesellschaftspolitischen Konflikten auf die Konzeption von Identität zurückgreifen. Schließlich wurden für die Analyse einzelne Texte aus sozialwissenschaftlichen Zeitschriften ausgewählt, etwa die Zeitschrift *Social Problems,* die Thematisierungen von Rassismus enthalten.

Seit den 1960er Jahren bildete sich eine feministische Kritik innerhalb der Bürgerrechtsbewegung sowie unabhängig davon eine von Weißen Feministinnen hervorgebrachte Gleichheitsforderung, die als Einforderung des Status des Menschen formuliert wurde. Zur Rekonstruktion eines hier zu beschreibenden sozialwissenschaftlichen Diskurses vom autonomen Subjekt wird auf Texte von Autorinnen der Zeitschrift *Freedomways* zurückgegriffen sowie auf die von Toni Cade Bambarra herausgegebene Anthologie *The Black Woman* (1970). Außerdem stützt sich die Untersuchung auf Betty Friedans *The Feminine Mystique* (1963). Diese feministischen Thematisierungen des „Menschen" knüpfen ihrerseits an die vorangegangenen Forderungen auf einen Status des Menschen durch AktivistInnen der Bürgerrechtsbewegung an. Diese Texte wurden danach ausgewählt, ob sie Thematisierungen von „Identität" und des „Menschen" enthalten im Zusammenhang mit der Untersuchung und Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus als Formen gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Der Zeitraum der Untersuchung wurde eingegrenzt auf die 1950er bis Anfang der 1970er Jahre, da in dieser Zeit von einer Formierung der Bürgerrechtsbewegungen in den Vereinigten Staaten gesprochen werden kann. In Anlehnung an das Erscheinungsdatum der hier untersuchten Texte kann der Zeitraum auf 1950 bis 1973 festgelegt werden.[21]

Wie dargestellt, ermöglichten die weltpolitischen Veränderungen durch Dekolonisationen, im Völkerrecht sowie durch die Menschenrechtserklärung, auch eine Problematisierung „des Menschen", die im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung aufgegriffen werden konnten. Vor diesem Hintergrund ist zu sehen, dass man im Rahmen der sozialen Bewegungen die Definition des „Menschen" neu festzulegen suchte, dass in den Kämpfen der sozialen Bewegungen die Problematisierung „des Menschen" einen Ansatzpunkt darstellte für die Auseinandersetzung mit einer rassistisch und sexistisch segregierten sozialpolitischen Situation in den Vereinigten Staaten.

21 1950 erscheint Baldwins „Encounter on the Seine: Black Meets Brown" und 1973 Ladners Anthologie *The Death of White Sociology*, die unter 6.2.3 untersucht wird.

Sie stellte darüber hinaus eine Möglichkeit dar, einen politischen Anspruch auf die Abschaffung der rassistischen Abwertung und Entrechtung von Schwarzen AmerikanerInnen zu formulieren, denn die Menschenrechte als objektives Prinzip zu verwirklichen, hatten auch die Vereinigten Staaten zu ihrer Pflicht gemacht. In der Zeitschrift *Freedomways* werden z. B. die Implikationen der UN-Charta und der Menschenrechtserklärung für die Situation in den Vereinigten Staaten diskutiert. Crocket weist darauf hin, dass die UN-Charta und die Menschenrechtserklärung eine „moralische Verpflichtung" der unterzeichnenden Staaten darstellen, die darin enthaltenen Forderungen in Gesetzen umzusetzen (1965: 245). Entscheidend sei allerdings, dass der Bezug zu UN-Charta und Menschenrechtserklärung es ermögliche, deren verfehlte Umsetzung einzufordern. In der Verfassung der Vereinigten Staaten seien nämlich die Forderungen aus der Menschenrechtserklärung und die zu ihrem Schutz notwendigen Gesetze bereits enthalten. Drei Beispiele für die Beraubung der in der Menschenrechtserklärung und der *Bill of Rights* garantierten Freiheitsrechte führt Crocket an. So seien AfroamerikanerInnen in den Südstaaten der USA ihres Wahlrechts beraubt, des Rechts auf die Sicherheit der Person und des Versammlungsrechts (ebd.: 246 ff.). Die Möglichkeiten der UN-Charta und der Menschenrechtserklärung lägen in der Macht, die US-amerikanische Öffentlichkeit unter Druck zu setzen, die Dringlichkeit der Proteste von AfroamerikanerInnen anzuerkennen, sowie das Auseinanderklaffen von ideologischem Anspruch und Wirklichkeit, von Demokratie und Gleichheit (ebd.: 249).

Die Kämpfe der Dekolonisation stellten einen Bezugspunkt für die Bürgerrechtsbewegung dar, wenn auch in unterschiedlicher Weise Kontinuitäten und Differenzen dazu hergestellt wurden. Die „UN-Asiatisch-Afrikanische Kooperation" (Gordon 1962: 298), die sich auf den Konferenzen von Colombo 1954 und Bandung 1955 präsentierte, stellte auch für die Bürgerrechtsbewegung einen Anknüpfungspunkt dar.[22] Während sie, Gordon zufolge, für dem Mainstream angehörende Medien in den Vereinigten Staaten wie *Life* und *Newsweek* eher ein Schreckgespenst gewesen seien, habe man in von Afroamerikanern herausgegebenen

22 Die Konferenz von Bandung auf Sumatra von 1955 hatte für die weltweite Dekolonisation Signalwirkung. Vertreter von 29 asiatischen und afrikanischen Staaten verabschiedeten ein Schlusskommuniqué, in dem Kolonialismus als fortschrittsfeindlich und als Widerspruch zu dem von der UNO vertretenen Recht der Völker auf Selbstbestimmung angeprangert wurde (vgl. Reinhard 1996: 313). Die Prinzipien, auf die sich das Schlusskommuniqué der Bandung-Konferenz stützt, sind in ihrem Wortlaut bei Gordon zitiert (Gordon 1962: 302 f.).

Medien die Möglichkeit herausgestellt, auf den Rassismus in den USA aufmerksam zu machen (ebd.: 298 ff.). Wenn Gordon 1962 die Konferenz von Bandung sieben Jahre später wieder ins Gedächtnis – der LeserInnen eines Mediums der Bürgerrechtsbewegung – ruft, wird eine Kontinuität zwischen den Befreiungskämpfen der Dekolonisation in Asien und Afrika und den Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten hergestellt.[23]

Tatsächlich haben im Anschluss an die Konferenz in Bandung innerhalb von wenigen Jahren, im Vergleich zur Dauer der Kolonialherrschaft, antikoloniale Befreiungsbewegungen zur Dekolonisation und anschließenden Instituierung von der Kolonialherrschaft unabhängiger Nationalstaaten geführt. In den Vereinigten Staaten ist Ende des Jahres 1955 die Weigerung von Rosa Parks in Montgomery, Alabama, legendär, ihren Sitzplatz im Bus entsprechend den rassistischen Regeln der Segregation zwischen Schwarzen und Weißen aufzugeben. Aus dem daraus folgenden Boykott von Bussen und Busunternehmen, die die Segregation gemäß „rassischer" Kriterien aufrecht erhielten, entstand die Organisierung von Gruppen der Bürgerrechtsbewegung mit Martin Luther King als einer führender Figur. Am 13.12.1956 fiel die Entscheidung des Supreme Court, des Obersten Gerichts der Vereinigten Staaten, die die Segregation in öffentlichen Bussen verbot. Im Jahr 1954 begann auch die sogenannte Desegregation von Schulen, begleitet von Gewaltausbrüchen und Aufständen Weißer gegenüber Schwarzen SchülerInnen und anderen Schwarzen BürgerInnen.[24] In den folgenden Jahren organisierte sich die Bürgerrechtsbewegung zunehmend und mobilisierte in Form von Demonstrationen, von denen diejenige zum Lincoln Memorial in Washington D.C. am 28.8.1963 die berühmteste ist. Begleitet wurden die Aktivitäten im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung von Aufständen von Weißen BürgerInnen (z. B. in den Monaten Juni bis August 1963). 1964 erfolgte die Verabschiedung des *Civil Rights Act*, der die Diskriminierung in der Öffentlichkeit, in öffentlichen Einrichtungen und am Arbeitsplatz aufgrund von „rassischen" Kriterien verbietet.

In Gordons Darstellung, die auch eine Geschichtsschreibung der US-amerikansichen Bürgerrechtsbewegung ist, steht die Konferenz in Bandung am Anfang dieser Entwicklungen:

23 Auch andere Autoren stellen diesen Zusammenhang zwischen Dekolonisation in Asien und Afrika und der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten her (vgl. Emerson/Kilson 1966: 637; O'Dell 1966; Du Bois 1957).

24 In der Zeit vom 30.8. bis 17.9.1956 gab es diese Gewaltausbrüche in den Staaten Texas, Tennessee und Kentucky (vgl. Hornsby 1991: 101 ff.).

„Neither Nehru nor any of his colleagues knew that the week long Conference now ending was the beginning of a movement soon to sweep Africa – and North America. […]

The implied answer is that – there being in the UN now precisely the number of African states as were Asian *and* African delegations at Bandung – black Africa's everywhere at all times and is everlastingly talking on everything that's taboo among *civilized states*. It is Africa who exposes free-world Portugal and free-world South-Africa as *authentic* slave states; Africa who, in the spirit of Bandung, defends India's recovery of Goa from colonialist Portugal; Africa who, by her very *being* in the UN, inspires Martin Luther King and the Montgomery rebels against jimcrow buses and the Freedom Fighters throughout Dixie to invent new forms of struggle. It is Africa – *Liberia*, no less! – who introduces a motion to expel the Republic of South Africa from the UN, branding her unworthy of a seat among *civilized nations*." (Gordon 1962: 304 f.; Hervorhebung i. O.)

Die (Selbst-)Definition bestimmter Nationalstaaten als „zivilisiert" und der „freien Welt" angehörig wird in Gordons Darstellung umgekehrt in die Bezeichnung „authentische Sklavenstaaten", „Kolonialmächte" (1962: 300) und „imperialistisch" (ebd.: 303 f.). Mit dieser Umkehrung geht es nicht nur darum, eine Doppelmoral zu entlarven, sondern auch um einen Eingriff in die symbolische Ordnung. Die Bedeutung der Dekolonisation, der Schaffung einer Rechtsnorm wie dem neu instituierten Völkerrecht und der Menschenrechtserklärung sowie der Repräsentation ehemals kolonisierter und neu gegründeter Nationalstaaten in der Vollversammlung der Vereinten Nationen besteht demnach auch in der Möglichkeit, die Geschichte der Moderne neu zu definieren und Normen der Bedeutungsgebung zu bestimmen.

Wenn Gordon darüber hinaus auf die Einheit zwischen (de-)kolonisierten Gebieten in Asien und Afrika und den USA im Kampf gegen Rassismus verweist, so stellt er damit auch eine bestimmte politische Praxis heraus: die Herstellung „vorgestellter Gemeinschaften", die Anderson in Bezug zur Nationenbildung analysiert. Als politische Praxis ist sie auch für die Bildung einer „Gemeinschaft" über nationale Grenzen hinweg konstitutiv, so meine These. Anderson definiert Nation als „eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän" (Anderson 1998: 14). D. h. es existiert eine Vorstellung dieser Gemeinschaft in den Köpfen ihrer Mitglieder, ohne dass ein persönliches Bekanntsein notwendig wäre. Diese Gemeinschaft wird als begrenzt vorgestellt, insofern nicht die ganze Menschheit darin enthalten ist im Unterschied etwa zum Christentum mit seiner expansiven Ideologie. Schließlich spielt auch die Idee der Gleichheit und Brüderlichkeit

als Kennzeichen einer national definierten Gemeinschaft eine Rolle (ebd.: 15 f.). Voraussetzung für die Bildung „vorgestellter Gemeinschaften" ist die Vorstellung von „homogener und leerer Zeit", in der Gleichzeitigkeit als „zeitliche Deckung, meßbar durch Uhr und Kalender" hergestellt wird. Mit dem Aufblühen von Roman und Zeitung als Medien im Europa des 18. Jahrhunderts entstanden die „technischen Mittel", die „die Repräsentationsmöglichkeiten für das Bewußtsein von Nation" zur Verfügung stellten (ebd.: 29). Im Zeitalter des Rundfunks sind die Möglichkeiten, „vorgestellte Gemeinschaften" herzustellen, noch erweitert worden (vgl. Anderson 1994). O'Dell macht auf diesen Zusammenhang zwischen „bond of identification" und „lines of communication" aufmerksam, indem er die gegenseitige Bedingtheit von „Identifikation" und „Schließen des Informationsunterschieds" postuliert (1966: 296).

Wenn Gordon und andere AutorInnen eine Einheit über nationale Grenzen und Kontinente hinweg aufgrund *eines spezifischen Kriteriums* herstellen, so werden politische Praxen eingesetzt, die auch für die Herstellung der Nation konstitutiv sind. Die Gemeinschaft wird dabei nicht aufgrund einer territorialen Grenze als begrenzt vorgestellt, sondern aufgrund der Definition eines spezifischen Kriteriums, nämlich der Erfahrung des Rassismus. Als der Faktor, der es ermöglicht, eine Kontinuität zwischen den Kämpfen der Dekolonisation in Asien und Afrika sowie den Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten herzustellen, wird „das institutionelle System kolonialer Ausbeutung", bzw. „Rassismus als die Hauptideologie des Kolonialismus" genannt (O'Dell 1966: 296 f.).[25]

Was auf diese Weise entstand, war nicht nur eine Solidarisierung mit den antikolonialen Befreiungsbewegungen. Die Kämpfe der Bürgerrechtsbewegung in den USA über die Kolonialismusanalogie an die Kämpfe der Dekolonisation anzuknüpfen, bedeutet auch, das Mobilisierungspotential der antikolonialen Befreiungsbewegungen für die Kämpfe in den USA zu nutzen. Die Dekolonisation war in Asien und Afrika erfolgreich und die Gründung unabhängiger Nationalstaaten schien eine Befreiung von der Kolonialherrschaft ermöglicht zu haben.[26] Die sozialpolitische und ökonomische Situation von AfroamerikanerInnen als Kolonialismus zu fassen, ermöglicht es, auch die Befreiungskämpfe in den

25 Vgl. a. Gordon (1962: 298); Blauner (1969).

26 Dass zwischen formaler Unabhängigkeit und ihrer Verwirklichung ein Unterschied besteht, darauf hat Fanon noch vor dem Ende der französischen Kolonialherrschaft in Algerien hingewiesen. Er machte darauf aufmerksam, dass die Unabhängigkeit der neu gegründeten Staaten auch ökonomisch erreicht werden muss (1961).

USA in diesem Sinne zu definieren. Die so gebildete Einheit einer vorgestellten Gemeinschaft im Modus der Nation schließt an eine zu jenem Zeitpunkt als legitim anerkannte Form politischer Gemeinschaft an.

So schreibt etwa O'Dell die Geschichte der Vereinigten Staaten durch die Kolonialismusanalogie um. Die Unabhängigkeit der USA von der britischen Kolonialmacht 1776 sei eine unvollständige Revolution gewesen, die die Bevölkerung afrikanischer Herkunft kolonisiert zurückgelassen habe (1966: 300). Die Revolution im Bürgerkrieg sowie die darauf folgende Periode der „Reconstruction" von 1861 bis 1876 sei ebenfalls eine unvollständige Revolution, wodurch ein „neuer Totalitarismus etabliert" worden sei, der durchaus dem europäischen Kolonialismus vergleichbar sei (ebd.: 301). Mit der militärischen Invasion europäischer Kolonialmächte in Afrika wird der Rückzug der Bundestruppen aus den Südstaaten der USA 1877 verglichen, was ein Vorstoß zur Unterwerfung der Schwarzen Community gewesen sei, die daraufhin „den bewaffneten Banden des Ku Klux Klan und anderen paramilitärischen Organisationen ‚Weißer Vorherrschaft'" gegenübergestanden seien. Ähnlich der europäischen Kolonialmacht in Afrika hätte auch in den Südstaaten der USA ein Monopol einiger weniger über den Landbesitz bestanden (ebd.: 303). Der Zwangsarbeit z. B. unter französischer Kolonialherrschaft in Guinea sei das System in den USA vergleichbar, durch das Strafgefangene zu Arbeitseinsätzen „verliehen" worden seien. Die „Etablierung eines Systems ‚rassischer' Segregation" schließlich wird als Apartheid identifiziert (ebd.: 304 f.).

„The black community is not permitted to freely emerge from the chattel slavery system but instead is transformed into a colonial type sector or enclave within the American national community; an enclave set aside by specially desigend mechanisms of exploitation and subjugation. Segregated by law, disenfranchised, robbed of its share of wages by discriminatory employment patterns, confronted by police power and illegal mobs acting in the role of an occupation force, the target of a mass culture of racism and the barbarism of lynching, the Negro American community was imprisoned in a colonial relationship, designed by the new industrial power elite of America, at the very time that the European colonialists were partitioning the African continent among themselves." (Ebd.: 305)

Die Kolonialismusanalogie ermöglicht demnach eine Problematisierungsweise der zu jener Zeit aktuellen Situation von AfroamerikanerInnen sowie von US-amerikanischer Geschichte. Ein anderes Beispiel für die Kolonialismusanalogie stellt Blauners Konzept des „internal colonialism" dar (1969), das eine gewisse Verbreitung und Bekanntheit erlang-

te.[27] Noch vor O'Dell (1966) und Blauner (1969) war die Kolonialismusanalogie in dem Konzept des „domestic colonialism" von einem weiteren Autor, Harold Cruse, 1962 entworfen worden.[28] Als gemeinsames Element zwischen den Dekolonisierungskämpfen in Afrika und Asien und den Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den USA wird „die Erfahrung des Kolonialismus" ausgemacht (Blauner 1969: 393). Dieses Konzept erlaubt die Neudefinition von sogenannten „race riots", die in den 1960er Jahren in Großstädten stattfanden, als „Ghetto revolt". Neben der Konstruktion von Südstaaten als „Kolonien" (O'Dell) wird demnach auch die Situation in den Ghettos der Großstädte als „kolonial" definiert. Kennzeichen für diese Form der Kolonisierung ist, Blauner zufolge:

„[…] their segregated communities have remained controlled economically, politically, and administratively from the outside. […] But what is true of business is also true for the other social institutions that operate within the ghetto. The educators, policemen, social workers, politicians, and others who administer the affair of ghetto residents are typically whites who live outside the black community. Thus the ghetto plays a strategic role as the focus for the administration by outsiders which is also essential to the structure of overseas colonialism." (Blauner 1969: 397)

Daraus folgt die Definition der Aufstände von Afroamerikanern in den Ghettos von Großstädten wie New York, Los Angeles oder Chicago als Revolten, um „Gebiet zu beanspruchen", was folglich von Blauner als ein Phänomen der „internen Organisierung" gesehen wird (ebd.: 398 f.). Die Revolten hätten dazu gedient, das „Bewusstsein" von Schwarzen und Weißen zu stimulieren angesichts von „the depths of racial crisis" (ebd.: 400). Ergebnis dieser „Krise" – darin stimmt Blauner in bemerkenswerter Weise mit Erikson überein – sei eine „Spaltung in der Identität" von AfroamerikanerInnen, ein „Konflikt zwischen zwei Kulturen", der Verlust „seiner Gruppenidentität und seiner eigenen inneren Identität" (ebd.: 401). Die Kolonialismusanalogie ermöglicht demnach die Herstellung einer Einheit zwischen den Kämpfen der Befreiungskämpfe in den ehemaligen Kolonien und den Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten.

27 Vgl. Alkalimat (1973: 183); Walters (1973: 200); Ladner (1973b: 421).

28 Darauf weist Blauner hin (1969: 394). Der Aufsatz wurde 1968 in einer Essaysammlung neu aufgelegt (Cruse 1968). Blauner führt folgende andere Referenzen für die Kolonialismusanalogie an: Clark (1965), Carmichael/Hamilton (1967) sowie die Bezeichnung von AfroamerikanerInnen als „colonized people" durch den Senator McCarthy (vgl. Blauner: 395).

Es gibt allerdings auch Kritik an der Herstellung einer derart umfassenden „vorgestellten Gemeinschaft". Fanon etwa stand Bemühungen, eine „Schwarze Welt" über Kontinente hinweg zu konstruieren, ablehnend gegenüber (1981 [1961]: 180 ff.). Er bewertete das als „Rassisierung des Denkens", das im europäischen Denken begründet sei, „unablässig die weiße Kultur den anderen Unkulturen gegenüber gestellt [zu] haben". Die Probleme von AfroamerikanerInnen und AfrikanerInnen seien jedoch verschieden (ebd.). Auch unter Aktivisten der Bürgerrechtsbewegung wurde die Auffassung vertreten, dass die Situation in den Vereinigten Staaten nicht gleichgesetzt werden könne mit den Kämpfen der Dekolonisation im Gefolge Fanons und Ghandis.[29] Dennoch stellt die Kolonialismusanalogie eine Strategie dar, die als machtvoll gelten kann, da sie einen Eingriff in die symbolische Ordnung ermöglichte, d. h. in Normen der Bedeutungsgebung, indem eine Umbenennung der gesellschaftspolitischen und ökonomischen Situation vorgenommen wurde. Diese Umbenennung hatte mobilisierenden Charakter für die Bürgerrechtsbewegung und führte zur Herstellung einer „vorgestellten Gemeinschaft" von ‚Kolonisierten'. Der ‚Rassialisierung', d. h. der Objektivierung entsprechend von Rassenkonstruktionen, setzte man die Solidarisierung der derart Eingeschlossenen entgegen durch eine Umkehrung. Auf Fanon zurückzugreifen, bedeutete, auch die Analyse Fanons zu übernehmen: als Ursache der Abwertung von Schwarzen die Kolonialherrschaft auszumachen, nicht ihre „Konstitution" oder „Natur". Es handelt sich also um die Umkehrung von Naturalisierung in ein Herrschaftsverhältnis. Allerdings, und das zeigen die kritischen Einwände sowohl von Fanon als auch von beispielsweise Jones, geht mit der Herstellung einer derart umfassenden vorgestellten Gemeinschaft auch die Gefahr einher, diese Naturalisierung zu reproduzieren. Aus einem weiteren Grund ist für die Kämpfe der Bürgerrechtsbewegung der Bezug auf Fanon entscheidend. Mit Fanons Theorie über Weiße Normativität erfolgte die Thematisierung von Normen in ihrer Funktion, Herrschaftsverhältnisse zu begründen.

Exkurs: Aufstände und Revolten

Die Kolonialismusanalogie ermöglichte demnach die Neudefinition u. a. von Aufständen von Afroamerikanern in den 1960er Jahren, die auf diese Weise nicht als ausschließlich zerstörerisch, sondern als Revolte gegen eine ungerechte gesellschaftliche Ordnung und als der Beginn einer gerechteren Ordnung gefasst werden konnten. Diese Aufstände

29 Vgl. Jones (1968: 213 f.); Frazier (1973: 63 f.). Auch Blauner räumt ein, dass die Situation in den Vereinigten Staaten nicht die gleiche sei wie im Algerien Frantz Fanons und Albert Memmis (ebd.: 400).

werden als Ausdruck der Unzufriedenheit von AfroamerikanerInnen mit ihrer Situation in den Vereinigten Staaten gesehen. In der afroamerikanischen Geschichtsschreibung wird herausgestellt, dass bis in die 1940er Jahre die Angriffe Weißer Amerikaner auf AfroamerikanerInnen als „racial rioting" definiert werden müssen (vgl. Tate 1996: 2719).[30] Als Beispiele für die Gewaltausbrüche von Weißen gegenüber Schwarzen zählen etwa die „New York City Draft Riots" von 1863 und der „Atlanta Riot" von 1906. Die Arbeitskämpfe im Anschluss an den Ersten Weltkrieg in Großstädten wie Chicago, Charleston und Washington waren oft auch Angriffe von Weißen Arbeitern auf Schwarze Arbeiter („Red Summer", 1919). Gleichwohl gab es bereits zu Zeiten der Sklavenherrschaft Aufstände von Schwarzen (z. B. „New York Slave Revolt", 1712). Seit den Arbeiteraufständen nach dem Ersten Weltkrieg begannen sich vor allem Schwarze Jugendliche vermehrt gegen die Angriffe Weißer zu organisieren (vgl. Tate 1996: 2719 ff.).[31] Mit den Aufständen in Harlem (1935 und 1943) sowie in Detroit (1943) begann ein anderes Muster von „race riots" als von Schwarzen initiierte Angriffe auf Besitz von Weißen innerhalb Schwarzer Communities, so Tate (ebd.: 2723). Diesem Muster folgten auch die Aufstände in Harlem 1964, Watts 1965, Newark und Detroit 1967. Nach der Ermordung Martin Luther Kings 1968 kam es zu Aufständen in vielen Städten der USA, wovon die größten in Kansas und Baltimore stattfanden.

Die sozialwissenschaftliche Untersuchung der „race riots" im Auftrag der 1967 einberufenen „Kerner Commission" („National Advisory Commission on Civil Disorders") ist auch ein Zeichen dafür, dass der

30 Aufgrund der Geschichte der rassistischen Verfolgung von Schwarzen durch Weiße US-Amerikaner, die sich schon in der Zeit vor dem Bürgerkrieg zusätzlich zur Sklavenherrschaft in Gewaltausbrüchen von Weißen gegenüber Schwarzen entlud, nennt Tate Angriffe von Weißen gegenüber Schwarzen den „race riot" im „klassischen" Sinn. Nach dem Rückzug der Bundestruppen aus den Südstaaten 1877 im Anschluss an den Bürgerkrieg sei darüber hinaus eine „radikale Bewegung" gegen Schwarze entstanden. Charakteristisch war für diese Bewegung die Begründung von Gewaltausbrüchen von Weißen gegenüber Schwarzen mit dem Gerücht der Vergewaltigung einer Weißen Frau durch einen Schwarzen Mann, so Tate. Der Ablauf eines „race riots" wird folgendermaßen beschrieben: „In the classic ‚race riot' (i.e. whites attacking blacks), white mobs, usually operating with the tacit support of the police, invaded a city's black community. The attacks were directed against both persons and property, and were in many aspects similar to lynch mobs with larger targets. Intimidated African Americans made sporadic efforts to defend themselves, but were quickly overwhelmed and forced to flee or retreat from their political and economic positions." (Tate 1996: 2721).

31 Vgl. hierzu auch Kerner Report: 213 ff.; 234.

Identitätsbegriff zur anerkannten Kategorie für die Beschreibung und Analyse gesellschaftlicher Ereignisse geworden ist. In einem Bericht über die Untersuchung der Aufstände in Detroit und Newark, die 1967 die schwersten Aufstände waren (Kerner Report: 32), kommen die Autoren zum Schluss, die Ursachen für die Beteiligung an einem Aufstand seien auf den Ausschluss aus der „Weißen Gesellschaft" hinsichtlich des „ökonomischen und sozialen Lebens" zurückzuführen sowie auf Gefühle von „racial pride" der Aufständischen (Caplan/Paige 1968: 21). Als kennzeichnend dafür gilt, dass die „rioters" traditionelle negative Stereotypien zurückwiesen und sie in positive umwendeten. Sie hätten einen „Sinn für Schwarzes Bewusstsein" ausgebildet. Es ist die Rede von „racial identity" (ebd.: 21), was an der Selbstdefinition als „black", im Unterschied zu „Negro" oder „colored" festgemacht wird, in der Entwicklung von „racial pride" sowie in dem Wunsch nach Unterricht in afrikanischer Geschichte und Sprache.[32] Im Kerner Report wird der

32 Diese Erklärung wird als „blocked-opportunity theory" bezeichnet. Demnach sahen „rioters" rassistische Diskriminierung als Hindernis etwa für die Anstellung in einer bestimmten Arbeitsstelle, in signifikantem Unterschied zu denjenigen, die sich nicht aktiv an den Aufständen beteiligt hatten. Andere Erklärungsmuster werden als falsch ausgewiesen, wie die sogenannte „riffraff theory" – derzufolge die Aufständischen als „deviant" gelten, D. h. die Ursachen für aufständisches Agieren in den sozialen Akteuren ausgemacht werden. Auch eine weitere Theorie, die die Ursachen für die Beteiligung an den „riots" in den sozialen Akteuren selbst ausmacht – „relative-deprivation-theory" – wird nicht verifiziert. Dieser Theorie zufolge seien es vorenthaltene Möglichkeiten auf die Verbesserung der Situation in ökonomischer und sozialer Hinsicht, die zur Beteiligung an einem „riot" veranlassen, und zwar gerade aufgrund einer bereits stattgefundenen Verbesserung, die jedoch angesichts der Möglichkeit einer weitergehenden Verbesserung als enttäuschend empfunden werde.
Im Kerner Report selbst wird ebenso argumentiert, wenn als Hauptursachen für die Aufstände erstens der Ausschluss von AfroamerikanerInnen von dem „Gewinn ökonomischen Fortschritts durch Diskriminierung in Beschäftigungsverhältnissen und Ausbildung" sowie deren aufgezwungene Beschränkung auf „segregierte Wohnbedingungen und Schulen" (S. 203) genannt wird. Zweitens wird Ghettobildung aufgrund von Migration von AfroamerikanerInnen vom Land in die Stadt, von den Südstaaten in die Großstädte der Nordstaaten genannt in Kombination mit dem Auszug Weißer Mittelschichtsangehöriger in die Vorstädte. Drittens wird die Ghettobildung insofern als Ursache für die Entstehung der Aufstände angesehen, als sich dabei rassistische Segregation und Armut überschnitten und gegenseitig verstärkten (ebd.). Es wird unterstrichen, dass die Ghettos von Weißen Institutionen geschaffen, aufrechterhalten und geduldet wurden (ebd.: XVII). Als zentrale Ursache werden Vorurteile in der Weißen Gesellschaft gegenüber AfroamerikanerInnen genannt (ebd.: XX) sowie „racial attitude and behavior of white Americans toward black Americans" und „White racism" (ebd.: 203). Grundsätzlich stimmen die Ursachen, die

Begriff Identität im Sinne von „American identity" zur Beschreibung nationaler Einheit verwendet: „Just as Lincoln, a century ago, put preservation of the Union above all else, so should we put creation of a true union – a single society and *a single American identity* – as our major goal" (Kerner Report: 413; Hervorhebung I. J.). Bei Caplan/Paige wird der Begriff Identität als „racial identity" eingeführt, als Synonym von „black consciousness" (Caplan/Paige: 21). Im Kerner Report wird der Begriff „racial consciousness" mit der Black Power Bewegung in Zusammenhang verwendet (Kerner Report: 205).[33]

In diesem Gebrauch des Konzepts Identität zeigt sich eine Regelmäßigkeit, die bereits als kennzeichnend für die Rede von Identität beschrieben worden war. Es wird ein generischer Begriff – „American identity" – hervorgebracht, indem diejenigen zum Untersuchungsobjekt gemacht werden, die als abweichend gelten – „racial identity" und „racial consciousness". Es ist auffällig, dass „racial identity" nur in Bezug zu AfroamerikanerInnen thematisiert wird. So wird im Kerner Report und im Bericht von Caplan/Paige „racial identity" und „racial consciousness" Schwarzen zugeschrieben; bei Weißen, deren Rassismus zwar als Ursache für die Aufstände und die nach „rassischen" Kriterien segregierte Gesellschaft angeführt wird, wird demgegenüber „racial attitude and behavior" (Kerner Report: 203) ausgemacht. D. h. während Weißen eine als „racial" charakterisierte „Haltung" und als „racial" charakterisiertes „Verhalten" zugeschrieben wird, werden Schwarze aufgrund einer als „racial" charakterisierten „Identität" klassifiziert. Im Unterschied zu denjenigen Schwarzen, die nicht aktiv an den Aufständen teilgenommen hatten, wird für Schwarze, die aktiv am „riot" teilgenommen hatten, die Ausbildung von „racial identity" zum ausschlaggebenden Unterscheidungsmerkmal: Ursache für den Ausbruch der „riots" war, diesen sozialwissenschaftlichen Analysen zufolge, die Ausbildung von „racial identity". Auch in einem weiteren sozialwissen-

im Kerner Report benannt werden, mit denen, die von Caplan und Paige für die Aufstände in Detroit und Newark angeführt werden, überein.

33 Damit wird eine „neue Stimmung" („new mood") unter AfroamerikanerInnen definiert, was zur Ausbildung von Selbstachtung und gesteigertem „raical pride" führe (Kerner Report: 205). Als Ursache für die Entwicklung dieses Bewusstseins wird „Entfremdung und Feindseligkeit gegenüber den Institutionen von Gesetz und Regierung und der Weißen Gesellschaft, die sie kontrolliert" (ebd.: 205) ausgemacht. Die Autoren des Kerner Report äußern allerdings eine gewisse Skepsis in Bezug zu dem Begriff „black consciousness", etwa in der Bewertung als „household phrase". Er gilt als unklar: „[…] the term generated intense discussions of its real meaning, and a broad spectrum of ideologies and programmatic proposals emerged" (ebd.: 233).

schaftlichen Text macht der Autor Blauner bei Weißen zwar Angst vor Machtverlust angesichts der Stärke der Black Power Bewegung aus, während bei AfroamerikanerInnen die Gefahr von Identitätsspaltung und Identitätsverlust (1969: 401) analysiert wird. Blauner als einer der Autoren, die den Begriff des Kolonialismus für die Bürgerrechtsbewegung bzw. Black Power Bewegung aufbringen, kann im Kontext der Bürgerrechtsbewegung verortet werden. Sowohl für die Autoren der Studie, die von der Kerner Commission in Auftrag gegeben worden war, als auch für einen Teilnehmer oder Sympathisanten der Bürgerrechtsbewegung kann festgehalten werden, dass die „Frage der Identität" sich offenbar nur AfroamerikanerInnen, und zwar besonders den Aufständischen, stellt. Gleichzeitig wird im Kerner Report die nationale Einheit unter dem Begriff „American identity" performativ hervorgebracht.

Die Rede von Identität stellt auch in diesem Zusammenhang eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung dar. Die Beunruhigung, die von einer auf diese Weise definierten „sozialen Gruppe" innerhalb der national definierten Gesellschaft ausgeht, wird so unter Kontrolle gebracht. Tatsächlich wird in einem weiteren sozialwissenschaftlichen Text, für die Definition von „riot" „der akute Verlust sozialer Kontrolle" als kennzeichnend festgelegt (Lieberson/Silverman 1965: 888). Die Drohung der in Frage gestellten gesellschaftlichen Ordnung kann mit Wagners Beschreibung von Konfigurationen der Moderne als Effekt der „organisierten Moderne" analysiert werden, insofern Organisierung mit „Konventionalisierung sozialer Praktiken in relativ kohärenter, ineinandergreifender Form mit nationalstaatsweiter Ausdehnung" einhergehe, die in wechselseitiger Abhängigkeit stehe zur „Klassifizierung von sozialen Phänomenen" (Wagner 1995: 120). Konventionalisierung ermögliche die Reduzierung von Ungewissheiten und sei eine „kollektive Bemühung, Steuerbarkeit der sozialen Welt zu erreichen", indem sie „von oben" und „von unten" stattfinde. Zur zweiten Form von Konventionalisierung könne die kollektive Organisierung von Interessen etwa in der Arbeiterbewegung gezählt werden. Konventionalisierungsformen „von oben" werden „mit der Unterstützung des Staatsapparats" erreicht, so Wagner (ebd.: 123). Formen der Organisierung betreffen außer allokativen und autoritativen Praktiken die Repräsentationsformen, wie sie etwa in den Sozialwissenschaften geschaffen werden. Wenn seit Mitte der 1950er Jahre in den Vereinigten Staaten zunehmend Proteste artikuliert wurden, die sich mitunter ausdrücklich auf eine jahrhundertelange Entrechtung bezogen wie in der Bürgerrechtsbewegung, so waren sie auch im Widerspruch zu der von Wagner beschriebenen Konventionalisierung gesellschaftlicher Praktiken und mussten als Destabilisierung gesellschaftlicher Ordnung empfunden werden. In diesem Spannungsfeld

zwischen Konventionalisierung und Dekonventionalisierung müssen auch die sozialwissenschaftlichen Bemühungen um die Repräsentation sozialer Phänomene gesehen werden, die Formen der Bedeutungsgebung sind, d. h. soziale Realitäten als solche zuallererst schaffen. Die sozialwissenschaftliche Rede von Identität im Zusammenhang mit den Aufständen von Afroamerikanern in den Großstädten kann vor diesem Hintergrund als Form der Konventionalisierung aufgefasst werden. Neben der Konventionalisierung „von oben", zu der die Rede von Identität in den Untersuchungen des staatlich eingesetzten Ausschusses Kerner Commission zählt, erfolgte eine Organisierung „von unten" in sozialen Bewegungen. Die Problematisierung von Identität im Kontext dieser Bewegungen wird im Folgenden untersucht.

6.2.2 Identität und der Status des Menschen

Die Problematisierung von Identität in sozialen Bewegungen wurde in den 1950er und 1960er Jahren oft als Forderung nach dem Status des Menschen vorgebracht. Dies steht im Zusammenhang mit der oben dargestellten Diskursivierung des „Menschen" durch die völkerrechtliche Instituierung in der Charta der Vereinten Nationen und in der Menschenrechtserklärung. Im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg wurde angesichts der Ungeheuerlichkeit der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik und angesichts der Vernichtungsgewalt der im Zweiten Weltkrieg eingesetzten Atombombe die Rede vom Menschen (neu) begonnen. Im Zuge der Dekolonisation wurde u. a. von Fanon die Auseinandersetzung mit Kolonialismus und Rassismus mit dem Bezug auf den Menschen begründet. Während die Konzeption der Identität, wie oben dargestellt, für eine *wissenschaftliche Thematisierung* von „Rasse", Nation und Geschlecht steht, erlaubt die Problematisierung des Menschen die Thematisierung einer spezifischen *Ethik* – der unhintergehbaren Gleichheit in den Rechten. Die Forderung nach dem Status des Menschen wird in dem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" auf einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit zu einer wissenschaftlich begründbaren Forderung. AutorInnen aus dem Kontext sozialer Bewegungen fordern den Status des Menschen ein, da es nicht mehr akzeptabel war, soziale Ungleichheit darin zu begründen, dass sozialen AkteurInnen ihr Menschsein abgesprochen wurde. Im Folgenden wird die Problematisierung von Identität in Texten von AutorInnen, die der Bürgerrechtsbewegung und der Frauenbewegung zugeordnet werden können, untersucht. Dabei soll analysiert werden, auf welche Weise die Rede von Identität von den diskurstragenden Kategorien Sprache/Normen, Einheit, Geschlecht und Entwicklung organisiert wird.

Die Einforderung des Status des Menschen in Bürgerrechtsbewegung und Black Power Bewegung

James Baldwins Warnung, „Entmenschlichung" mache sich als „Identitätsverlust" bemerkbar, richtet sich an AmerikanerInnen: „Our dehumanization of the Negro then is indivisible from our dehumanization of ourselves: the loss of our own identity is the price we pay for our annulment of his" (1998 [1951]: 20). In dem Essay *Many Thousands Gone*, 1951 erstmals erschienen sowie 1955 in dem Essayband *Notes of a Native Son*, thematisiert Baldwin „Identität" im Sinne von US-amerikanischer, d. h. nationaler Identität sowie als Bezeichnung für die Erfahrung von AfroamerikanerInnen. Baldwins Gebrauch des Identitätsbegriffs gehört also zu den frühesten Thematisierungen von Identität in dem Sinne, wie sie für die sozialwissenschaftliche Konzeption des Begriffs charakteristisch ist: kollektive Identität, entworfen als Prämisse für die Entwicklung personaler Identität. Es ist zudem eine Problematisierung sozialpolitischer Phänomene unter dem Begriff von Identität.

Die oben zitierte Passage aus Baldwins Essay ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. Erstens ist darin ein konstitutives Element der Problematisierungsweise von Identität enthalten: die Definition von Identität ex negativo. Die Rede über Identität ist eine Rede über ihr Fehlen, den (drohenden) Verlust von Identität, die Zerstreuung, kurz, das, was als Gegensatz von „Krise" versus „Identität" als konstitutiver Gegensatz der diskurstragenden Kategorie Einheit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" rekonstruiert worden ist. Zweitens ist dies die Thematisierung von Identität im Sinne von Menschlichkeit, die für eine bestimmte Ethik steht.

Drittens wird hier nationale Identität als „we" hervorgebracht, indem die Geschichte der Figur des „Negro" als konstitutiv für US-amerikanische Geschichte entworfen wird. Dabei wird vollzogen, was der Autor fordert: in der Erzählung, die nun entfaltet wird, erfolgt die Anerkennung der Bedeutung dieser Geschichte des „Negro", wird das „we" performativ hervorgebracht *durch* die Anerkennung der Geschichte des „Negro". Mit „we" als generischem Begriff, der US-amerikanische Identität bezeichnet, wird hervorgebracht, was als fehlend beschrieben ist. Der Verlust bzw. die Herstellung einer nationalen Identität ist gekoppelt an „Menschlichkeit" im Sinne einer Ethik, die den Anspruch auf den Status des Menschen begründet. Sowohl dieses „we" als auch die Figur des „Negro" sind auf einer phantasmatischen Ebene verortet. Die Figur des „Negro" wird folgendermaßen bestimmt: "We cannot ask: what do we *really* feel about him. […] The story of the Negro is the story of America – or, more precisely, it is the story of Americans. […] One may say that the Negro in America does not really

exist except in the darkness of our minds.“ (1998 [1951]: 19; Hervorhebung i. O.).

Die Geschichte des „Negro“ repräsentiere jene „Schatten“ nationaler Geschichte, mit denen man sich auseinandersetzen müsse, um dieses „wir“ herzustellen. Soweit es gelinge, die Geschichte zu verstehen, die auf diese Weise erzählt wird, könne man sich auch der Geschichte Amerikas annähern. In dem Maße, in dem man jedoch „entfremdet“ sei von der Erzählung des „Negro“, in dem Maße seien Amerikaner sich selbst entfremdet. Der Begriff der „Entfremdung“ ist dabei der Herstellung des „we“ entgegengesetzt: Entfremdung verhindert die Herstellung des „we“.

„The ways in which the Negro has affected the American psychology are betrayed in our popular culture and in our morality; in our estrangement from him is the depth of our estrangement from ourselves. […] The Negro in America, gloomily refered to as that shadow which lies athwart our national life, is far more than that.“ (Ebd.)

Baldwin vollzieht hier eine Umkehrung der Nationalgeschichte, derzufolge „dieser Schatten“ dem „nationalen Leben quer liegt“, indem er die Entfremdung von AfroamerikanerInnen von ihrer Geschichte als Entfremdung aller AmerikanerInnen von ihrer nationalen Geschichte herausstellt. Entfremdung steht dafür, dass AfroamerikanerInnen der Status des Menschen versagt wird, indem ihre Geschichte, ihre Realität in „Symbole und Zeichen, in Hieroglyphen“ und in Statistiken gebracht sei:

„It is only in his music, which Americans are able to admire because a protective sentimentality limits their understanding of it, that the Negro in America has been able to tell his story. […] and the story is told, compulsively, in symbols and signs, in hieroglyphics; it is revealed in Negro speech and in that of the white majority and in their different frames of reference. […] One may say that the Negro in America does not really exist except in the darkness of our minds. This is why his story and his progress, his relationship to all other Americans, has been kept in the social arena. He is a social and not a personal or a *human* problem; to think of him is to think of statistics, slums, rapes, injustices, remote violence; it is to be confronted with an endless cataloguing of losses, gains, skirmishes; it is to feel virtuous, outraged, helpless, as though his continuing *status* among us were somehow *analogous to disease* – cancer, perhaps, or tuberculosis – which must be checked, even though it cannot be cured. In this arena the black man acquires quite another aspect from that which he has in *life*. We do not know what to do with him in *life*.“ (Ebd.: 19 f.; Hervorhebung I. J.)

Dass die Geschichte von AfroamerikanerInnen ausschließlich in symbolischer Form (der „Symbole und Zeichen“ sowie der Statistiken) existiere, gilt Baldwin als Kennzeichen ihrer Entfremdung: Entfremdung vom Status des Menschen, vom „Leben“. Was hier aufgezeigt wird, ist die Objektivierung der Erfahrungen von AfroamerikanerInnen, indem sie kategorisiert werden, zum Symptom gemacht werden. Dabei wird die Entfremdung von AfroamerikanerInnen zur Entfremdung aller AmerikanerInnen und auf diese Weise die Herstellung „unserer Identität“ von US-AmerikanerInnen an die Geschichte von AfroamerikanerInnen geknüpft. Anders als in Eriksons Theorie, in der in der Figur der negativen Identität AfroamerikanerInnen objektiviert sind für die Ausbildung einer kollektiven nationalen Identität als „Weiß“,[34] wird bei Baldwin die Objektivierung von AfroamerikanerInnen zum Hindernis für die Ausbildung einer nationalen Identität.

Identität wird demnach als Thematisierung eines fehlenden Status des Menschen und im Sinne von fehlender nationaler Identität eingeführt. Der Status des Menschen ist mit einer Bedeutungsgebung im Sinne von „Leben“ verbunden, was der sozialwissenschaftlichen „Katalogisierung“, der Objektivierung in Form einer „sozialen Pathologie“ entgegengesetzt wird. Menschsein und Identität ist dem „Tod“ entgegengesetzt, wie neben der oben zitierten Passage auch Baldwins Kritik an Richard Wrights Romanfigur „Bigger“ aus dem Roman *Native Son* zeigt:

„To present Bigger as a warning is simply to reinforce the American guilt and fear concerning him, it is most forcefully to limit him to that previously mentioned social arena in which he has *no human validity*, it is simply to condemn him to *death*. For he has always been a warning, he *represents* the evil, the sin and suffering which we are compelled to reject.“ (1998 [1951]: 33; Hervorhebung I. J.)

Der Status des Menschen wird darüber hinaus an die Existenz einer kollektiven Geschichte geknüpft. Es ist die kollektive Geschichte, die Teilhabe an einer „vorgestellten Gemeinschaft“, die zur Voraussetzung für das Menschsein gemacht wird. Die Konstruktion einer kollektiven Zugehörigkeit wird zum Zeichen für „Leben“, das in der Objektivierung vorenthalten sei:

„What is missing in his situation and in the representation of his psychology – which makes his situation false and his psychology incapable of development – is any revelatory apprehension of Bigger as one of the Negro’s realities or as

34 Vgl. 5.3.

one of the Negro's roles. This failure is part of the previously noted failure to convey any sense of *Negro life as a continuing and complex group reality*. Bigger, who cannot function therefore as a reflection of the social illness, *having*, as it were, *no society to reflect*, likewise refuses to function on the loftier level of the Christ-symbol." (Ebd.: 30; Hervorhebung I. J.)

Die Vorenthaltung des Status des Menschen platziert die davon Betroffenen außerhalb eines gesellschaftlichen Zusammenhangs, eine Kritik an Rassismus als Herrschaftsverhältnis, wie sie auch von Fanon formuliert worden war.[35] Schwarze sind in dieser Logik nicht als soziale AkteurInnen konstruiert. In der Diskussion von Wrights Romanfigur Bigger wird diese Verknüpfung von Status des Menschen und Gesellschaftlichkeit explizit. Vom Status des Menschen ist das „Monster" abgegrenzt und ihm entgegengesetzt. Als „Monster" gilt, wer aus der national definierten Gemeinschaft ausgeschlossen ist, d. h. auch aus anderen Gemeinschaften, die im Modus der Nation definiert sind wie Minderheiten als „Unternation".[36]

„It is the question of Bigger's humanity which is at stake, the relationship in which he stands to all other Americans – and by implication, to all people – and it is precisely this question which it cannot clarify, with which it cannot, in fact, come to any coherent terms. He is the monster created by the American republic, the present awful sum of generations of oppression; but to say that he is a monster is to fall into the trap of making him subhuman and he must, therefore, be made representative of a way of life which is real and human in precise ratio to the degree to which it seems to us monstrous and strange." (Ebd.: 31)

35 Vgl 6.1.

36 Margaret Meads Erzählung über die Akzeptabilität von Witzen über „Irre" und Afroamerikaner zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs untermauert Baldwins Darstellung. Im Unterschied dazu seien Witze, „die einzelne Völker betrafen", sanktioniert gewesen (Mead in Mead/Baldwin 1973 [1971]: 100). Meads Anekdote weist auf zweierlei hin. Erstens scheint die Nation als Konzeption mit ungeheurer Bedeutung aufgeladen zu sein, was sicherlich auch auf die Kriegssituation zurückzuführen ist. Jedenfalls scheint die nationale Definition von sozialen AkteurInnen sie davon auszunehmen, Objekte von Witzen zu werden. Zweitens weist Meads Darstellung darauf hin, dass „Irre" und „Schwarze" aus diesen Definitionen der Nation ausgeschlossen waren: „Nun wir verwandelten sie in Irrenwitze. Die Irrenwitze, die Negerwitze – in all diesen Witzen ging es nun um Irre" (ebd.). Zu diesem Zeitpunkt war die Definition von AfroamerikanerInnen als Minderheit offenbar nicht eine allgemein anerkannte Definition, D. h. eine Definition im Modus der Nation. Wer eine solche Definition nicht beanspruchen konnte, galt als „irre".

Den Schwarzen zum Unmenschen zu machen, ist das Ergebnis einer rassistischen Logik, die den Menschen definiert, indem bestimmt wird, wer weniger als Mensch ist, also „subhuman", „dehumanized".[37] Was u. a. von Baldwin als „Entmenschlichung" beschrieben wird, hat in der Geschichte der Sklavenherrschaft in den Vereinigten Staaten eine historische Grundlage in der im Recht instituierten Definition von Sklaven als Ware und als Besitz, wodurch sie nur Objekte und nicht Subjekte rechtlicher Regelungen waren (vgl. Kramer 1993: 30). Auf diese Geschichte wird im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung Bezug genommen, wenn der Status des Menschen eingefordert wird.[38] SklavInnen bekamen den Namen des Sklavenhalters, der auf diese Weise seinen „Besitz" kennzeichnete. Mit anderen Worten, sie hatten keinen eigenen Namen, da sie wie „Tiere" behandelt worden waren, so Baldwin (1998 [1962]: 335), und 1857 von dem Obersten Gerichtshof zu „three-fifths of a man" erklärt worden waren. Mit dieser institutionellen Praktik wird der Status des Menschen ins Verhältnis zur Namensgebung gesetzt und bedeutet für AfroamerikanerInnen bis in die Gegenwart „Namenlosigkeit", bzw. keinen anderen Namen zu kennen als den, der einst von einem Sklavenhalter gegeben worden war (ebd.). Diese Vorenthaltung des Status des Menschen und die Nichtexistenz außerhalb der Sklavenherrschaft, bzw. des rassistischen Herrschaftsverhältnisses, das deren Vermächtnis ist, spiegelt sich in der „Namenlosigkeit" wider, die von Baldwin und anderen angeprangert wird. In Baldwins Texten wird dies immer wieder thematisiert, etwa im Titel von Essays und Büchern.[39] „Namenlosigkeit" im Sinne einer fehlenden juristischen Identität steht demnach für die Aberkennung eines Status des Menschen und wird auf Identität als psychosozialen und kollektiven Begriff erweitert.

37 Vgl. hierzu auch Frazier, der die Konstruktion von Schwarzen als „subhuman" kritisiert (1971 [1962]: 64). Ein weiteres Beispiel ist Carmichaels/Hamiltons Kritik am Kolonialismus, er „entmenschliche" den Schwarzen Mann und/oder Menschen („dehumanize black man", (1969 [1967]: 47). Vgl. a. Emerson/Kilson (1966: 651), Turner (1973 [1969]: 235 ff.).

38 White Katz nennt Gesetze von 1662 (Virginia) und 1740 (South Carolina), in denen festgelegt wurde, dass der Status von Sklaven und Sklavinnen von dem Status der Mutter abgeleitet wird. In Gerichtsentscheidungen (z. B. in Maryland 1834) wurden versklavte Frauen im Sinne von „weiblichen Tieren" und „Zuchtstuten" definiert. Bei diesen ungeheuerlichen juristischen Praxen handelt es sich um die Legalisierung von Konventionen (White Katz 1962: 278 ff.).

39 Dazu gehört auch der Titel des Essays *Nobody knows My Name: A Letter from the South* (1959), der dem Band von 1962 den Titel verleiht (*Nobody Knows My Name*) und des Bandes *No Name in the Street*, der in den Jahren 1969 bis 1975 entstand und 1976 erstmals veröffentlicht wurde.

Dem entgegengesetzt ist der Kampf um Identität als „Menschwerdung“: „[…] this past, this endless struggle to achieve and reveal and confirm a human identity, human authority, yet contains, for all its horror, something very beautiful.“ (1998 [1963]: 342 f.). Emerson/Kilson koppeln die These von der „Unausweichlichkeit der Frage von Identität“ („inescapable issue of identity“) an die Anerkennung als „Mensch“ (1966: 651). Auf diese Weise wird die Forderung nach dem Status des Menschen zur „unausweichlichen Frage der Identität“, indem letztere in erster begründet wird. In diesem Sinn versteht auch Blauner die Aufstände in den amerikanischen Großstädten als „assertions of dignity and manhood for young Blacks in urban ghettos“, wenn an die Kämpfe der Dekolonisation angeknüpft wird (Blauner 1969: 400), und das „Zeitalter des Menschen“ („our contemporary Age of Man“) erneut ausgerufen wird (O’Dell 1966: 296).

Der Mensch als Mann

Handelt es sich bei dem neuen „Zeitalter des Menschen“ um ein „Zeitalter des Mannes“? Die Thematisierungen von „Mensch“ in den hier zusammengetragenen Texten aus dem Kontext der Bürgerrechtsbewegung und der Black Power Bewegung legen eine derartige Lesart nahe. Den Status des Menschen zu beanspruchen für Schwarze, ist oft auf den Begriff des Schwarzen Mannes gebracht.[40] Dass es sich dabei nicht um eine Eigenheit der englischen Sprache handelt, in der „man“ sowohl „Mensch“ als auch „Mann“ bedeutet, zeigen jedoch Passagen aus Texten von James Baldwin, die im Folgenden exemplarisch analysiert werden. In diesen Texten, in denen der Status des Menschen eingefordert wird, sind Reflexionen darüber, was diesen ausmache, worin das Verfehlen dieses Status besteht und welche Bedeutung dies für die Situation von allen Amerikanern und Amerikanerinnen hat. Während eine Definition des Menschen gegeben wird, wird nicht nur der Mensch als geschlechtliches Wesen definiert – nämlich als Mann. Es wird außerdem deutlich, auf welche Weise diese Definition des „Menschen“ in Geschlechterverhältnissen begründet ist und wie Geschlechterkonzeptionen und die Herstellung der Nation miteinander verflochten sind.

40 So etwa in der bereits zitierten Passage aus Blauners Text. Blauner zufolge haben die Aufstände in den 1960er Jahren eine „psychische Funktion“: „assertions of dignity and manhood for young Blacks in urban ghettos“ (Blauner 1969: 400). Ein weiteres Beispiel ist Carmichael und Hamiltons Aussage: „At all times, then, the social effects of colonialism are to degrade and to dehumanise the subjected black man“ (Carmichael/Hamilton 1967: 47).

In dem bereits zitierten Essay „Nobody Knows My Name: A Letter from the South", 1959 erstmals erschienen sowie 1961 titelgebend für den Essayband *Nobody knows My Name*, beschreibt der Autor eine Reise in die Südstaaten der USA, wo sich seit Mitte der 1950er Jahre die Bürgerrechtsbewegung gegen die Entrechtung von AfroamerikanerInnen organisiert hatte. Die AktivistInnen stießen auf erbitterten Widerstand von Weißen Amerikanern und Amerikanerinnen, die entschlossen waren, eine entsprechend von Rassenkonstruktionen segregierte gesellschaftliche Ordnung mit Gewalt aufrechtzuerhalten und gegen ihre Anfechtungen neu zu begründen. Baldwin beschreibt in einigen der Essays den Kampf von AktivistInnen gegen die segregierten Schulen, die Angriffe von Weißen auf Schwarze Schüler, die Situation von AktivistInnen, die sich unter Lebensgefahr für die Durchsetzung der BürgerInnenrechte in den Südstaaten und in dem ganzen Land organisierten. Baldwin arbeitet in diesem Band die Konzeption von Identität weiter aus, die Fragen der kollektiven Zugehörigkeit, der Herkunft, der sozialen und historischen Bedingtheit am Ursprung persönlicher Erfahrung verortet: „[…] the question of who I was was not solved because I had removed myself from the social forces which menaced me – anyway, these forces had become interior" (1998 [1961]: 135). Baldwins Essays sind wegen dieser Konzeption von Identität auch programmatisch zu nennen: Die „persönlichen Fragen" (ebd.), denen der Autor in diesen Essays nachzugehen sucht, sind allgemeiner Art und letztlich Fragen der Nation. Dass sie auch Fragen der Menschheit sind, wie wiederholt angemerkt wird, bzw. dass diese als Fragen der Nation gestellt werden, hat mit der Bedeutungszunahme des Nationenkonzepts im Anschluss an den Ersten Weltkrieg zu tun.[41] Sie manifestiert sich in der Erklärung der Menschenrechte, deren Verwirklichung national erfolgen soll, d. h. zur Aufgabe der Nationalstaaten erklärt wird. In diesen Zusammenhang müssen Baldwins Thematisierungen von Identität gestellt werden. Denn ihre Bedeutung beziehen sie ebenso von diesen weltpolitischen Ereignissen wie von den wissenschaftlichen Konzeptionen von Identität, „national character" und „gender role", bzw. „core gender identity".

In dem Essay „Nobody Knows My Name: A Letter from the South" thematisiert der Autor Identität im Sinne von kollektiver Identität von AfroamerikanerInnen und, ausgehend hiervon, als nationale Identität. Es werden verschiedene Topoi als Problematisierungsweisen von Identität hervorgebracht: Identität als Fehlen von Identität, Identitätslosigkeit als Namenlosigkeit, Identität als Namen, Identität als kollektiv geteilte Geschichte, Identität als Anspruch auf den Status des Menschen. Auf

41 Vgl. 5.1.

welche Weise der „Mensch“ in Geschlechterverhältnissen begründet ist, soll im Folgenden herausgearbeitet werden.

„The trouble [i.e. race riot; I. J.] will spread to every metropolitan center in the nation which has a significant Negro population. And this is not only because the ties between Northern and Southern Negroes are still very close. It is because the nation, the entire nation, has spent a hundred years avoiding the question of the *place of the black man* in it.
That this has done terrible things to black men is not even a question. […] But the old black men I looked at down there – those same black men that the Southern liberal had loved; for whom, until now, the Southern liberal – and not only the liberal – has been willing to undergo great inconvenience and danger – they were not weeping. Men do not like to be protected, it *emasculates* them. This is what black men know, it is the reality they have lived with; it is what white men do not want to know. It is not a pretty thing to be a father and be ultimately dependent of the power and kindness of *some other man* for the wellbeing of your house.
But what this *evasion of the Negro's humanity* has done to the nation is not so well known. The really striking thing, for me, in the South was this dreadful paradox, that the black *men* were stronger than the white. I do not know how they did it, but it certainly has something to do with that as yet unwritten history of *the Negro woman*. What it comes to, finally, that the *nation* has spent a large part of its time and energy looking away from one of the principal facts of its *life*. This failure to look reality in the face *diminishes a nation* as it diminishes a person, and it can only be described as *unmanly*.“ (1998 [1959]: 207 f.; Hervorhebung I. J.)

Baldwins Anliegen ist es, die Aufstände in den Großstädten in ihrer Bedeutung zu verallgemeinern, d. h. sie als Problematik zu formulieren, die die ganze Nation angeht, entgegen der Auffassung, es handle sich um ein „Problem“ ausschließlich von Schwarzen und entgegen einer Auffassung, die Afroamerikaner *zum* „Problem“ macht. Der Autor geht aber über eine gesamtgesellschaftliche Erklärung hinaus: Die entsprechend von Rassenkonstruktionen segregierte Gesellschaft wird als Problem der verfehlten Nationenbildung, der unverwirklichten Nation entworfen sowie als Problem der unvollendeten, unvollständigen geschlechtlichen Definition. Daher kann aus der Aussage, es „entmanne“ Schwarze, von einem anderen Mann abhängig zu sein, gefolgert werden, die „Umgehung der Menschlichkeit von Afroamerikanern“ habe Konsequenzen für die ganze Nation. Das heißt, „Entmannung“ und „Entmenschlichung“, Kastration und Aberkennung des Status des Menschen, gehen ineins. Durch die Konzeption des Menschen als Mann wird die rassistische Entrechtung von Schwarzen zum Problem der fehlenden

Geschlechtlichkeit des Mannes. Die Einforderung des Status des Menschen für Schwarze in einem national definierten Zusammenhang wird auf diese Weise an ein Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Mann und, in einer vermittelnden Weise, zwischen Mann und Frau gekoppelt: Die Frage der Nation als eine Frage der Geschlechterverhältnisse.

Es werden demnach Herstellung der Nation und Rassenkonstruktionen in ein Verhältnis zueinander gesetzt („Platz des Schwarzen Mannes" in der Nation). Darüber hinaus werden Rassenkonstruktionen und Geschlechterkonstruktionen in ein Verhältnis gesetzt, indem die Positionierung als „Schwarz" oder „Weiß" als eine Positionierung des „Schwarzen Mannes" und des „Weißen Mannes" definiert ist. Dabei sind es mehrere Geschlechterverhältnisse oder -verhältnismäßigkeiten, die hierfür bestimmend sind. Es ist das Verhältnis zwischen Männern (zwischen Weißem und Schwarzem Mann), das Verhältnis zwischen Männern und Frauen (zwischen Schwarzem Mann und Schwarzer Frau) und schließlich das Verhältnis, in dem diese Geschlechterverhältnisse zueinander stehen. Der Platz des Schwarzen Menschen als Mann in der Nation bestimmt sich nämlich im Verhältnis zum Platz des Weißen Mannes aufgrund des Ausschlusses der Schwarzen Frau aus der Nation wie vom Status des Menschen. Die Schwarze Frau als Schöpferin des Schwarzen Mannes als Mann, der sich im Vergleich zum Weißen Mann als Mann als der Überlegenere behauptet, ist gleichzeitig von diesem Kräftemessen zwischen Männern ausgeschlossen. Dass die Nation sich darin verwirklicht, dem „Leben" und der „Realität" wie ein Mann zu begegnen, bedeutet, Frauen aus diesem Zusammenhang herauszudividieren.[42] Die Schwarze Frau wird als Schöpferin der Männlichkeit des Schwarzen Mannes letztlich auch zur Schöpferin der Nation, während sie per definitionem aus der Nation und vom Status des Menschen, der als Mann definiert ist, ausgeschlossen ist. Sie fungiert als Tauschobjekt zwischen zwei Mannmenschen, die sich ihrer Menschlichkeit aufgrund dieser Position als Subjekte des Tauschs versichern. Die Schwarze Frau wird zum Symbol der Menschlichkeit des Schwarzen Mannes. Es ist gerade diese Symbolfunktion, die sie außerhalb eines Orbits des Menschen und, vermittelt darüber, der Nation platziert. Es ist also eine Nation der Menschen als Männer, die von Baldwin hier hervorgebracht wird, wenn er den Status des Menschen für Schwarze beansprucht.

In einer weiteren Hinsicht wird der Status des Menschen in Geschlechterverhältnissen begründet. Wenn der Status des Menschen die

42 In dieser Erzählung der Nation werden Frauen unabhängig von der Zuschreibung zu einer Hautfarbe herausdividiert. Baldwin thematisiert hier allerdings die Funktion der Schwarzen Frau.

Voraussetzung von Sozialität ist, so sind es sich unterscheidende Geschlechterverhältnisse, die der Definition sowohl der Sozialität als auch der Menschlichkeit zugrundeliegen. In einem anderen Essay aus dem selben Band, „The Male Prison“,[43] führt Baldwin näher aus, in welcher Weise Geschlechterverhältnisse den Status des Menschen bedingen. Das Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Mann in dieser Konzeption des Menschen ist durch die Differenz zu einem homosexuellen Verhältnis gekennzeichnet. Es wird ein Unterschied gemacht zwischen „mankind“ (1998 [1954]: 232) und „masculinity“ (ebd.: 235). „Mankind“, im Deutschen Menschheit, die Menschen, der Mensch, auch die Männer, macht aus, sich über seine „Natur“ zu erheben: „[…] it is one of the greatest impulses of mankind to arrive at something higher than a natural state“ (ebd.: 232). „Masculinity“ bezeichnet demgegenüber das Verfehlen dieses Ziels: nämlich das Eingeschlossensein in die homosexuelle Beziehung zwischen Mann und Mann, „the male prison“, die außerhalb der Sozialität verortet wird und außerhalb des Menschseins. Auf diese Weise kommt ein weiteres Geschlechterverhältnis als Begründung des Menschen zum Tragen. Sozialität und Menschsein sind in dem Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Frau begründet, das, zumindest der Möglichkeit nach, ein sexuelles ist: „[…] the possibility of entering in the communion with another sex“ (ebd.: 235).

„And again: It is one of the facts of life that there are two sexes, which fact has given the world most of its beauty, cost it no little anguish, and contains the hope and glory of the world. And it is with this fact, which might better perhaps be called a mystery, that every human being born must find some way to live. For, no matter what demons drive them, men cannot live without women and women cannot live without men.“ (Ebd.: 234)

Wenn der Autor argumentiert, das Verhältnis zwischen Mann und Frau könne Sozialität fundieren („the possibility of genuine *human* involvement“; ebd.: 234; Hervorhebung I. J.), da es in den „Tatsachen des Lebens“ begründet sei, dann nur um den Preis einer gewissen Paradoxie. Denn wenn es den Menschen definiert, sich über seine „Natur“ zu erheben, stellt sich die Frage, warum es andererseits die „Tatsachen des Lebens“ sind, deren Anforderungen der Mensch gerecht werden muss, um Mensch zu sein. Worin unterscheiden sich „Natur“ und „Leben“? Von seiner „Natur“ müsse der Mensch sich abheben, die in diesem Fall für die Abweichung von einer allgemein anerkannten Norm steht, nämlich für die Homosexualität. Dem „Leben“ müsse er gerecht werden, da

43 Der Text erschien erstmals 1954 unter dem Titel „Gide as Husband and Homosexual“.

es für die Eigenart des Menschen steht, die in Zweigeschlechtlichkeit und Komplementarität der zwei Geschlechter begründet wird. Soziale Interaktion („genuine human involvement") ist in dieser Komplementarität der Geschlechter begründet, und in der Verbindung mit dem anderen Geschlecht eröffne sich dem Menschen „Leben" und „Freiheit", die gegen die „Tyrannei der eigenen Persönlichkeit" angeführt wird (ebd.: 235).

Diese Argumentation stimmt in bemerkenswerter Weise mit Eriksons Entwicklungsmodell der Identität überein. Im Entwicklungsstadium des jungen Erwachsenen ist als Entwicklungsziel „Intimität" mit dem anderen Geschlecht festgelegt, dem das Verfehlen dieses Ziels in der Form der „Isolation" entgegengesetzt ist.[44] Bei Erikson wie bei Baldwin ist die soziale Interaktion in der Komplementarität der Geschlechter, in der heterosexuellen Beziehung begründet. Dass darin „Leben" ausgemacht wird, ist eine Argumentationsstrategie, die Wahrheitswirkung verleiht. Gegen das „Leben" selbst kann kaum ein Gegenargument geführt werden, es ist die letzte Begründung. Es wird hier allerdings davon ausgegangen, dass mit der Argumentation, die sich auf „Leben" als Begründung stützt, eine Norm hervorgebracht und abgesichert wird. Die Normen, um die es in diesem Fall geht, sind Norm der Zweigeschlechtlichkeit, Norm der Heterosexualität sowie eine Norm männlicher Überlegenheit. Ihre Einhaltung garantiert die Zugehörigkeit zum Menschsein, seine Sozialität und letztlich die Zugehörigkeit zur Nation. Denn was die Bestimmung des Status des Menschen sowohl in Bezug zur Nation als auch in Bezug zur sozialen Interaktion zusammenhält, ist ihre Definition als „Leben". Die Verknüpfung von „Mensch" mit „Nation" und „Leben" ist in dem Geschlechterverhältnis zwischen Mann und Mann als asexuell und dem Geschlechterverhältnis zwischen Frau und Mann als sexuell begründet.

Allerdings weist Baldwin darauf hin, dass das Verhältnis von Weißem Mann und Schwarzem Mann als Machtverhältnis durchaus eine sexuelle Dimension hat. In einem späteren Text von 1972, „No Name in the Street", greift Baldwin die Thematik von Menschsein und Mannsein wieder auf.

„With his wet eyes staring up at my face, and his wet hands groping for my cock, we were both, abruptly, in history's asspocket. It was very frightening – not the gesture itself, but the abjectness of it, and the assumption of a swift and grim complicity: as my identity was defined by his power, so was my humanity to be placed at the services of his fantasies." (Baldwin (1998 [1972]: 390)

44 Vgl. 5.1; 5.2.

In der Beschreibung der kastrierenden Geste eines Weißen Mannes gegenüber dem Autor als Schwarzem Mann, wird nicht nur die Komplizenschaft des Weißen und des Schwarzen Mannes bei dieser Entmännlichung/Entmenschlichung des Schwarzen Mannes thematisiert. Die „Angst", die diese Handlung auslöst, bezieht sich dabei auf die Komplizenschaft der Männer – auch und gerade des Schwarzen Mannes mit dem Weißen Mann. Darüber hinaus aber kann Baldwins Text auch als präzise Beschreibung der Wirkungsweise einer Norm der Heterosexualität gelten: sie entfaltet ihre Macht aufgrund der Leugnung der sexuellen Dimension des Machtverhältnisses zwischen Weißem Mann und Schwarzem Mann. Nicht umsonst versieht der Schriftsteller Baldwin die Beschreibung dieses Aktes mit dem Attribut „abjectness", das neben „Niedertracht" und „Gemeinheit" auch „Verworfenheit" bedeutet. Es ist die sexuelle Dimension des Verhältnisses zwischen Mann und Mann, die verworfen werden muss. Die Macht des Weißen Mannes in der Tradition der Sklavenherrschaft beruht u. a. auf dieser Komplizenschaft und der Leugnung ihrer sexuellen Dimension, so wie die Unterwerfung des Schwarzen Mannes diese Verwerfung erfordert.

Entmännlichung/Entmenschlichung ist dabei in dem Objektstatus begründet, der dem Schwarzen Mann so zugeschrieben wird, sowie in der Homosexualität, die den Schwarzen Mann außerhalb des Menschseins platziert. Es ist allerdings nicht nur der Schwarze Mann, der auf diese Weise entmännlicht/entmenschlicht wird: Baldwins Intention ist es, die Entmännlichung/Entmenschlichung auch des Weißen Mannes aufzuzeigen. Die Gewalt der kastrierenden Handlung steht in gefährlicher Nähe zu dem Begehren, das ebenso entmännlicht und entmenschlicht – das homosexuelle Begehren des Mannes nach dem Mann.

Dieses Dreiecksverhältnis zwischen Mann, Mann und Frau wurde von Sedgwick mit der Konzeption des „erotischen Dreiecks" theoretisch gefasst. Es definiert den symbolischen Tausch zwischen zwei Männern, die sich als Subjekte des Tauschs entwerfen aufgrund der Transaktion, in der eine Frau als Objekt des Tauschs figuriert (1985: 25 f.). Geregelt wird diese Konstellation durch Heteronormativität, eine Norm der Zweigeschlechtlichkeit sowie durch patriarchale Macht, die auf diese Weise reproduziert wird. Das heißt das Verhältnis zwischen dem Mann und dem Mann ist durch die Leugnung eines homoerotischen Begehrens definiert, während das Verhältnis zwischen Mann und Frau das von Subjekt und Objekt des Tauschs ist, in das die legitime Form des Begehrens eingelassen ist.[45]

45 Vgl. 2.5.

Diese Verhältnisse finden sich wieder in dem Entwurf des Schwarzen Mannes als Menschen, der seinen Status exklusiv macht aufgrund des Entwurfs des Menschen als Mann, der den Status des Menschen als Mann begehrt – oder umgekehrt: die Aberkennung eines Status des Menschen als Aberkennung von Mannheit, Männlichkeit bestimmt. Die Schwarze Frau hat in dieser Konstellation die Funktion eines Objekts des Tauschs: während sie sowohl den Schwarzen wie den Weißen Mann ihrer Menschlichkeit versichert, indem sie als Objekt des Tausches deren Männlichkeit – bzw. deren graduelle Differenzierung – symbolisiert, ist sie selbst als Objekt des Tauschs von Männlichkeit wie Menschlichkeit ausgeschlossen. Anders gesagt, die Definition der Schwarzen Frau ist in dem Ausschluss von einer Subjektposition des Tauschs und damit von einer Definition als Mann sowie von dem Status des Menschen begründet. Was auf diese Weise hergestellt wird, ist eine Hierarchie von „Menschen" als Männern, deren Positionierung von dem Grad ihrer „Männlichkeit" abhängt.

Aus diesem Grund können die verschiedenen Autoren und Aktivisten den Status des Menschen für Schwarze einfordern, indem er als Männlichkeit definiert wird, oder umgekehrt die Aberkennung des Status des Menschen als Verlust der Männlichkeit problematisiert wird. Mag sich die Bewertung der Männlichkeit/Menschlichkeit von Weißen und von Schwarzen Männern in den Texten auch unterscheiden,[46] ihre Definition basiert stets auf dem Ausschluss von Frauen von der Definition als Mensch/Mann sowie auf dem Ausschluss bzw. der Leugnung eines homoerotischen Begehrens zwischen Mann und Mann. Das bedeutet allerdings nicht, dass der Schwarze und der Weiße Mann in einem Verhältnis der Gleichheit zueinander stünden. Es handelt sich um eine Hierarchie, in der Weißer und Schwarzer Mann positioniert sind. Baldwin beschreibt die Objektivierung des Schwarzen Mannes durch den Weißen Mann aufgrund eines Machtverhältnisses in der Tradition der Sklavenherrschaft. Wenn allerdings der Schwarze Mann den Status des Menschen begehrt, dann begründet er dies mit der Zuschreibung als Mann: Der Statusgewinn wird als Mann unter Männern eingefordert, wenn auch unter ungleichen. Die Hierarchiedifferenz zwischen den so ins Verhältnis gesetzten Männern, die in der Zuschreibung zu einer Hautfarbe begründet ist, kann aufgrund der Zuschreibung als Mann in Frage gestellt werden: da der Status des Menschen in der Form der Sub-

46 So bewertet etwa Baldwin in „A Letter from the South: Nobody knows My Name" die Mannmenschlichkeit des Schwarzen Mannes höher als die des Weißen Mannes, in *No Name in the Street* dagegen problematisiert er die fehlende Mannmenschlichkeit sowohl des Schwarzen wie des Weißen Mannes.

jektposition des Mannes im symbolischen Tausch beansprucht wird, die Gleichheit der Subjektpositionen des symbolischen Tauschs geltend gemacht wird.

Geschlecht als strukturierendes Prinzip des „Menschen"

Die Objektivierung Schwarzer Frauen durch Weiße wie Schwarze Männer wurde jedoch von Schwarzen Feministinnen[47] zurückgewiesen. So stellt etwa Sarah E. Wright in einem Sammelbeitrag mit dem Titel „The Negro Woman in American Literature" in der Zeitschrift *Freedomways* (1966) heraus, dass das Streben nach Anerkennung als Mann, sowohl Weißer als auch Schwarzer, in Form von „Angriffen auf Frauen" vorgebracht werde (Wright 1966: 8). Besonders afroamerikanische Frauen würden in der literarischen Produktion zum Sexualobjekt sowie zur „erdrosselnden Mutter" oder „ängstlichen Großmutter" gemacht (ebd.: 9), bzw. zum Stereotyp der Schwarzen Hure und der Matriarchin (Marshall 1966: 20). Auch in Toni Cade Bambarras Anthologie *The Black Woman* (1970), die Texte von Schwarzen Aktivistinnen enthält, die sowohl der Black Power Bewegung als auch der Frauenbewegung zugeordnet werden können, wird diese Objektivierung von verschiedenen Autorinnen kritisiert. Dabei beanspruchen die Autorinnen erstens den Status des Menschen für Schwarze Frauen, wie z. B. Wright: „They are people who have achieved humanity" (Wright 1966: 9). Der Beitrag von Schwarzen Aktivistinnen zu den Befreiungsbewegungen zu verschiedenen historischen Zeitpunkten wird herausgestellt und gegen Stereotypisierungen Schwarzer Frauen eingewendet (Strong 1967).

Die Kritik von Schwarzen Feministinnen zeigt zweitens ein strukturierendes Prinzip der Rede vom Menschen als Mann auf. Die Regelhaftigkeit, auf die die Autorinnen aufmerksam machen, bezieht sich dabei auf das Verfahren der Objektivierung, das die Vorenthaltung eines Status des Menschen begründe: „condemn us to categories, and thus rob us of our humanity" (Marshall 1966: 24). Die strukturierende Wirkung dieses Verfahrens wird herausgestellt, indem analysiert wird, wie dies die Unterwerfung und Ausbeutung von Schwarzen Frauen begründe, eine Praxis, die direkt auf die Geschichte der Sklavenherrschaft zurückzuführen sei (Marshall 1966: 21).

Dabei wird nicht nur die Abwertung von Frauen kritisiert, sondern die Verquickung einer „westlichen Wertehierarchie" („value structure of the West"; Robinson and Group 1970: 198) mit der Konzeption des Menschen als Mann postuliert: „In the Black world, the Black man could only be a man at the Black woman's expense. In the Western

47 Zum Begriff von Feminismus, den ich in dieser Arbeit verwende, vgl. 2.4.

world, the white man could only be a man at the Black man's and the white woman's expense" (ebd.: 210). Es wird also auf die Funktionsweise einer symbolischen Ordnung aufmerksam gemacht, in der „Mann" und „Mensch" zum privilegierten Zeichen konvergieren, das eine privilegierte soziale Position markiert. Dass diese Privilegierung in der Bestimmung des Menschen als Mann aufgrund der Definition als rational sowie der Unterscheidung von „der Frau", „dem Tier" und „Schwarz" begründet ist, wird herausgestellt. Dabei wird die Widersprüchlichkeit zwischen „Vernunft" und „irrationaler Geringschätzung und Angst" benannt:

„The irrational scorn and fear of WOMAN, ANIMAL, and BLACK in Western culture keeps us in reality out of history. We all know, except of certain ‚house women', that history is made only by men. The word ‚animal' is a male's epithet for hated and feared underdogs. We Black women are considered ‚animals' by North American Black and white men who summarily overevaluate their brain power with its pregnant offshoot, reason and ‚soul'." (Ebd.: 198; Hervorhebung i. O.)

Der Analyse der Autorinnen zufolge, wirken Geschlechterverhältnisse und Rassenkonstruktionen bei der Herstellung des „Menschen" zusammen. Außerdem postulieren sie einen Zusammenhang von symbolischer Ordnung und sozialer Ordnung. Mit der Hervorhebung durch Großbuchstaben wird die Konzepthaftigkeit der Begriffe „WOMAN", „ANIMAL" und „BLACK" (ebd.: 198) sowie „THE MAN" (ebd.: 209) herausgestellt, die in ein Verhältnis zueinander gebracht werden. Wenn zudem darauf hingewiesen wird, dass mit diesen Bezeichnungen sozialstrukturelle Differenzen markiert werden, wird ein Zusammenhang von symbolischer und sozialer Ordnung ausgemacht, wenn auch keine Aussage darüber getroffen wird, auf welche Weise dieser Zusammenhang hergestellt wird. Dennoch bleibt festzuhalten, dass der Aufruf zu „confrontation with THE MAN" (ebd.: 209) sich auf die Funktionsweise einer symbolischen und sozialen Ordnung bezieht, d. h. eine umfassendere Zielsetzung ist als die Forderung nach Integration in die Konzeption des Menschen.

Die Thematisierung des „Menschen" in Texten afroamerikanischer Aktivistinnen der Black Power Bewegung, von denen sich manche auch der Frauenbewegung zurechnen, stellt demnach eine Kritik der Diskursivierung des Menschen als Mann dar. Aus dieser Kritik heraus bemühen sich einige Autorinnen um eine neue Begrifflichkeit, indem sie Bezeichnungen wie „man" (bzw. „mankind") oder „human" (bzw. „humanity") durch „peoplehood" ersetzen, wie z. B. Cade, die die Schaf-

fung von „new identity“ mit dieser neuen Bestimmung des Begriffs des Menschen verknüpft:

„But unfortunately, we have not been immune to the conditioning; we are just as jammed in the rigid confines of those basically oppressive socially contrived roles. For if a woman is tough, she’s a rough mamma, a strident bitch, a ballbreaker, a castrator. And if a man is at all sensitive, tender, spiritual, he’s a faggot. And there is a dangerous trend observable in some quarters of the Movement to program Sapphire out of her ‚evil‘ ways into a cover-up, shut-up, lay-back-and-be-cool obedience role. She is being assigned an unreal role of mute servant that supposedly neutralizes the acidic tension that exists between Black men and Black women. She is being encouraged – in the name of revolution no less – to cultivate ‚virtues‘ that if listed would sound like the personality traits of slaves. In other words, we are *still abusing each other’s nature* – in the teeth of experiences both personal and historical that should alert us to the horror of a situation in which we profess to be about liberation but behave in a constricting manner; we rap about being correct, but ignore the danger of having one half of our population regard the other with such condescension and perhaps fear that that half finds it necessary to ‚reclaim his manhood‘ by denying her *her peoplehood*. Perhaps we need to let go of all notions of manhood and femininity and concentrate on Blackhood. We have much, alas, to work against. The job of purging is staggering. It perhaps takes less heart to pick up the gun than to face the task of creating a *new identity*, a self, perhaps an androgynous self, via commitment to the struggle.“ (Cade 1970b: 103; Hervorhebung I. J.).

Zum einen geht es mit der Begriffswahl „peoplehood“ um eine Abgrenzung gegenüber einer Bezeichnung, die „Mann“ und „Mensch“ austauschbar macht. Zum anderen geht es Cade an dieser Stelle auch um die Überwindung von Konflikten aufgrund männlicher Dominanz zugunsten der Herstellung einer Gemeinschaft – das Plädoyer für „Blackhood“ zielt darauf, die kollektive Identifizierung gegenüber der personalen, d. h. der geschlechtlichen, in den Vordergrund zu stellen – bzw. die kollektive Identität als Schwarze gegenüber einer Identifizierung als Mann. Der Status des Menschen, und darüber die Schaffung von „new identity“, wird so an die Fähigkeit gebunden, der kollektiven Identifizierung gegenüber der personalen den Vorzug zu geben. D. h. es wird als „kollektiv“ definiert, was als „wahrer“ Ursprung von „new identity“ und „peoplehood“ gilt. Wenn „Blackhood“ als „new identity“ in einer vorgängigen „Natur“ begründet wird, wird auf diese Weise die kollektive Identifizierung mit Wahrheitswirkung ausgestattet. In diesem Sinne wird auch die Definition von „womanhood“ als im gemeinsamen Kampf be-

gründet bestimmt: „We measure their womanhood in terms of their connection to the Struggle“ (ebd.: 106).

Die Thematisierung von Identität im Sinne von: Identischsein von kollektiver Identität mit personaler Identität, kann als Indiz für die Wirkungsweise des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ gelten. Kollektive Identität wird zum fundierenden Moment für die Ausbildung von Identität, sie wird mit Wahrheitswirkung ausgestattet, indem sie als „Leben“ und „Natur“ diskursiv hervorgebracht wird.[48] Wenn Schwarze Feministinnen dabei ihrerseits den Status des Menschen beanspruchen, dann aufgrund der Analyse der Funktionsweise einer symbolischen Ordnung, in der der „Mensch“ als „Mann“, im Unterschied zum „Tier“, zur „Frau“ und zu „Schwarz“, als privilegiertes Zeichen fungiert. Die Analyse Schwarzer Feministinnen legt nahe, dass diese Formel vom Mannmenschen eine soziale Ordnung repräsentiert, die im Zusammenwirken von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen entsprechend von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen begründet ist.

Es wird die These aufgestellt, dass ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auch im Kontext sozialer Bewegungen wie der Black Power Bewegung – sowie einer entstehenden (Schwarzen) Frauenbewegung, zu der u. a. Cades Text gezählt werden kann – hervorgebracht wird. Der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ formiert sich demnach in einem Spezialdiskurs und im Interdiskurs. Zudem wird hier davon ausgegangen, dass spezifische soziale Bewegungsdiskurse analysiert werden können, die zur Hervorbringung von Interdiskurs wie Spezialdiskursen beitragen, diese aber nicht vollständig ausmachen. Die diskurstragende Kategorie Geschlecht strukturiert auch im Kontext sozialer Bewegungen die Rede von Identität, die im Anspruch auf den Status des Menschen begründet wird. Autoren wie Baldwin, Carmichael/Hamilton, Blauner u. a. stützen diesen Anspruch auf die Definition des Menschen als Mann. Es ist diese Konzeption vom Mannmenschen, die die Rede von Identität mit dem Attribut des „autonomen Subjekts“ ausstattet, indem „Autonomie“ in der Exklusivität des Begriffs des Menschen als Mann fundiert ist. Darüber hinaus wird „Autonomie“ in der Übereinstimmung mit bestimmten als allgemein anerkannten Normen geschaffen,[49] in diesem Fall mit einer

48 Tatsächlich kann auch „womanhood“ als Identifikationsmoment bei der Herstellung einer Gemeinschaft fungieren, wie die Entstehung der Frauenbewegung(-en) seit den 1970er Jahren zeigt. Für Männer dagegen kann nicht in diesem Sinne von kollektiver Identifizierung gesprochen werden, die eine Voraussetzung politischer Organisation wäre.

49 Vgl. 5.3.

Norm der Heterosexualität und einer Norm der Zweigeschlechtlichkeit, die einer Konzeption des Menschen als Mann zugrundeliegen und patriarchale Macht begründen. Männliche Autoren und Aktivisten der Black Power Bewegung problematisieren demnach Weiße Normativität in der US-amerikanischen Gesellschaft sowie der (europäischen) Geschichte der Moderne. Die Forderung nach dem Status des Menschen wiederum wird in Heteronormativität und Norm der Zweigeschlechtlichkeit begründet, die auf diese Weise als legitime Normen reproduziert werden. Schwarze Autorinnen und Aktivistinnen machen auf diese Funktionsweise aufmerksam, wenn sie ihrerseits Anspruch auf den Status des Menschen erheben im Zuge der Diskursivierung von Identität.

Die Konstruktion einer Spezies

Die Forderung nach dem Status des Menschen über die Diskursivierung von Identität bestimmt auch einen weiteren Text, der für die entstehende Frauenbewegung in den USA zentral war. In Betty Friedans *The Feminine Mystique* von 1963 findet sich folgende Analyse:

„It is my thesis that the core of the problem for women today is not sexual but *a problem of identity* – a stunting or evasion of growth that is perpetuated by the feminine mystique. It is my thesis that as the Victorian culture did not permit women to accept or gratify their basic sexual needs, our culture does not permit women to accept or gratify their basic need to grow and fulfill their *potentialities as human beings*, a need which is not solely defined by their sexual role." (Friedan 1971 [1963]: 77; Hervorhebung I. J.)

Für Friedan bietet Eriksons Identitätstheorie die theoretischen Voraussetzungen, um die Forderung nach dem Status des Menschen wissenschaftlich zu legitimieren. Dieser Analyse zufolge seien amerikanische Frauen in den 1950er Jahren in einer „Identitätskrise". Diese Identitätskrise sei in der Wirkung der „feminine mystique" begründet, einem bestimmten Weiblichkeitsideal, das in „merkwürdiger Diskrepanz" zur „Realität unseres Lebens als Frauen" stehe und zur „schizophrenen Spaltung" führe (ebd.: 9). Friedans Analyse ist demnach eine Diagnose von „women's ills and problems" (ebd.: 10), wie an anderer Stelle angemerkt wird. Die „Frau" wird selbst zur Krankheit, die die Symptome verbreitet, an denen sie leidet. Das Bild der „Frau", gegen das Friedan ankämpft, ist die Hausfrau, produziert von „feminine mystique", dem Ideal der Frau, die auf die Erziehung von Kindern und andere Reproduktionsarbeiten im Haushalt reduziert wird. Das führe dazu, dass Frauen, unabhängig von Bildung und Abschlüssen, geradezu verdummten.

Friedans Blick richtet sich auf Frauen der Mittelschicht, die in ihren Vorstadthäusern wie im Kerker eingesperrt seien.[50] Es kann überdies angenommen werden, dass es sich bei den von ihr befragten 80 Frauen mit Highschool- oder Universitätsabschluss sowie bei den 200 Frauen, die 1942 einen Hochschulabschluss an dem renommierten Smith College an der Ostküste der Vereinigten Staaten erwarben, überwiegend, wenn nicht ausschließlich, um Weiße Frauen handelte.[51] Friedan thematisiert in ihrem Buch die Veränderung von Konzeptionen von Weiblichkeit in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und in den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten. Ausgewiesene Zielsetzung ist dabei die Infragestellung jener Normen, die Definitionen davon bestimmen, was zu jenem Zeitpunkt als „weiblich" galt (ebd.: 31). Gleichzeitig werden neue Definitionen von „Weiblichkeit" aufgestellt. Friedans Vorhaben knüpft demnach an Auseinandersetzungen über die Definition von Geschlechtern und Geschlechterverhältnissen an, die in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren stattfanden.[52]

In der Frage, ob Geschlechterdifferenz angeboren oder erworben sei, bezieht auch Friedan Position, indem sie die Reduktion von Frauen auf eine biologisch begründete Funktion der Reproduktion zurückweist. Die Konzeption von Identität, die den Menschen auszeichnet, indem sie ihn über seine Biologie erhebt, und die Friedan auch für Frauen beansprucht, stützt sich dabei auf eine Verschiebung: von ihrer Biologie bestimmt sind demzufolge „primitive civilizations" im Unterschied zu „more advanced civilizations", wie Friedan in ihrer Kritik an Margaret Meads Darlegungen über „Männlichkeit und Weiblichkeit" behauptet (ebd.: 140).[53] Wenn der Status des Menschen für Frauen eingefordert

50 In diesem Sinne führt sie Margaret Meads in den 1960er Jahren geäußerte Kritik an „the return of the cavewoman" an (Friedan 1971 [1963]: 148).

51 Diese Annahme stützt sich darauf, dass die befragten Frauen nicht entsprechend von Rassenkonstruktionen markiert sind. Erst mit der erstarkenden Black Power Bewegung finden sich vermehrt Texte, in denen Weiße markiert werden, obschon Schwarze Autoren wie W. E. B. DuBois und Charles Chestnutt (etwa: „What is a White Man?" von 1889) seit Ende des 19. Jahrhunderts über „Weiße" und „Weißsein" geschrieben hatten (vgl. dazu Stokes 2001: 180 f.). Eine Autorin, die Herrschaftsverhältnisse aufgrund von Rassenkonstruktionen thematisierte, ist Zora Neale Hurston, z. B. *Dust Tracks on a Road* von 1942; vgl. dazu Junker (2002). Zur Kritik von Friedans Reduktion auf die Situation von Weißen Mittelschichtsfrauen vgl. hooks (2000 [1984]: X f.).

52 Vgl. 5.2.

53 Friedan bezieht sich dabei auf Margaret Meads Buch *Male and Female* (1955). Sie kritisiert, dass Mead die biologische Geschlechterdifferenz in ihrer Bedeutung überhöhe und idealisiere, indem sie sich auf ihre ethnologischen Untersuchungen in der Südsee stütze.

wird, dann über die Unterscheidung und Objektivierung von „primitive civilizations“, die angeblich nicht von „human mind“ beseelt seien. Damit „Frauen“[54] in den Vereinigten Staaten in den 1960er Jahren den Status „Identität haben“ zuerkannt bekommen oder erwerben, wird scheinbar die Objektivierung anderer notwendig, indem diese auf eine Position „Identität sein“ verwiesen werden. Bemerkenswert ist dabei, dass im Unterschied zu Sewards Ausführungen von 1944 und den zitierten sexualwissenschaftlichen Untersuchungen aus den 1950er und 1960er Jahren eine Norm der Zweigeschlechtlichkeit nicht mehr in Frage steht und nicht mehr verhandelt wird. Wenn Friedan die Vorstellung von biologischer Determiniertheit der Geschlechtszuordnung zurückweist und „human mind“ als Charakteristikum auch der „Frau“, in den Vereinigten Staaten jedenfalls, geltend macht, so geht es ihr vielmehr um die Problematisierung geschlechtlicher Arbeitsteilung. Die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit wird aber, wie gerade der Kontrast zu Sewards Abhandlung am Ende des Zweiten Weltkrieg zeigt,[55] zu einer Frage der Identität, bzw. der fehlenden Identität.

Im Zuge dessen wird die „Hausfrau“ zur Spezies, die dadurch gekennzeichnet ist, dass sie an „fortschreitender Entmenschlichung“ leide („progressive dehumanization“).[56] „The housewife’s problem“ (Friedan 1971 [1963]: 282), „the housewife’s syndrome“ (ebd.: 293), nämlich Identitätslosigkeit, ist nicht nur ein Problem der Hausfrau, sondern greift auf deren Kinder über:

„Over the past fifteen years a subtle and devastating change seems to have taken place in the character of American children. Evidence of something similar to the housewife’s problem that has no name in a more pathological form has been seen in her sons and daughters by many clinicians, analysts, and social scientists. They have noted, with increasing concern, a new and fright-

54 Wie oben argumentiert wurde, handelt es sich dabei um einen exklusiven Begriff von „Frau“, nämlich einer Weißen Mittelschicht zugehörig.

55 Georgene H. Sewards Bericht entstand aus der Arbeit mehrerer Ausschüsse, die sich mit der Veränderung von Geschlechterverhältnissen im Laufe des und im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg befassten („Committee on Rôles of Men and Women in Postwar Society of the Society for the Psychological Study of Social Issues“ und „Committee on Postwar Planning for Women of the National Council of Women Psychologists“). Er beinhaltet Daten, die die Erwerbstätigkeit von Frauen belegen, und schließt mit einem Plädoyer für einen stärkeren Beitrag von Vätern zur Kindererziehung und für die Beschäftigung von Müttern außerhalb des Haushalts (Seward 1944: 181 f.).

56 So lautet die Überschrift des 12. Kapitels, das den Zustand „Hausfrau“ mit der Situation in den Konzentrationslagern im Nationalsozialismus vergleicht (Friedan 1971 [1963]: 282 ff.) .

ening passivity, softness, boredom in American children. The danger sign is not the competitiveness engendererd by the Little League or the race to get into college, but a kind of infantilism that makes the children of the housewife-mothers incapable of the effort, the endurance of pain and frustration, the discipline needed to compete in the baseball field, or get into college. There is also a new vacant sleepwalking, playing-a-part quality of youngsters who do what they are supposed to do, what the other kids do, but *do not seem to feel alive or real* in doing it." (Ebd.: 282; Hervorhebung I. J.)

In ihrer Klage über die „Jugend" schließt die Autorin unmittelbar an die dargestellten Debatten über die Jugend in den 1950er und 1960er Jahren in den USA an.[57] Diese waren als Problematisierungsweise gesellschaftlicher Ordnung analysiert worden. „Jugend" ist Bedeutungsträgerin sowohl ihres Fehlens als auch ihrer Realisation, während die „Jugend" als Problemfall (Jugendbanden, Beatniks) und Spezies definiert wird, zum Objekt sozialwissenschaftlicher Untersuchung und staatlich eingesetzter Ausschüsse wird. In Eriksons Identitätstheorie ist die Adoleszenz als die entscheidende Phase der Identitätsentwicklung entworfen. In Margaret Meads Beschreibung des „amerikanischen Charakters" ist die Jugend – „the third generation" – als bedeutungsgebende Instanz kennzeichnend für diesen (Mead 1946 [1943]: 57 f.). Dabei sei die Orientierung an Fortschritt und Leistung kennzeichnend für „amerikanischen Charakter" und erkläre überdies, warum für amerikanische Jugendliche Auflehnung gegenüber der Elterngeneration keine Bedeutung habe (ebd.). Demgegenüber zeigt die Problematisierungsweise von Jugend in den 1950er und 1960er Jahren eine erhebliche Beunruhigung über etwas, was durchaus als Auflehnung der „Jugend" gegenüber vorherrschenden Normen aufgefasst wurde. An diese Debatten knüpft Friedans Sorge um die Jugend an, wenn sie „Passivität" und „Leblosigkeit" bei dieser ausmacht. Dabei ist es nicht nur die „Jugend", die hier Symptomträgerin und Spezies ist, sondern auch die „Hausfrau": als diejenige, die die Passivität der „Jugend" sogar verursacht, steht sie im Widerspruch zu einer Norm des Fortschritts und der Leistungsorientierung, die, Mead zufolge, „amerikanischen Charakter" sogar auszeichne.

Mit Eriksons Identitätstheorie lässt sich dieses Phänomen als Symptom einer verfehlten und unvollständigen Identitätsentwicklung diagnostizieren, nämlich als „Identitätssperre", die im Falle einer nicht oder nicht vollständig erfolgten „Arbeitsidentifikation" eintritt (Erikson 2000 [1959]: 150 f.). Die unterentwickelte Identität hat, gemäß dieser Theorie, die Regression auf eben dieses Stadium der Identitätsentwicklung, in der das Entwicklungsziel nicht erreicht wurde, zur Konsequenz. Es gibt dem

57 Vgl. 5.1.

Problem, das von der Autorin zum Problem ohne Namen, zum Problem der Namenlosigkeit, d. h. des Identitätsverlusts, ausgerufen wird, das Gewicht einer wissenschaftlich definierten Problematik. Mehr noch, als Symptom wird es zum Problem psychischer Gesundheit nicht nur einzelner Frauen: Frauen als diejenigen, die die heranwachsenden Generationen erziehen, werden zur Bedrohung im größeren Ausmaß, indem sie als Symptomträgerinnen für die Ausbreitung ihres Symptoms sorgen. In Friedans Beschreibung fügt sich diese Erklärung zu einem Problem von nahezu nationalem Ausmaß: Die Aussicht auf eine Nation von Schulkindern hat etwas Alarmierendes.

Identitätsverlust als ansteckende Krankheit zu definieren, funktioniert allerdings nur für die Frau als Mutter. Wenn es auch die Absicht der Autorin ist, die „Frau" aus der Reduktion auf Reproduktionsaufgaben zu „befreien", indem der Anspruch auf den Status des Menschen geltend gemacht wird, dessen Vorenthaltung im Sinne von Identitätsverlust oder Identitätskrise thematisiert wird, so hat gerade diese Problemdefinition die Reduktion der Definition der „Frau" auf Reproduktionsaufgaben zur Folge. Die Diskursivierung von Identität funktioniert über die Ausstattung mit Wahrheitswirkung aufgrund der Bedeutungsgebung im Sinne von „Leben": das, was von Erikson als „vital" und als „Kern" beschrieben wird, ist nicht nur ein schwer zu fassendes Mysterium, sondern bezieht seine Wirkungsmacht auch von seiner Hervorbringung als „wahrer Ursprung", als „Natur" des Seins. Wenn der Anspruch auf den Status des Menschen im Sinne von Anspruch auf Identität geltend gemacht wird, so funktioniert das stets, indem auf eine „Natur" als letzte Begründung Bezug genommen wird. Friedans Argumentation, die Anerkennung der „Frau" als „Mensch", indem ihr volle Identitätsentwicklung zugestanden werde, mache die „Frau" zur „wahren Frau", die ihren Pflichten als Mutter besser gerecht werden könne, zeigt eine Paradoxie, die in der Logik des Identitätsdiskurses selbst begründet ist. Die Autorin macht auf diese Weise gerade das zur „Natur" der „Frau", der sie etwas entgegensetzen wollte: die „Frau" als „Mutter" wird in dieser Argumentation zur letzten Begründung für die Anerkennung der Identität als „Frau". Wahrheitswirkung erlangt die Argumentation mit Identität, da so eine „Natur" zur Verwirklichung zu kommen scheint.

Aus einem weiteren Grund führt diese Identitätslogik in der Nachfolge Eriksons zur Naturalisierung der „Frau", nicht nur als Mutter, sondern auch als Hausfrau. Das Entwicklungsparadigma, das die Entwicklung von Identitätslosigkeit zu einer voll ausgebildeten Identität normativ festlegt und damit gewissermaßen die Demokratisierung des „Menschen" in Form von Identität, bringt gleichzeitig die Notwendigkeit mit sich, eine Spezies zu konstruieren, die durch das Fehlen von

Identität gekennzeichnet ist. In dieser Logik argumentiert Friedan, wenn sie die Hausfrau zur Spezies macht, die „Entmenschlichung" und Identitätsverlust als zu überwindendes Stadium charakterisiere. In diesem Sinne legt die Autorin dar: „women have outgrown the housewife role" (Friedan 1971 [1963]: 308). Auf diese Weise wird der Zustand „Hausfrau" zum Ursprung der „Frau" im Allgemeinen. Der Anspruch auf Identität, die der Reduktion auf eine spezifische „Natur" entgegengesetzt wird, evoziert so gerade jene „Natur", die überwunden werden sollte.

Die Diskursivierung von Identität in sozialen Bewegungen wie der Black Power Bewegung und den Frauenbewegungen in den Vereinigten Staaten ist in unterschiedlicher Weise in einer diskurstragenden Kategorie Geschlecht fundiert. Zum einen wird von männlichen Aktivisten der Bürgerrechtsbewegung und der Black Power Bewegung der Status des Menschen über die Diskursivierung von Identität beansprucht, indem dieser Anspruch in der Definition des Menschen als Mann begründet wird. Diesbezüglich kann für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit festgehalten werden, dass die Konzeption von Identität als wissenschaftlich begründetem Begriff, in Form von Modellen, in denen sozialstrukturelle Differenzen *integriert sind*, im Unterschied zur Schwelle der Epistemologisierung, in der sozialstrukturelle Differenzen im Sinne von Differenz zwischen Mensch und Tier aus der Konzeption des Selbst ausgeschlossen sind, eine wissenschaftliche Begründung für das Begehren nach dem Status des Menschen ermöglichen. Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit ist Geschlecht insofern eine diskurstragende Kategorie, als sie den Anspruch auf den Status des Menschen geschlechtlich strukturiert. Zum einen ermöglicht dies die Exklusivität des Begriffs des Menschen als Mann, d. h. indem Frauen von diesem Anspruch ausgenommen werden. Diese Division führt aufgrund dessen, dass sozialstrukturelle Differenzen, wie sie unter anderem die Geschlechterdifferenz darstellt, auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit als *integrierte Differenzen* hervorgebracht werden, zu einem Verweis von (Schwarzen) Frauen auf die erkenntnistheoretische und soziale Position „Identität sein", während sie Weiße wie Schwarze Männer auf der Position „Identität haben" installiert. Für Schwarze wie Weiße Frauen stellt auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die diskurstragende Kategorie Geschlecht als strukturierendes Prinzip der Rede vom Menschen einen Angriffspunkt dar, um ihrerseits den Status des Menschen in Anspruch zu nehmen. Anders als auf der Schwelle der Epistemologisierung wird durch die diskurstragende Kategorie Geschlecht nicht eine absolute Differenz zwischen Mensch und Tier hergestellt, sondern eine graduelle Differenz in Form von Entwicklungsdifferenz der Ausbildung von Iden-

tität sowie als Differenz zwischen epistemologischen und sozialen Positionen „Identität haben“ und „Identität sein“.

Einheit versus Spaltung

Auch in sozialen Bewegungen wird die Problematisierung von Identität durch die diskurstragende Kategorie Einheit und den sie strukturierenden Gegensatz Einheit versus Krise organisiert. Die Thematisierung von rassistischer und sexistischer Diskriminierung, die Kritik an einer symbolischen wie gesellschaftlichen Ordnung, in der die Abwertung und Entrechtung von Schwarzen sowie von Schwarzen wie Weißen Frauen alltäglich war, während gleichzeitig die Menschenrechte in den Vereinigten Staaten von Beginn an in der Verfassung garantiert waren und die Idee einer freiheitlichen, demokratisch verfassten politischen Ordnung gewissermaßen zum Gründungsmythos gehörte, wurde in der Form von fehlender Einheit vorgebracht: Störung und Verhinderung von Einheit der Nation, der Person, der sozialen Gruppe. Indem sowohl in Spezialdiskursen, die in den wissenschaftlichen Feldern hervorgebracht werden, als auch im Interdiskurs, der u. a. in einigen Texten von AktivistInnen produziert wird, verschiedene sozialpolitische Phänomene als „Krise“, „Konflikt“, „Spaltung“ und „Entfremdung“ beschrieben werden, die in der Schaffung von „Einheit“ zu überwinden sind, wird ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hergestellt. In wissenschaftlichen wie auch in nichtwissenschaftlichen Diskursen, die sich zuweilen nicht auseinander dividieren lassen, wird demnach eine sozialwissenschaftliche Konzeption vom „autonomen Subjekt“ hervorgebracht. Die Thematisierung von Identität in Texten von Aktivisten und Aktivistinnen der sozialen Bewegungen erfolgt unter anderem über die Thematisierung fehlender Einheit in der „Krise“, „Spaltung“ etc.

Die rassistisch segregierte Gesellschaft in den Vereinigten Staaten, soziale Ungleichheit, sowohl zwischen Weißen US-Amerikanern und Afroamerikanern als auch unter Afroamerikanern, sowie Weiße Normativität werden vielfach im Sinne von „Krise“ definiert. Eine Reihe von Publikationen werden unter diesem Titel herausgebracht.[58] Blauner etwa definiert die Aufstände und Revolten in den Großstadtghettos in den 1960er Jahren als „crisis in American life“,[59] woraus die Frage nach dem

58 Dazu gehören z. B. *Crisis in Black and White* von Charles E. Silberman (1966), *Crisis of the Negro Intellectual* von Harold Cruse (1968), *Racial Crisis in America* von Lewis Killian und Charles Crigg (1964). Zu weiteren Thematisierungen von „Krise“ in Bezug auf gesellschaftliche Phänomene vgl. a. 5.3.

59 Carmichael/Hamilton sprechen in Bezug zur Kritik an den politischen Institutionen von „racial crisis in America“ (1969 [1967]: 56).

„Charakter unserer Gesellschaft“ („the character of our society“) abgeleitet wird (Blauner 1969: 394). Die Nation, die national definierte Gesellschaft, wird im Sinne von „Leben“ und „Charakter“ bestimmt, wobei „character“ in der deutschen Übersetzung die Bedeutungen von „Wesen“, „Natur“, „Persönlichkeit“, auch „Eigenart“, „Kennzeichen“, „Eigenschaft“ hat. Oben waren u. a. die Anwendung des Identitätsbegriffs zur Beschreibung und Analyse sozialpolitischer Phänomene sowie die Voraussetzung kollektiver Identifizierung für die Ausbildung personaler Identität als Kennzeichen des sozialwissenschaftlichen Identitätsdiskurses aufgezeigt worden. Dabei bezieht sich der Begriff der Krise u. a. in Eriksons Identitätstheorie sowohl auf Einzelne als auch auf gesellschaftliche Phänomene. Der Begriff der Identität ermöglicht es, als „Krise“ der Nation oder der sozialen Gruppe zu definieren, was als die „Krise“ von sozialen AkteurInnen analysiert wird. Dass die Nation als Person entworfen ist, entspricht auch dem Konzept des „Nationalcharakters“. Der Begriff der Krise als ein medizinischer Ausdruck trägt mit dazu bei, gesellschaftliche Phänomene individuell zu definieren, was in der Konzeption von Nation als Organismus, als Volkskörper zum Ausdruck kommt. Mit anderen Worten, eine auf Einzelne bezogene Diagnose wird zur Analyse sozialer Phänomene.

Das Konzept der Krise spielt auch in der marxisitischen Theoriebildung eine wichtige Rolle. Demzufolge manifestiert sich der widersprüchliche Charakter der kapitalistischen Produktionsverhältnisse in Form einer Krise, wodurch eine Revolution ermöglicht und notwendig wird. Dabei ist es nicht eine ökonomische Krise allein, die die Notwendigkeit einer Revolution zur Folge hat, sondern eine umfassendere, „nationale Krise“.[60] Dass rassistische Verhältnisse im Zusammenhang des Black Power Movements als „Krise“ definiert wurden, bedeutet, aus der Analyse im Sinne eines Widerspruchs zu Verfassung und nationalen Gründungsmythen auch die Notwendigkeit ihrer Veränderung zu folgern. In Eriksons Modell der Identitätsentwicklung ist „Krise“ als notwendiges und gleichzeitig zu überwindendes Moment von Identitätsentwicklung definiert. Hay beschreibt das Phänomen, dass „Krise“ in den 1990er Jahren in England allgegenwärtig ausgemacht wurde, d. h. sowohl eine marxistische als auch eine Analyse der Neuen Rechten war. Seine Analyse des Konzepts führt zu der Schlussfolgerung, „Krise“ nicht als eine „objektive Bedingung“ zu begreifen, sondern als ein „umkämpftes diskursives Konstrukt“ (1995: 65).

60 Das Postulat der nationalen Krise als Voraussetzung für eine Revolution geht auf Lenin zurück, vgl. Lipietz (1986: 712 ff.).

In diesem Sinne wird in dieser Arbeit die Analyse von „Krise“ und „Entfremdung“ in sozialwissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Texten sowie in Texten aus dem Zusammenhang sozialer Bewegungen im Allgemeinen nicht als Analyse einer „objektiven Bedingung“ verstanden, sondern als diskursive Hervorbringung. Die Problematisierung rassistischer gesellschaftlicher Praktiken im Sinne von „Krise“ einer „Person“ – sei sie nun „individuell“ oder „national“, d. h. kollektiv, definiert – transportiert gleichermaßen die Aussicht auf deren Aufhebung als logische und erwartbare Folge in einer normativen Entwicklung von Identität. Gleichzeitig lässt sich sagen, dass es auch die Rede vom „Charakter“ der Nation, von der „Krise“ der Nation im Kontext sozialer Bewegungen ist, wodurch diese Problematisierung zur legitimen, d. h. allgemein anerkannten Problematisierung sozialpolitischer Phänomene und Ereignisse wird. Diskursanalytisch gesprochen, kann die Problematisierung von Rassismus im Sinne von „Krise“ durch Blauner, Silberman, Carmichael/Hamilton u. a. als Hinweis auf die Hervorbringung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ sowohl in Spezialdiskursen als auch im Interdiskurs gelten. Der Text von Blauner trägt sowohl zur Hervorbringung von Spezialdiskursen (Sozialwissenschaften) als auch des Interdiskurses bei, insofern er im Kontext der Bürgerrechtsbewegung und Black Power Bewegung entsteht. Die Texte von Carmichael/Hamilton und Silberman sind als programmatische und journalistische Texte aus dem Kontext des Black Power Movements eher dem Interdiskurs zuzurechnen. Die Verbreitung einer Problematisierungsweise bestimmter gesellschaftspolitischer Phänomene und der sie bedingenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse im Sinne von „Identität“ findet auf diese Weise mit Texten statt, die zur Hervorbringung von Spezialdiskursen und des Interdiskurses beitragen, bzw. diese miteinander vermitteln.

Die Rede von „Entfremdung“ gehört auch zu den Problematisierungen von Herrschaftsverhältnissen aufgrund von Rassenkonstruktionen. So konstatiert Blauner die „Entfremdung vieler armer und weniger armer Schwarzer von diesem System“ (ebd.: 399). Auch andere Autoren sowohl der Black Power Bewegung, bzw. der Bürgerrechtsbewegung, als auch der staatlich initiierten Untersuchung der sogenannten „race riots“ problematisieren die rassistisch segregierte Gesellschaft in den Vereinigten Staaten im Sinne von „Entfremdung“.[61] Dabei unterscheiden sich die Thematisierungen von Entfremdung hinsichtlich ihres Bezugs. In allen hier angeführten Texten wird Entfremdung von vorherr-

61 Vgl. Emerson/Kilson (1966: 650), Baldwin (1998 [1951]: 19; 1998 [1950]: 89 f.; 1998 [1954]: 100), Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 167), Kerner Report (1988 [1968]: 284).

schenden Normen und von Institutionen der US-amerikanischen Gesellschaft, von Institutionen des Nationalstaats (besonders der Polizei) als Ursache für wachsenden Widerstand der afroamerikanischen US-BürgerInnen, und männlicher Jugendlicher im Besonderen, thematisiert. Entfremdung wird demzufolge als die Ursache für den Ausbruch der sogenannten „race riots" in den 1960er Jahren analysiert.

Bei manchen stellt die Thematisierung von Entfremdung eine Problematisierungsweise von „nationaler Identität" dar. Explizit ist dies bei Baldwin sowie im Kerner Report.[62] Allerdings geht es Baldwin darum, die Entfremdung aller US-amerikanischen BürgerInnen herauszustellen, insofern sie von der Geschichte der Figur des „Negro" entfremdet blieben (1998 [1951]: 19). An einer anderen Stelle wird Entfremdung als charakteristisch für die „amerikanische Erfahrung" im Allgemeinen dargestellt (1998 [1950]: 89; [1954]: 100). Anders dagegen ist die Thematisierung von Entfremdung im Kerner Report. Hier steht Entfremdung für die Erfahrung vor allem der BewohnerInnen in den Ghettos der Großstädte bezüglich der Institutionen des Nationalstaats (1988 [1968]: 284). Auch im Kerner Report ist allerdings die Herstellung nationaler Identität ausdrücklich eine Zielsetzung, die gegen die „race riots" und eine der ausgemachten Ursachen – der Entfremdung afroamerikanischer BürgerInnen – eingebracht wird. Betont wird hier die Notwendigkeit der Herstellung von nationaler Einheit in der amerikanischen Identität.

Entfremdung von den nationalstaatlichen Institutionen in Zusammenhang mit Black Power Programmatik, in der die Herstellung von „black consciousness" propagiert werde, wird im Kerner Report als eine der Ursachen für die Aufstände Schwarzer Jugendlicher ausgemacht (ebd.: 205). Diese Klassifikation als Entfremdung bringt es wiederum mit sich, dass die Schwarze Bevölkerung mit einer weiteren, als Problemgruppe definierten Gruppe analog gesetzt wird: ähnlich wie bei der Weißen „Jugend" sei bei AfroamerikanerInnen eine Entfremdung gegenüber den Institutionen der amerikanischen Gesellschaft festzustel-

62 Baldwin verwendet allerdings zuweilen den Begriff „estrangement" (1998 [1951]: 19) im Unterschied zu den anderen hier zitierten Autoren, bei denen die Bezeichnung „alienation" gängig ist. In allen anderen hier angeführten Textstellen, die alle aus Baldwins Essayband *Notes of a Native Son* entnommen sind, wird der Begriff „alienation" verwendet. „Estrangement" bezieht sich auf Entfremdung zwischen zwei Personen, z. B. bei einem Liebespaar. „Alienation" dagegen entspricht dem Begriff der Entfremdung wie er etwa von Rousseau im Sinne vertragstheoretischer Entäußerung verwendet wird, sowie von Hegel in Bezug zu Bewusstsein, oder von Marx in Bezug zu Arbeit.

len.[63] Mit dem Argument, dass die Bevölkerung in den Großstadtghettos sowieso überwiegend aus Jugendlichen bestehe, werden auf diese Weise zwei als Problemgruppen ausgemachte Gruppen in Übereinstimmung gebracht. Sie werden als Krisenphänomene ausgemacht, die gesellschaftliche Ordnung destabilisieren: „the rising incidence of disruptive conduct" (ebd. 205). In Zusammenhang mit der Diskussion der Black Power Bewegung bei der Verbreitung der Vorstellung von „black consciousness" (ebd. 232 ff.), wird die Ausbildung von „black consciousness" als Ursache für den Ausbruch der Aufstände in den Ghettos in der Bedeutung eines entscheidenden Faktors für die Destabilisierung der Gesellschaft noch unterstrichen.

Problematisiert wird auf diese Weise in Form eines Interdiskurses wie von Spezialdiskursen die Nation und ihre symbolische Ordnung als fehlende Einheit der Person. Auf der Ebene des Kollektivs wird die „Krise" der Einheit dingfest gemacht, indem eine Spezies bestimmt wird, die die Einheit gefährdet: Es wird eine „soziale Gruppe" ermittelt, die „Schwarzen", die „Jugend", die „Frauen", deren Gefahrenpotential gerade darin zu bestehen scheint, dass sie sich „inmitten" der national definierten Gesellschaft befinden, wie es etwa Coleman bezüglich der „Jugend" als „adolescent society" formulierte (1981 [1961]: 9). Wie oben dargestellt, werden sie als Personenkategorien hervorgebracht im Zuge der Entstehung von wissenschaftlichen Feldern zu ihrer Untersuchung. Auf diese Weise werden sie kontrollierbar als Objekte von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen und staatlichen Integrationsbemühungen. Die Thematisierung von Entfremdung als Gegensatz von Identität erfolgt deshalb als Problematik von Integration oder fehlender Integration und wird im Kontext der Bürgerrechtsbewegung und des Black Power Movements kontrovers diskutiert.

Emerson/Kilson etwa stellen einen direkten Zusammenhang zwischen fehlender Integration und Entfremdung von AfroamerikanerInnen bezüglich der US-amerikanischen Gesellschaft und der Ausbildung von Identität fest. Identität steht dabei für die Identifizierung mit einer kollektiven Gruppe, sei es die US-amerikanische Gesellschaft oder Afrika.

„Failure to integrate the Negro into the total American society must surely intensify his alienation from that society, and hence make more likely an

63 Lieberson/Silverman, die im Anschluss an Aufstände von Afroamerikanern Anfang der 1960er Jahre auslösende Faktoren und Bedingungen untersuchten, machen in einem ähnlichen Argumentationsmuster als entscheidende Bedingung für den Ausbruch von Aufständen von Afroamerikanern das „inadequate Funktionieren sozialer Institutionen" aus (Lieberson/Silverman 1965: 897).

identification with Africa. […] Africa is a part of the identity of the Negro American: how large and what kind of a part has varied from man to man and generation to generation. The future destiny of that identity depends on the United States, on Africa, and on the relation between the two." (Emerson/Kilson 1966: 650)

Hier wird Entfremdung und fehlende Integration als Ursache für die Entstehung der Identität von AfroamerikanerInnen aufgrund einer Identifizierung mit Afrika ausgemacht. Umgekehrt würde eine gelungene Integration in die US-amerikanische Gesellschaft eine Identität von AfroamerikanerInnen aufgrund der Identifizierung mit ihr bedeuten. Integration in einen bestimmten kollektiven Zusammenhang wird demnach als Voraussetzung für die Ausbildung von Identität entworfen. Die Frage der Identität allerdings sei unausweichlich, so Emerson/Kilson: „the inescapable issue of identity" (ebd.: 651). Dabei unterscheiden sich die Auffassungen darüber, ob diese Frage für alle Amerikaner „unausweichlich" ist, wie Baldwin postuliert, oder für Afroamerikaner im besonderen, wie die Thematisierung von Emerson/Kilson nahe legt.[64]

Viele AktivistInnen der Black Power Bewegung begegneten der Forderung nach Integration in ein US-amerikanisches „System" jedoch ablehnend. Franklin E. Frazier z. B. vertritt in seiner Kritik an afroamerikanischen Intellektuellen die Meinung, Integration sei nicht auf soziale Mobilität zu reduzieren (1971 [1962]: 63 ff.). Integration bedeute für die meisten afroamerikanischen Intellektuellen ihre „Vernichtung":

„The truth of the matter is that for most Negro intellectuals, the integration of the Negro means just the opposite, the emptying of his life of meaningful content and ridding him of all Negro identification. For them, integration and eventual assimilation means the annihilation of the Negro – physically, culturally, and spiritually." (Ebd.: 65)

In diesem Text steht „Entfremdung" für die Entfremdung von einem afroamerikanischen Kollektiv: „[…] alienated from the masses. It is also an indication of the failure of the intellectual leaders to perform their role in relation to the Negro. They have failed to dig down into the experience of the Negro and provide the soul of a people" (ebd.: 64).

64 Baldwin thematisiert Entfremdung als Gegensatz zur Herstellung eines national definierten „we". Entfremdung wird dabei als Entfremdung der Nation, in dem generischen „we" auf den Begriff gebracht, von der Geschichte von AfroamerikanerInnen in den Vereinigten Staaten und auch von der Geschichte des Mythos, den die Figur des „Negro" ausmacht (1998 [1951]: 19 f.).

Die Idee der Integration in diesem Sinne wird auch von Carmichael/Hamilton zurückgewiesen. Integration wird erstens als Zielsetzung der Mittelklasse abgelehnt, wobei die Mittelklasse als Gegensatz zu „Menschheit" und indirekt zu „Leben" konstruiert wird, indem ihr attestiert wird: „that class – as a whole – is *without viable conscience* as regards *humanity*" (Carmichael/Hamilton 1969 [1967]: 54; Hervorhebung I. J.). Begründet wird dies in ihrer ökonomischen Bestimmung der „materiellen Anhäufung".[65] Als solche sei sie als „das Rückgrat institutionellen Rassismus" verantwortlich für Rassismus in den Vereinigten Staaten (ebd.). Zweitens findet auf diese Weise eine Abgrenzung zur Politik der Bürgerrechtsbewegung statt: „The advocates of Black Power reject the old slogans and meaningless rhetoric of previous years in the civil rights struggle. The language of yesterday is indeed irrelevant: progress, non-violence, integration, fear of ‚white backlash', coalition" (ebd.: 64).

Drittens wird die Forderung nach Integration kritisiert, da damit die Annahme verbunden sei, dass die Schwarze Community keinen Wert besitze (ebd.: 67). Sie basiere auf der Idee, „Weiß" sei automatisch überlegen und „Schwarz" minderwertig (ebd.: 68). Deswegen diene die Forderung nach Integration der Aufrechterhaltung Weißer Vorherrschaft („white supremacy") (ebd.). Darauf baut die Argumentation auf, die Integrationsidee erfordere, dass Schwarze „ihre Identität aufgeben und ihr Erbe leugnen müssen": „‚Integration' also means that black people must give up their identity, deny their heritage. […] The fact is that integration, as traditionally articulated, would abolish the black community" (ebd.: 69).

Diese Befürchtung, zum Verschwinden gebracht zu werden, wurde von vielen AktivistInnen geäußert.[66] Baldwins Darstellung der Affinität von „leer machen" und „weiß machen" macht deutlich, wie Überlegenheitsanspruch durch Weiße Normativität mit Homogenisierung durch Normalisierung zusammenwirken: „Time has made some changes in the Negro face. Nothing has succeeded in making it exactly like our own, though the general desire seems to be to make it blank if one cannot make it white" (Baldwin 1998 [1951]: 20).

Beachtenswürdig ist allerdings, dass die Weigerung, sich von Weißer Vorherrschaft unterwerfen zu lassen, sich vereinnahmen zu lassen, die Konstruktion der Schwarzen community als „identity" und „personality" nach sich zieht. Die Forderung nach „integrity" – „the idea of cul-

65 „The values of that class are based on material aggrandizement, not the expansion of humanity" (Carmichael/Hamilton 1969 [1967]: 54).

66 Vgl. Frazier (1973: 56 ff.); Alkalimat (1973 [1969]: 180); Turner (1973 [1969]: 249 ff.).

tural integrity“ – die gegen „integration“ gesetzt wird, erfolgt in der gleichen Logik, nämlich einen kollektiven Zusammenhang als „Person“ und „Persönlichkeit“ zu entwerfen:

„The *racial and cultural personality* of the black community must be preserved and that community must win its freedom while preserving its cultural *integrity*. Integrity includes a pride – in the sense of self-acceptance, not chauvinism – in being black, in the historical attainments and contributions of black people. No person can be healthy, complete and mature, if he must deny a part of himself; this is what *‚integration‘* has required thus far. This is the essential difference between integration as is currently practised and the concept of Black Power.“ (Carmichael/Hamilton 1969 [1967]: 69; Hervorhebung I. J.)

Die thematisierte „Krise“ oder „Entfremdung“, die durch die Ausbildung von „Identität“ überwunden werden soll, erfordert die Konstruktion eines kollektiven Zusammenhangs als „Person“, die „Persönlichkeit“ und „Integrität“ auszeichnen soll. Dabei sind nicht nur Analogien zu Eriksons Identitätstheorie feststellbar, sondern auch zu der Konstruktion von „national character“. Wenn die Schwarze community als „new ethnic group“ entworfen wird (ebd.: 58), so wird dabei nicht nur an die Problematisierung der Nation als „Charakter“ und „Person“ angeknüpft, sondern auch an die Aufteilung der Welt entsprechend von „Nationen“ sowie Minderheiten als „Unternationen“ aufgrund der Durchsetzung dieses Prinzips im weltpolitischen Rahmen und internationalen Recht.

Diese Problematisierungsweisen können mit Wagner als Formen der Konventionalisierung sozialer Praktiken im Zusammenhang von Figurationen der „organisierten Moderne“ analysiert werden (1995: 120 ff.). Die „kollektive Bemühung, Steuerbarkeit der sozialen Welt zu erreichen“, z. B. durch die Klassifizierung sozialer Phänomene und „Durchsetzung einer gesellschaftsweiten Verwendung dieser Klassifikationen“, führe auch zu ihrer Vergegenständlichung und Naturalisierung (ebd.: 123 f.). Diese diskursive Hervorbringung sozialhistorischer Ereignisse findet dabei *auch* in sozialen Bewegungen statt. Dies bezeichnet Wagner als Konventionalisierungsbemühungen „von unten“ (ebd.). Die Idee der Integration erfordert die Definition von abgrenzbaren Entitäten, die Definitionen einer Spezies, die als Teil eines Ganzen entworfen ist. Die Forderung nach „Integrität“ steht nicht unbedingt im Widerspruch zur Forderung nach „Integration“, sondern baut auf den selben Voraussetzungen auf: die Definition sozialhistorischer Ereignisse im Sinne einer Aufteilung in spezifizierbare Entitäten mit einer bestimmbaren „Natur“ oder einem bestimmbaren „Charakter“.

Normalismustheoretisch kann die Definition spezifizierbarer Einheiten als Voraussetzung von Homogenisierungsverfahren analysiert werden. Um eine Normalverteilung, am treffendsten symbolisiert durch die Gaußkurve, zu generieren, ist „atomisierende ‚Vorarbeit'" erforderlich (Link 1997: 342). Das Postulat einer „eigenen Natur", das in sozialen Bewegungen vorgebracht wurde, scheint zunächst der Eindimensionalisierung zu widersprechen. Erfolgreich ist dieses Postulat aber auch, da auf diese Weise die Rede von sozialen Phänomenen hervorgebracht wurde, die zu diesem Zeitpunkt akzeptabel war. Als „sperriges Gebiet" steht die „eigene Natur" bestimmter sozialer Gruppen der normalistischen Inklusion zunächst entgegen. Die „Frage der Identität", die sich nun zunehmend alle stellen, arbeitet aber ganz im Sinne der Normalisierung: sie wirkt auf die Inklusion auf einem eindimensionalen Kontinuum hin, indem sie diese zunächst exkludierten Gebiete zu gleichartigen, wenn auch „eigenartigen", d. h. spezifizierten, Entitäten umdefiniert. Als solche werden sie sich, so die normalistische Ideologie, zu einem spezifischen Ausschnitt auf der Kurve der Normalverteilung umgruppieren.

Die Forderung nach „Integrität" (Carmichael/Hamilton) und „Identität" (Friedan), die aus der Analyse Identitätskonflikt, Identitätskrise und Identitätsspaltung gefolgert wird, weist darauf hin, dass auch in sozialen Bewegungen der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt" hervorgebracht wird. Soziale Phänomene als „fehlende Einheit" der Person, der sozialen Gruppe oder der Nation zu analysieren, ist nicht in einer „objektiven Bedingung" begründet, sondern ist eine spezifische historische diskursive Konstruktion. Der Bezug auf Erklärungsmuster der marxistischen Analyse oder das Identitätsmodell ermöglicht es, die Veränderung der sozialpolitischen Situation als „Notwendigkeit" zu begründen. D. h. die Problematisierung von „Krise" und „Entfremdung" ermöglicht ein politisches Programm, das Veränderung – in Form von Identitätsentwicklung oder Revolution – als eine „notwendige" Folge begründet. Auf diese Weise wird aber auch ein Beitrag zu dem soweit rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" gemacht. „Identitätsentwicklung" wird zur Notwendigkeit. Die Einheit der Person, der sozialen Gruppe und der Nation einzufordern, präsentiert die Möglichkeit, sowohl die Analyse dieser spezifischen historischen gesellschaftspolitischen Situation als auch Perspektiven auf ihre Veränderung in einer zu diesem Zeitpunkt akzeptablen Weise zu formulieren.

Umkehrung von Entwicklung

Die diskurstragende Kategorie „Entwicklung" ist auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit in ein Modell der Identitätsentwicklung gebracht. Auf diese Weise erfolgt die Diskursivierung sozialstruktureller Unterschiede im Sinne von graduellen Differenzen der Identitätsausbildung sowie die Hervorbringung von entsprechend dieses Modells der Identitätsentwicklung definierte Differenzen als hierarchisch angeordnete Differenzen. Es ist u. a. dieses Schema der Identitätsentwicklung, das die Hervorbringung struktureller und anderer sozialer Unterschiede als *integrierte Differenzen* der Identitätsentwicklung bedingt, was als kennzeichnend für eine Schwelle der Wissenschaftlichkeit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" ausgemacht wurde. Im Folgenden werden zwei Beispiele für die unterschiedliche Funktion von „Entwicklung" in der Problematisierung von Identität in Texten aus dem Kontext der Bürgerrechtsbewegung und der Frauenbewegung dargestellt.

Zum einen handelt es sich um eine Umkehrung der Dichotomie von „zivilisiert" – „primitiv". Es wird z. B. argumentiert, dass diejenigen Staaten, die sich als „zivilisiert" oder „frei" definieren, auf Kolonialherrschaft basieren. „Frei" sind sie nur aufgrund der Freiheitsberaubung und Ausbeutung anderer Länder und Gebiete und den dort lebenden Menschen als Sklaven, so Gordon (vgl. Gordon 1962: 305). So wird Südafrika etwa der Status eines „zivilisierten" Staates unter „zivilisierten" Staaten in der UNO abgesprochen. Es wird also auf diese Weise ein Gegensatz, der z. B. bei G. H. Mead die Konstruktion des Selbst als „organisiert" und als „rational" handelnd strukturiert, in seiner legitimierenden Funktion in Frage gestellt. Darüber hinaus wird die Bedeutung von „zivilisiert" in ihr Gegenteil verkehrt, indem gezeigt wird, dass das, was als „frei" und „zivilisiert" gilt, die Freiheit einiger weniger auf Kosten der Freiheit anderer darstellt.

Zum anderen wird die Dichotomie von „fortschrittlich" und „primitiv" für die Begründung der Selbstdefinition als „fortschrittlich" eingesetzt. So argumentiert z. B. Friedan, wenn das Vorhaben, die Naturalisierung von Frauen, die Reduktion auf Reproduktionstätigkeiten, als Folge der „feminine mystique" aufzuzeigen, sich auf die Naturalisierung von „primitive civilizations" in Abgrenzung von „advanced civilizations", d. h. auf deren Reduktion auf die „Natur" stützt.

„In the primitive civilizations of the South Sea islands, anatomy was still destiny when Margaret Mead visited them. […] It must have been much easier to see biological differences between men and women as the basic force in life in those unclothed primitive peoples. But only if you go to such an island with

the Freudian lens in your eye, accepting before you start what certain irrelevant anthropologists call the toilet paper theory of history, will you draw from oberservations in primitive civilizations of the role of the unclothed body, male or female, a lesson for modern women which assumes that the unclothed body can determine in the same way the course of human life and personality in a complex modern civilization." (Friedan 1971 [1963]: 140)

Während das Beispiel von Gordon auf die Funktion der Umkehrung verweist, stellt Friedans Vorgehen eine Neuformulierung des Gegensatzes von „primitiv" – „zivilisiert" dar, der die diskurstragende Kategorie Entwicklung auch auf der Schwelle der Epistemologisierung organisiert. Es handelt sich um ein Vorgehen, das den Anspruch auf den Status des Menschen für die „Frau" begründet. Dieser ist exklusiv gemacht durch die Differenz „primitiv" – „zivilisiert". Den Status des Menschen, „Persönlichkeit" und „Identität" beansprucht Friedan für die „Frau" als „zivilisiert" – sowie als Mittelschichtsangehörige und „Weiß", wie oben aufgezeigt wurde – indem die Charakterisierung „primitiv" in der Bedeutung „biologischer Differenzen" begründet wird. Diese hätten einen größeren Stellenwert in sogenannten „primitiven" Gesellschaften, im Unterschied zu sogenannten „komplexen modernen Zivilisationen". Vor dem Hintergrund zahlreicher Arbeiten in der Frauen- und Geschlechterforschung über die Herstellung von Geschlechterdifferenzen mutet es heute beinahe komisch an, welche Bedeutung Friedan bei diesem Konstruktionsprozess in das Kleidungsstück legt. Auch scheint die Autorin von dem strukturalistischen Postulat, Gesetzmäßigkeiten im gesellschaftlichen Austausch zu analysieren, das die Unterscheidung in „primitive" und „zivilisierte" Gesellschaften obsolet macht, nicht viel zu halten, wie die Kritik an einer „Freudian lens" impliziert. Auffällig ist allerdings, dass die Weigerung, sich zur Natur machen zu lassen, mit einem Entwicklungsunterschied begründet wird.

Friedan formuliert ihre Kritik an einer vorherrschenden Geschlechternorm, Frauen auf Reproduktionstätigkeiten zu reduzieren, wie oben dargestellt, in Bezug zu einer seit dem Zweiten Weltkrieg in verschiedenen wissenschaftlichen Feldern stattfindenden Kontroverse. Im Rahmen dieser „nature-nurture" Debatte argumentiert Friedan, wenn sie die These, Frauen seien nicht auf eine generative Funktion zu beschränken, ausarbeitet. Auch in Bezug zu dieser Debatte ist zu sehen, dass Friedan nun den Standpunkt „nurture" gewissermaßen „historisch" zu begründen sucht. Demnach sei es auf einen Entwicklungsfortschritt auf einer anthropologischen Entwicklungsleiter zurückzuführen, dass in einer westlichen Industrienation wie den Vereinigten Staaten die Biologie in der Organisation der Beziehungen und Verhältnisse zwischen Menschen

von minderer Bedeutung sei. Aus diesem Grund, so legt die Argumentation nahe, sei es diesem spezifischen „Stadium" einer allgemeinen Zivilisationsentwicklung schlicht nicht angemessen, wenn Frauen auf die Biologie reduziert werden. Den Anspruch, nicht objektiviert zu werden, zur Natur gemacht zu werden, gründet Friedan allerdings darauf, dass „andere" zur Natur gemacht werden. Dementsprechend ist Friedans Analyse: „In the primitive civilizations of the South Sea islands, anatomy was still destiny" (ebd.: 140).

In einem weiteren Sinn schließlich wird „Entwicklung" als diskurstragende Kategorie für die Problematisierung von Identität im Kontext sozialer Bewegungen, z. B. der Fauenbewegung, strukturierend. Wenn Friedan die „fortschreitende Entmenschlichung" („progressive dehumanization") der „Frau" als Hausfrau beklagt, so dient ihr Eriksons Modell der Identitätsentwicklung gewissermaßen als wissenschaftliche Legitimation für eine Skandalisierung: Die Autorin versteigt sich zu dem Vergleich zwischen der Situation der „Hausfrau" mit der Situation von US-amerikanischen Kriegsgefangenen im Krieg gegen Korea und Gefangenen in Konzentrationslagern des nationalsozialistischen Regimes.[67] Offenbar gehen Skandalisierung und Konstruktion einer Spezies zusammen. Die Klassifizierung, die Objektivierung zur „Natur", markiert die Abweichung von bestimmten Normen.[68] In diesem Fall wird Regression zum Skandalon angesichts einer Norm des Fortschritts und der Leistung und begründet die „Notwendigkeit" von Identitätsentwicklung.

6.2.3 Wissenschaftskritik

Wenn im Rahmen sozialer Bewegungen mit der Thematisierung von Identität der Status des Menschen beansprucht wird, so wird darüber hinaus mit dem Begriff Identität auf einen relativ neuen (sozial-)wissenschaftlichen Begriff zurückgegriffen, um in der Auseinandersetzung mit einer rassistischen und sexistischen sozialpolitischen Situation gegen die

67 Friedan (1971 [1963]: 285 ff.; 305 ff.).

68 Was als „verrückt" und Destabilisierung der sozialen Ordnung gelten muss, wird auf diese Weise verstehbar und integrierbar. Protestbewegungen wie die Beatniks und „Jugendliche" im Allgemeinen werden so auf ein Identitätsproblem reduziert aufgrund des Verfehlens des Fortschrittgebots. „The physical passivity of the younger generation showed itself in a muscular deterioration, finally alarming the White House. Their emotional passivity was visible in bearded, undisciplined beatnikery – a singularly passionless and purposeless form of adolescent rebellion. Juvenile delinquency ratios just as high as those in the city slums began to show up in the pleasant bedroom suburbs among the children of successful, educated, respected and self-respecting members of society, middle-class children who had all the ‚advantages', all the ‚opportunities'." (ebd.: 285).

Naturalisierung aufgrund von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen Wissenschaftlichkeit einzufordern. So stützt Friedan ihre Skandalisierung der Hausfrau und den daraus abgeleiteten Anspruch auf den Status des Menschen auf Eriksons Identitätstheorie und Oakley (1972) greift auf den Begriff „gender identity" aus sexualwissenschaftlichen Debatten zurück, um die Reduktion von Frauen auf generative Funktionen nicht nur als anachronistisch, sondern auch als unwissenschaftlich zurückzuweisen. In Arbeiten von AutorInnen der Black Power Bewegung wird der Anspruch auf Selbstdefinition als „Ausdruck von Identität" hervorgebracht (Turner 1973 [1969]: 238).[69] Die Problematisierung von Rassismus und Sexismus als „Frage der Identität" ermöglichte es diesen AutorInnen, die Forderung nach einer gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus und deren Veränderung als „unausweichlich" zu begründen. Wie oben ausgeführt, verbindet sich in der Thematisierung von Krise marxistische Theorie mit Identitätstheorie, die gleichermaßen Veränderungen – der Revolution oder Identitätsbildung – als „notwendige" Folge begründen. Darüber hinaus liefert Eriksons Identitätstheorie eine wissenschaftliche Formulierung von „Identität" im Sinne von „Leben", das aus der Synthese von kollektiven mit personalen Identifizierungen als „psychosoziale Vitalität" entstehe. In sozialen Bewegungen wird die Problematisierung von „Identität" im Sinne von „Leben" ebenfalls hervorgebracht, indem kollektive Identifizierung als Voraussetzung für soziale Existenz entworfen wird. Der Identitätsbegriff als relativ neuer Begriff wird auch aus der Kritik an der Vernachlässigung von Rassismus und Sexismus in Sozialtheorien wie Funktionalismus und Klassentheorie eingebracht. Diese Wissenschaftskritik geht einher mit der Ausbildung neuer politischer Praxen der Schaffung und Orientierung an einer Gemeinschaft. Im Zuge dieser Wissenschaftskritik wird auch die Geschichtsschreibung revidiert und insofern Anspruch auf die symbolische Ordnung erhoben. Kennzeichnend für die Wissenschaftskritik, die sich im Kontext der Black Power Bewegung und der Frauenbewegungen formierte, ist der Zusammenhang, der zwischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen und Begriffen in ihrer Funktion, soziale Realitäten zu formen, hergestellt wird.

69 Vgl. Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 50 ff.); Alkalimat (1973 [1969]: 178 ff.); Walters (1973: 198 ff.); Cross (1973 [1971]: 269 f.); Baldwin beschreibt die Funktion von Geschichte der afroamerikanischen Gemeinschaft sowie ihrer Kämpfe gegen Rassismus und deren Vermittlung in Texten als konstitutiv für seine Identität (1998 [1958]: 187). Die Vorenthaltung eines Eigennamens in der Geschichte der Sklavenherrschaft ist ein zentraler Topos in Baldwins Thematisierungen von Identität (vgl. 1998 [1962]: 335).

Diese Wissenschaftskritik wird an Texten herausgearbeitet, die im Zusammenhang von sozialen Bewegungen stehen und in denen Sexismus und Rassismus im Sinne von Identität problematisiert wird. Zusätzlich zu den bereits analysierten Texten wird der 1973 von Joyce Ladner herausgegebene Band *The Death of White Sociology*, sowie die Aufsätze der thematischen Schwerpunktausgabe „American Sociology and Black Americans" der Zeitschrift *American Journal of Sociology*[70] hinzugenommen. Feministische Wissenschaftskritik, die den Identitätsbegriff als Konzept gegen die Naturalisierung von Frauen vorbringt, wird an Ann Oakleys *Sex, Gender and Society* von 1972 aufgezeigt sowie an den bereits zitierten Publikationen in der Zeitschrift *Freedomways*, der von Cade Bambarra herausgegebenen Anthologie und Friedans *The Feminine Mystique*. Während die Texte aus *Freedomways*, die von Cade Bambarra herausgegebene Anthologie und Friedans Text sich vor allem an eine Öffentlichkeit in den sozialen Bewegungen richtet, bzw. auch an eine breitere Öffentlichkeit wie Friedans Buch, ist Oakleys Text ein sozialwissenschaftlicher Text, der allerdings zusätzlich die Öffentlichkeit der Frauenbewegung adressiert. Oakleys Buch unterscheidet sich außerdem von den anderen Texten, auf die sich diese Analyse stützt, als es nicht in dem geopolitischen Kontext der USA herausgegeben wurde. Allerdings kann mit der Entstehung sozialer Bewegungen wie der Bürgerrechtsbewegung eine direkte Bezugnahme auf sozialpolitische Bewegungen über nationale Grenzen hinweg festgestellt werden, wie die Anbindung der Kämpfe innerhalb der Bürgerrechtsbewegung an die Prozesse der Dekolonisation deutlich macht. O'Dells Hinweis über den Zusammenhang von Möglichkeiten der Identifizierung („bond of identification") über nationale Grenzen hinweg mit dem „Schließen des Informationsunterschieds", ist hier entscheidend (O'Dell 1966: 296). Oakley selbst stellt eine Verbindung von feministischer Ideologie und Kämpfen der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten her, wie noch zu zeigen sein wird.

Zur Kritik an Objektivierung

Die Kritik, die im Rahmen der Black Power Bewegung und der Frauenbewegung seit den 1960er Jahren in den Vereinigten Staaten geäußert wird, wird in der vorliegenden Arbeit folgendermaßen als Kritik und Auseinandersetzung mit vorherrschenden Normen analysiert. Wie bereits dargestellt, analysieren Autoren wie Frantz Fanon und James Baldwin die Objektivierung von Schwarzen, u. a. in der Figur des „Negro", indem sie zum Zeichen gemacht werden: sie repräsentieren

70 Es handelt sich dabei um den Band von Januar 1971, Vol. 76, No. 4.

„Natur", den „Körper", die „Welt" *für* den Weißen, der so eine Subjektposition in der symbolischen Ordnung besetzt, die u. a. durch Weiße Normativität organisiert ist. Dieser Komplex vorherrschender Normen bedingt so Herrschaftsverhältnisse. Spezifisch an diesen Normen, die hier als Weiße Normativität bezeichnet werden, ist, dass sie sich auf den Körper beziehen: Auf das Aussehen, das Begehren, die Gewohnheiten bis zu den Formen der Arbeitsteilung, insofern sie im Körper begründet werden. AutorInnen aus dem Kontext der Black Power Bewegung haben darauf hingewiesen, dass die auf diese Weise hergestellten epistemologischen Positionen oft mit ökonomisch begründeten sozialen Ungleichheiten einhergehen.[71]

Die Kritik an Objektivierung und Naturalisierung wird zum Beispiel in der Analyse sozialer Theoriebildung vor dem Ersten Weltkrieg in den USA entwickelt. So habe man Schwarze als „inferior race" konstruiert, aufgrund einer biologischen oder sozialen „Erblichkeit", als „nicht assimilierbar" wegen „physischen Charakteristika".[72] Jones benennt außerdem die Zuschreibung von „Black moral and character traits" als Mechanismus zur Abwertung von Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern (Jones 1973 [1965]: 126). In einem Überblick über Untersuchungen in Soziologie, Psychologie und Anatomie für den Zeitraum von ca. 1870 bis 1930 zeigt Jones, wie man nach Belegen für die Hypothese suchte, dass Schwarze „von Natur aus minderwertig" seien. Ellison stellt eine enge Verknüpfung zwischen der Entstehung der Sozialwissenschaften in den Vereinigten Staaten und der Untersuchung von AfroamerikanerInnen fest. Mit diesen Untersuchungen, anhand derer man die biologische, psychologische, intellektuelle und moralische Minderwertigkeit von Schwarzen mithilfe von Graphiken und Tabellen zu beweisen trachtete, sollte sich die „wissenschaftliche Methode", die durch Objektivität und Wertneutralität gekennzeichnet sein sollte, zur Lösung aller Probleme dienlich erweisen, so Ellison (1973 [1964]: 83 f.).[73] Es wird ein Zusammenhang hergestellt zwischen Objektivierung von Afroamerika-

71 Fanon beschreibt diesen Mechanismus (vgl. 6.1); vgl. u. a. Turner (1973: 235).

72 Frazier (1949: 2; 1947: 268), zitiert von Bracey/Meier/Rudwick (1973 [1971]: 5). Ausgenommen aus dieser Kritik an einer biologistisch begründeten soziologischen Theorie der Rassenkonstruktionen wird von den Autoren W. I. Thomas. Vgl. auch Jones, der einen Überblick über die Konstruktion von Schwarzen als minderwertig in der Psychologie gibt (1973 [1965]: 119 ff.).

73 Murray kritisiert die Kategorisierung von AfroamerikanerInnen durch SozialwissenschaftlerInnen in der Gegenwart: „And yet no other survey makers in the world seem to have a greater compulsion to catalogue human behavior in terms of racial categories" (1973: 101).

nerInnen und deren Lebensbedingungen sowie der Kennzeichnung als minderwertig (Jones 1973 [1965]: 124 ff.). Die Ablehnung von AfroamerikanerInnen gegen eine derartige Kategorisierung durch die Sozialwissenschaften (oft repräsentiert durch Weiße) führen Blauner und Wellman in einem Bericht über die Planung und Durchführung einer Studie in den 1960er Jahren an (Blauner/Wellman 1973: 322).

Feministische Kritik richtet sich gegen die Objektivierung als Frau. Schwarze Feministinnen machen darauf aufmerksam, dass sie als Schwarze Frauen sowohl von Weißen und Schwarzen Männern als auch von Weißen Frauen objektiviert und mystifiziert werden. So beschreibt Marshall es als „kritische" Erfahrung von Schwarzen Frauen, von anderen definiert zu werden: „the most critical fact of my existence – that definition of me, of her and of millions like us" (1970: 21). Richardson kritisiert Weiße Amerikanerinnen in ihrem Überlegenheitsanspruch gegenüber Afroamerikanerinnen.[74] In einer Kritik an der geschlechtlichen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern sowie an der Institution der Kernfamilie als „Weißer Institution" kommt Lindsey zu dem Schluss, dass Schwarze Frauen im Vergleich zu Weißen Frauen noch viel stärker zum „Körper" gemacht würden, da sie zu der gesellschaftlichen Aufwertung, die für Weiße Frauen mit dieser Institution verbunden sei, keinen Zugang hätten: "In short, to be a Black woman is to operate almost totally as a physical body without the inducements offered her white counterpart" (Lindsey 1970: 88 f.).[75]

Friedans (1963) und Oakleys (1972) Kritik richtet sich gegen die Begründung gesellschaftlicher Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen in der Biologie, die die Reduzierung von Frauen auf den „Körper" mit sich bringt. Oakleys These ist, dass geschlechtliche Arbeitstei-

74 In einem Gedicht, das in der Zeitschrift *Freedomways* 1962 erscheint, heißt es: „And you did not fight,/ but set your minds fast on my slavery/ the better to endure your own. […]
And you, women seeing/ spoke no protest/ but cuddled down in your pink slavery/ and thought somehow my wasted blood/ confirmed your superiority." (Richardson 1962: 289) Die Beherrschung durch Weiße Frauen wird zurückgewiesen: „Remember, you have never known me. /[…] But I will be myself … FREE!" (ebd.: 293).

75 Weiter heißt es: „While white females are sexual objects, Black women are sexual laborers. White females are the tokens among women in this society, in that they have the titles, but not the power, while Black women have neither – although Black women are frequently described by the white agency in terms that suggest power, such as ‚strong', ‚domineering', ‚matriarchal', and ‚emasculating'. […] But the dominion of the kitchen and the welfare apartment are hardly powerful vantage points." (Lindsey 1970: 88 f.). Vgl. zur Kritik Schwarzer Feministinnen auch Marshall (1966: 20 ff.); Cade (1970a: 8); Beale (1970: 93).

lung nicht auf den biologischen Geschlechtsunterschied zwischen Frau und Mann zurückzuführen sei (Oakley 1976 [1972]: 131). Die Betonung der Unterschiede zwischen Frauen und Männern, statt die Ähnlichkeiten aufzuzeigen (ebd.: 189), diene vielmehr der Begründung und Rationalisierung von Vorurteilen (ebd.: 210).

Methode

In der Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus wird Kritik an wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen vorgebracht. Im Kontext der Black Power Bewegung werden in Zusammenhang mit der Idee des „melting pot" und einer Ideologie der prinzipiellen Gleichheit theoretische Ansätze in Frage gestellt, die von „erfolgreicher Assimilation, […] Chancengleichheit und sozialem Aufstieg für Minderheiten" ausgehen (Metzger 1971: 628).[76] Zu diesen werden etwa Robert E. Parks Konzeption des „race relations cycle" gezählt, derzufolge von einem universalen Kreislauf ausgegangen wird von: „contacts, competition, accomodation and eventual assimilation".[77] An Myrdals Studie *An American Dilemma* von 1944 wird im Rahmen des Black Power Movements kritisiert, dass Rassismus vor allem als „moralisches Problem" gelte (Metzger 1971: 633). Schließlich wird die funktionalistische Annahme in Frage gestellt, wonach sich universalistische Normen in den Vereinigten Staaten durchgesetzt hätten und „ethnicity, religion, religionalism, state's rights, and class" als Partikularismen und dysfunktionaler Rest zum Verschwinden verurteilt seien, wie Parsons in dem Sammelband *The Negro American* von 1966 abschließend konstatiert.[78] Ein solches Modell, von Metzger „consensus model of racial change" genannt, das einhergehe mit einer „assimilationist perspective" (ebd.: 637 f.), wird abgelehnt. Besonders die Theorie des Funktionalismus, zu diesem Zeitpunkt vorherrschend in der sozialen Theoriebildung in den Vereinigten Staaten, gerät aus diesen Gründen in die Kritik von AutorInnen der Black Power Bewegung.[79] Es wird erstens die Grundannahme von der Allgemeingültigkeit universalistischer Normen in Frage gestellt. Außerdem wird aufgezeigt, dass von Weißer Normativität definiert ist, was als „universalistisch" gilt, indem die begrifflichen Instrumente in den Sozi-

76 Vgl. Metzger (1971: 628 ff.); Baldwin/Mead (1973 [1971]: 96); Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 51; 58 f.).
77 Park (1950 [1926]: 149 f.), zit. n. Metzger (1971: 631).
78 Parsons (1966a: 739); zur Kritik daran vgl. Metzger (1971: 635).
79 Vgl. a. Staples (1973: 166 f.); Alkalimat (1973: 188); Forsythe (1973: 216 ff.).

alwissenschaften von vorherrschenden Weißen Normen bestimmt sind.[80] Zweitens werden machttheoretische Prämissen abgelehnt. Anstelle eines konsensorientierten Machtmodells wird von einem strukturellen Machtunterschied zwischen Weißen und Schwarzen ausgegangen, einem Antagonismus zwischen Interessen, der als Konflikt zu fassen und zu untersuchen sei.[81]

Auch Autorinnen der Frauenbewegung stellen den Funktionalismus in Frage, da vorherrschende Normen bezüglich geschlechtlicher Arbeitsteilung und Rollenbildern von Frauen als legitim gelten. Darüber hinaus wird der Funktionalismus wegen der wissenschaftstheoretischen Begründung der Gesellschaftsanalyse in der Biologie abgelehnt (Friedan 1971 [1963]: 127). Vielmehr wird die Notwendigkeit herausgestellt, Konzepte des Denkens und Geschlechtsrollen zu verändern, da die Grundannahmen in westlichen Industrienationen patriarchal seien, so Oakley (1976 [1973]: 208 ff.). Ähnlich wie in der Black Power Bewegung wird eine „Gleichheitsideologie" („egalitarian ideology"; ebd.: 201; 206 f.) angefochten, da Gleichheit nicht verwirklicht sei. Desweiteren werden in feministischer Literatur Konzeptionen von Weiblichkeit in der Psychoanalyse in Frage gestellt. Sowohl Friedan als auch Oakley kritisieren die Begründung kultureller und gesellschaftlicher Differenzen zwischen Frauen und Männern in der Biologie, wobei Friedan ihre Kritik auf Freud bezieht (1971 [1963]: 103 ff.) und Oakley auf Eriksons Annahmen über körperlich bedingtes Verhalten von Mädchen und Jungen (1976 [1973]: 83; 97).

Eine Auseinandersetzung mit Marxismus und Klassentheorie findet in den hier untersuchten Texten der Black Power Bewegung statt. So kritisiert Forsythe Ethnozentrismus bei Marx und Engels (1973: 227 ff.). Von Alkalimat wird in dem Entwurf einer „Ideology of Black Science" die Kategorie der sozialen Klasse als „steril" zurückgewiesen (1973 [1969]: 174).[82] Damit verbindet sich auch eine Kritik an Arbeiterbewegung und Gewerkschaften, die es oft in deren Geschichte nicht nur abgelehnt hatten, die Interessen von Schwarzen Arbeiterinnen und Arbeitern zu vertreten, sondern sogar die Interessen von Weißen ArbeiterInnen gegen die Interessen und auf Kosten von Schwarzen ArbeiterInnen

80 Metzger (1971: 637 f.); Ladner (1973a: XXIII); Murray (1973: 98 ff.; 108); Jones (1973 [1965]: 124 ff.); Staples (1973: 164); Alkalimat (1973 [1969]: 174 ff.; 181); Ladner (1973b [1971]: 420).

81 Vgl. Metzger (1971: 635 f.); McCarthy/Yancey (1971: 665 f.); Staples (1973: 166 f.); Alkalimat (1973 [1969]: 188); Walters (1973: 198); Forsythe (1973: 216 f.; 221); Turner (1973: 247).

82 Vgl. auch Blauner (1969: 394).

durchgesetzt hatten.[83] Schließlich muss Baldwins Essay „Many Thousands Gone" von 1951 erwähnt werden, in dem Baldwin im Zuge der kritischen Lektüre von Richard Wrights Roman *Native Son* (1940) einen Paradigmenwechsel in der politischen Artikulation initiiert. Die Kritik bezieht sich auf das seit den 1930er Jahren vorherrschende „Theorem", wie Baldwin schreibt, die Situation von AfroamerikanerInnen in Begriffen des Klassenkampfes zu fassen und wofür Wrights Roman stehe (1998 [1951]: 25 f.). Dem setzt Baldwin den Bezug zu den Erfahrungen der „eigenen Gruppe", zu einer Geschichte und Tradition des „eigenen Volks", sowie den „Kampf ums Überleben" entgegen, der nun im Kontrast zum „Klassenkampf" und „sozialen Kampf" steht.[84]

Identität als analytische Kategorie

Wenn AutorInnen der Black Power Bewegung und der Frauenbewegung auf das Konzept Identität zurückgreifen, dann geschieht das oft mit Bezug auf die Analyse der Objektivierung – zur Natur gemacht zu werden – und als Gegenstrategie dazu. Die Formulierung einer Wissenschaftskritik ist auch von der Suche nach Theorien und Begriffen zur Beschreibung und Untersuchung der gesellschaftlichen Situation bestimmt, die im Kontext sozialer Bewegungen als Folge von Herrschaftsverhältnissen des Sexismus und Rassismus analysiert wird. Der Begriff Identität wird interessant, da er sowohl als wissenschaftlicher Begriff geprägt wurde als auch über das Gebiet der Wissenschaft hinausreicht. Das Schillernde dieses Begriffs, nicht nur wissenschaftliches Konzept zu sein, sondern „mehr" zu bedeuten, wird auch in sozialen Bewegungen produziert. Mit der Problematisierung des Menschen im Kontext sozialer Bewegungen wird in der Rede von Identität die Forderung nach Gleichheit transportiert, die durch die Menschenrechtserklärung garantiert wird. Dieses „Mehr" bezieht sich außerdem auf etwas, das Erikson als „dunkel" und „schwer bestimmbar" beschrieben und auf den Begriff der „psychosozialen Vitalität" gebracht hatte. Die Vorstellung, mit dem Konzept der Identität das „Leben" des Menschen begrifflich bestimmen zu können, ruft Bedeutungen aus dem Bereich der Religion und Metaphysik auf. Mit dem Entwurf des Identitätsbegriffs im Zusammenhang mit dem Begriff des „Nationalcharakters" wird die „Seele" nunmehr von dem im Modus der Nation definierten Kollektiv abgeleitet. Wie oben dargestellt, kann dies als Konventionalisierung sozialer Praktiken im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg beschrieben werden, die u. a. darin

83 Vgl. hierzu etwa Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 85 ff.).

84 Im Englischen: „struggle to survive" (ebd.: 28) und „class struggle", „social struggle" (ebd.: 25).

auszumachen ist, dass das Kollektiv zur Voraussetzung des Individuums gemacht wird (Wagner 1995: 112 f.).

Diese Vieldeutigkeit des Identitätsbegriffs spielt eine Rolle, wenn die Konzeption Identität im Kontext sozialer Bewegungen aufgegriffen wird, um der Naturalisierung von AfroamerikanerInnen und von Frauen einen wissenschaftlichen Begriff entgegenzusetzen. Auf diese Weise wird die soziale und kulturelle Konstruktion und Bedeutung von Geschlecht oder „race" im Unterschied zur anatomischen Differenz hervorgehoben. So werden die Begriffe „gender identity" und „racial identity" als analytische Kategorien im Rückgriff auf Eriksons sozialpsychologische Theorie sowie auf die sexualwissenschaftlichen Arbeiten von Stoller, Money und Hampsons eingeführt. Die AutorInnen der Black Power Bewegung und der Frauenbewegung befinden sich in dem Dilemma, einerseits die Abwertung aufgrund der Zuschreibung einer körperlichen Differenz – als „schwarz" und als „weiblich" – entgegen ihrer Leugnung in der funktionalistischen Sozialtheorie oder in einer Gleichheitsideologie zu thematisieren. Andererseits soll diese Naturalisierung unterminiert werden. Dieser paradoxen Voraussetzung wird begegnet, indem die Naturalisierung von AfroamerikanerInnen und Frauen (unabhängig von der Zuschreibung einer Hautfarbe) als unwissenschaftlich abgelehnt wird und die Konzeption von Identität eingeführt wird, die eine wissenschaftliche Beschreibung und Analyse von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen ermöglichen soll. Aus diesem Grund kann die Problematisierung von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen im Kontext sozialer Bewegungen wie der Black Power Bewegung und den Frauenbewegungen, indem auf eine Konzeption von Identität zugegriffen wird, auf einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit verortet werden. Es geht um die Einforderung von Wissenschaftlichkeit in der Auseinandersetzung mit Rassismus und Sexismus.

So werden in Turners Entwurf einer Theorie der „Sociology of Black Nationalism" mit der Thematisierung von Identität soziale Differenzen im Unterschied zu biologischen markiert: „Differences in skin color, hair texture and physical features are fact. But the issues are not whether differences exist, but what they mean socially" (Turner 1973 [1969]: 241).

Wenn AutorInnen der Black Power Bewegung die Definition von „new identity" und „Black consciousness" postulieren, wird Identität im Sinne einer Selbstdefinition, die gegen eine Fremddefinition eingewandt wird, problematisiert.[85] Mit der Problematisierung von Identität geht die

85 Vgl. hierzu auch Cade (1970b: 103). Turner begründet dies u. a. mit einem Zitat von Erikson: „inner emancipation from a more dominant identity, such

Idee von der Unausweichlichkeit der Identitätssuche einher. In dem Entwurf einer Theorie der „Sociology of Black Nationalism" verkoppelt Turner Widerstand gegen Objektivierung mit der „Frage von Identität" als „unausweichlich":

„It is an attempt at toppling what some young black intellectuals call ‚the dictatorship of definition'. The corollary to this claim for freedom from white determination of black identity is a search for new values. Revolt involves not only a confrontation with an oppressive and undesirable social status, but is also an act of self-affirmation and a cogent expression of identity." (Turner 1973 [1969]: 238)

„The issue of identity is inescapable, and pride in race is playing a crucial part in the new identity." (Ebd.: 240)

Dabei greift Turner die Konzeption von Identität als Synthese von Ich-Identität mit Gruppenidentität auf (ebd.: 241 ff.). Wenn die „Frage der Identität" als „unausweichlich" deklariert wird (ebd.: 240), dann auch aufgrund der Konzeption von Identität als „Leben" in der Einheit von Individuum und Kollektiv bei Erikson.[86] Zudem wird mit der Konzeption von Krise, die der Identitätsentwicklung vorangeht, die Ausbildung von Identität zu einer notwendigen Folge.

Der Begriff Identität wird darüber hinaus eingesetzt, um den Unterschied zwischen Mehrheit und Minderheit zu bezeichnen und Einzigartigkeit hervorzuheben. So schlägt Ladner für die sozialwissenschaftliche Untersuchung der Situation von Schwarzen Frauen u. a. die Konzeption von Identität vor (Ladner 1973b: 425), in Hinblick auf die Untersuchung eines „Schwarzen kulturellen Rahmens". Wobei auf diese Weise die Differenz dieses Rahmens zur Mehrheitsgesellschaft bezeichnet wird: „‚Black cultural' framework which has its own autonomous system of values, behavior, attitudes, sentiments and beliefs" (ebd.). Schließlich wird damit der Anspruch auf Definitionsmacht verbunden: „Black nationalists argue for the exclusive right of members of the group to define, establish, and maintain their own group boundaries" (Turner 1973 [1969]: 236). In diesem Sinne geht es auch um die Umkehrung von Be-

as the ‚compact majority'" (Erikson 1966: 230), zit. n. Turner (1973 [1969]: 243).

86 Turner führt hier ein Zitat von Erikson an, in dem Identität als Einheit – „unity" und „oneness" – bestimmt wird: „an increased unity of the physical and mental, moral and sensual selves, and a oneness in the way one experiences oneself and the way others seem to experience us" (Erikson 1966: 232), zit. n. Turner (1973 [1969]: 240 f.). Turners Literaturangaben beziehen sich auf Eriksons Text „The Concept of Identity in Race Relations" in: Parsons u. a. (Hg.) 1966.

deutungen: „reversal of white-Western symbols implies as well a reversal of the concepts associated with them“ (ebd.: 237 f.).

Im Zusammenhang der Frauenbewegung wird z. B. von Friedan (1963) und Oakley (1972) auf das Identitätskonzept zurückgegriffen. Wie oben dargestellt wurde, bezieht sich Friedan dabei auf Eriksons Identitätstheorie, um einen Status des Menschen für die „Frau“ einzufordern. Wie Oakley weist Friedan die Reduktion von Frauen auf Generativität mit dem Gebrauch des Identitätskonzepts zurück. Oakley führt den Begriff „gender identity“ für die Untersuchung von Geschlechterverhältnissen ein. Diese Kategorie gewinnt Oakley von Stoller (1968), der für die Untersuchung von Menschen mit uneindeutigem Geschlecht die Unterscheidung von „sex“ und „gender“ festlegt. In Anlehnung an Stollers Definition von „gender identity“ und der Definition von „psychosexual orientation“ der ForscherInnengruppe Money, Hampson und Hampson, bestimmt Oakley folgende Definition:

„While Stoller talks about ‚gender identity‘, Money and the Hampsons refer to ‚psychosexual orientation‘: the meaning of both terms is the sense an individual has of himself or herself as male or female, of belonging to one or other group. The development of this sense is essentially the same for both biologically normal and abnormal individuals, but the study of the biologically abnormal can tell us a great deal about the relative parts played by biology and social rearing: there are a multitude of ways in which it can illuminate the debate about the origin of sex differences.“ (Oakley 1976 [1972]: 159)

Ähnlich wie in den oben zitierten Texten aus der Bürgerrechtsbewegung und dem Black Power Movement wird bei der Definition von Identität (als Geschlechtsidentität) die kollektive Identifizierung zur Voraussetzung der individuellen. Dass Oakley die Unterscheidung von sex/gender von den sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Intersexuellen übernimmt, führt dabei einerseits zu einem Begriff für Geschlecht, der als kulturell und sozial bedingtem Begriff nicht in der Biologie begründet ist und es ermöglicht, Generativität als soziale Tätigkeit von der biologischen Gebärfähigkeit zu unterscheiden. Andererseits wird auf diese Weise auch die Konzeption von Geschlecht von Money/Hampson/Hampson als *im Verhalten herzustellende Geschlechterdifferenz* (ebd.: 165 f.) sowie die These von der frühen Etablierung und Unumkehrbarkeit der Geschlechtsidentität (ebd.: 164) unhinterfragt übernommen. Während es Oakley darum geht, die soziale, kulturelle und psychologische Konstruiertheit von Geschlechterdifferenz zu begründen, wird die Norm der Zweigeschlechtlichkeit nicht in Frage gestellt. Auch bei Oak-

ley werden in der Rede von Identität Normen hervorgebracht, in diesem Fall über Geschlechtlichkeit und Sexualität:

However, research in many areas has shown that processes integral to *normal development* of gender identity also occur in *abnormal development*, but with certain significant distortions. The core of the process is identification. Males usually identify with males and females with females, and so normal male and female identities are formed. However, where a male identifies with a female in a persistent and inflexible way, *disorders* such as homosexuality and transsexuality are more likely to arise." (Oakley 1976 [1972]: 167 ff.; Hervorhebung I. J.)

Dabei wird ein bestimmter Mechanismus in der Rede von Identität offensichtlich, der bereits in verschiedenen Texten ausgemacht worden ist. Es wird eine Norm hervorgebracht, indem diejenigen, die davon abweichen, objektiviert werden. Auf diese Weise wird sowohl die Norm, die so reproduziert wird, unsichtbar, als auch diejenigen, die ihren Anforderungen weitgehend oder ganz entsprechen.

Die vorangehende Darstellung zeigt, auf welche Weise auch in sozialen Bewegungen in der Rede von Identität die Reproduktion von Normen erfolgt, und die Einteilung und Hierarchisierung sozialer Akteurinnen und Akteure entsprechend dieser Normen erfolgt. Es kommt zur Vervielfältigung von Normen. In dem Zusammenwirken von Spezialdiskurs, zu dem Eriksons Identitätstheorie beiträgt, und Interdiskurs, in den sowohl die wissenschaftlichen Problematisierungen von Identität transformiert werden als auch diejenigen, die sozialen Bewegungen zuzuordnen sind, wird dabei eine weitere Norm hervorgebracht. Normativ wird die „Suche nach Identität".

6.2.4 Die Kritik an allgemein anerkannten Normen

Fanons Thematisierung von Weißer Normativität – dass der „weiße" Blick im Kolonialismus zum „objektiven" Blick wird – ist für soziale Bewegungen wie die Bürgerrechtsbewegung und die Black Power Bewegung, in Folge davon auch für die Frauenbewegung, in den Vereinigten Staaten insofern von zentraler Bedeutung, als es sich dabei um eine Problematisierung von vorherrschenden Normen in ihrer Funktion, Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu begründen, handelt. Allgemein anerkannte Normen, so zeigt Fanon auf, sind nicht in ihrer Rationalität begründet, sondern in einem Machtverhältnis, das bestimmte soziale Positionen zu privilegierten macht. Die Sicht auf die Welt, die von hier aus erfolgt, wird aufgrund dieser Privilegierung zur legitimen Sicht. Fanons

Analyse der „manichäischen Weltsicht" weist dabei die Bedingungen der symbolischen Ordnung aus, sozial strukturiert zu sein und sozialstrukturierende Wirkung zu haben aufgrund von Normen im Allgemeinen. Mit Weißer Normativität geht für soziale AkteurInnen das Erfordernis einher, sich in Bezug zu diesem Normenkomplex zu situieren.[87] Dieses Verhältnis zu allgemein anerkannten Normen definiert eine Position in einem hierarchisch strukturierten Zusammenhang. Die gegenseitige Bedingtheit von Kolonialherrschaft und „manichäischer Weltsicht", von Herrschaftsverhältnissen und Normen und Werten, wird auf diese Weise zur Folie für die Analyse im Kontext sozialer Bewegungen in den USA.

Es geht darum, eine spezifische Form von Macht und Herrschaft zu problematisieren. Was Fanon als „manichäische Weltsicht" bestimmt, Carmichael/Hamilton als „white power structure" und Oakley als „patriarchal culture", kann insofern als Normenkomplex definiert werden, als damit eine allgemein anerkannte Gesetzmäßigkeit beschrieben wird, die sozialen Austausch regelt, indem sie das Verhalten sozialer AkteurInnen sanktionierend organisiert. Für die Beschreibung der Funktionsweise von Normen ist am treffendsten, was Carmichael und Hamilton unter „indirect rule" (1969 [1967]: 22 ff.) fassen. Von „Normativität" kann insofern gesprochen werden, als bestimmte Normen zu richtigen und allgemeingültigen erhoben werden. Dass diese aufgrund von Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu legitimen werden, haben Fanon und die AutorInnen der sozialen Bewegungen herausgestellt.

Im Rahmen der Black Power Bewegung wird in diesem Sinne die Positionierung als Weiße und als Schwarze aufgrund Weißer Normativität thematisiert.[88] Carmichael/Hamilton sprechen in diesem Sinne von „white power structure" (1969 [1967]: 23). Die Unterscheidung von „institutionellem Rassismus" und „individuellem Rassismus" (ebd.: 19 ff.) zielt darauf, die überindividuelle, objektive Reproduktion der „Weißen Machtstruktur" begrifflich zu fassen. Die Situiertheit von Weißen und

87 Fanon (1980 [1952]: 14); vgl. 6.1.

88 Eine Kategorie, die in der sozialwissenschaftlichen Literatur seit den 1930er Jahren verwendet wurde, um soziale Ungleichheit aufgrund von Rassenkonstruktionen zu untersuchen, war „caste". Metzger gibt einen Überblick über Arbeiten unter dem Begriff „Caste Hypothesis". Dazu zählten John Dollards *Caste and Class in a Southern Town* (1937), *Deep South* von Allison Davis, Burleigh B. und Mary R. Gardner (1941) und Arbeiten von W. Lloyd Warner von 1936 und 1945 (Metzger 1971: 642 f.). Für feministische Theoriebildung verwendet z. B. Oakley das Konzept von „caste" (1976 [1972]: 74). Den Zusammenhang von Normen und Machtverhältnissen wird explizit benannt in dem von Ladner herausgegebenen Band, u. a. von Murray als „White Norms" (1973: 98 f.) und von Ladner (1973a: XXIII).

Schwarzen fassen Carmichael/Hamilton mit der Kolonialismusanalogie als Differenz zwischen „colonial master" und „colonial subject" (ebd.: 22).[89] Der rassistische Überlegenheitsanspruch von Weißen wird als „white supremacy" benannt (ebd.: 68).[90]

Dieser Rassismus ist in der US-Geschichte z. B. in der 1867 gegründeten Organisation der „Knights of the White Camelia" fundiert. In deren Satzung ist die Zielsetzung festgelegt: die Aufrecherhaltung von „the supremacy of the Caucasian race, and restrain the black or African race to that condition of social and political inferiority for which God has destined it" (zit. n. Arroyo 1996: 1552). 1866 wurde zum ersten Mal der Ku Klux Klan in Tennessee gegründet, der die Terorrisierung Schwarzer und deren Weißer Verbündeter im Anschluss an den Sezessionskrieg (1861 bis 1865) und die Proklamation zur Befreiung aller Sklaven durch Präsident Lincoln 1863 verfolgte. Der Ku Klux Klan kennt Perioden der verstärkten Organisierung etwa in den frühen 1920er Jahren, in Reaktion auf die Formierung der Bürgerrechtsbewegung und die Gerichtsurteile in den 1950er Jahren, die rassistische Segregation verboten, bis ca. Mitte der 1970er Jahre. Bis in die 1990er Jahre gab es stärkere oder weniger starke Verflechtungen mit Legislative und Exekutive (Goldberg 1996: 1556 ff.).[91] Im Zuge der Bürgerrechtsbewegung und des Black Power Movements richtete man die Aufmerksamkeit aber auch auf jene Formen des Rassismus, die nicht als offene Gewalt sichtbar wurden, sondern etwa als „institutioneller Rassismus" allgegenwärtig und „legitim" (bzw. legitimiert) waren. Als „individueller Rassismus" wurde er von Einzelnen reproduziert, indem er gewissermaßen subkutan vorhanden und in mehr oder weniger offen rassistischem Verhalten geäußert wurde.

89 Die Positionierung als Weiße und Schwarze ist auch für Baldwin Inhalt, wenn er davon schreibt, dass das „traditionelle" Verhältnis von „Herr und Sklave", von Weißen und Schwarzen, ins Wanken geraten sei (1998 [1951]: 20). Auch die Schuld von Weißen als organisierendes Prinzip im Verhältnis von Weißen und Schwarzen wird in diesem Text von Baldwin abgehandelt (ebd.). Vgl. dazu auch Baldwin (1998 [1963]: 294; 302).

90 Zu Weißer Normativität und „white supremacy" vgl. z. B. auch Murray (1973: 98) und Ladner (1973a: XXIII). Zu Weißer Vorherrschaft in der Frauenbewegung, bzw. unter Frauen vgl. z. B. Richardson (1962: 289; 293); Lindsey (1970: 85); Beale (1970: 94).

91 Hall (1985) berichtet, dass Ende der 1920er Jahre durchschnittlich zwei Lynchmorde pro Woche stattfanden. Goldberg zufolge war die Organisationsstruktur des Ku Klux Klan in den 1920er Jahren landesweit; in den Südstaaten lebten, entgegen der gängigen Annahme, nur 16 % seiner Mitglieder (1996: 1557).

Manche AutorInnen stellen zusätzlich die gegenseitige Bedingtheit von Normen und ökonomischer Ungleichheit heraus. Dies geschieht u. a. in der Kolonialismusanalogie, etwa bei Carmichael/Hamilton (1969 [1967]: 32 ff.).[92] Dabei ist es ein Verdienst der Bürgerrechtsbewegung und der Black Power Bewegung, dass soziale Ungleichheit von Weißen und Schwarzen AmerikanerInnen auf Rassismus als Herrschaftsverhältnis und die darin begründete Weiße Normativität zurückgeführt wird. Über die Armut von AfroamerikanerInnen waren in der Tat schon in zahlreichen sozialwissenschaftlichen Studien Daten gesammelt worden.[93]

Feministinnen machen auf den Zusammenhang von patriarchaler Ordnung und sozialer Ungleichheit aufmerksam. So weist Beale an einer Einkommensstatistik von 1967 nach, wie Geschlechter- und Rassenkonstruktionen sich in einer ökonomisch begründeten hierarchischen Struktur manifestieren. Der Vergleich zwischen Einkommen Weißer und Schwarzer Männer und Frauen ergibt eine Einkommenshierarchie an deren oberster Stelle Weiße Männer stehen, gefolgt von Schwarzen Männern und Weißen Frauen. Schwarze Frauen stehen an unterster Stelle (Beale 1970: 94 f.).[94] Die Kritik an geschlechtlicher Arbeitsteilung zielt

92 Vgl. a. Clark (1965: 79 f.; zit. n. Blauner (1969: 397), Blauner (ebd.). Über den Zusammenhang von Vorenthaltung der Bürgerrechte und ökonomischer Ausbeutung vgl. z. B. Wagley (1957); in diesem Sinne vgl. a. Walker (1957) über „bi-racial social order" und ökonomisch begründete soziale Ungleichheit sowie St. Clair Drake (1957). Einen direkten Zusammenhang zwischen „Negro subordination" und „white gains" stellt Glenn (1966) fest, D. h. einen Statusunterschied zwischen Weißen und Schwarzen aufgrund von Macht, Einkommen und Beschäftigung. Beale konstatiert einen Zusammenhang zwischen Geschlechtszugehörigkeit, Hautfarbe und sozialer Ungleichheit, gemessen am Einkommen (1970: 94 f.). Eine ökonomische Begründung rassistischer Segregation beschreibt z. B. Wilhelm (1973: 144 f.). Die Kategorisierung von Menschen afrikanischer Herkunft führt Turner auf ökonomische Ausbeutung und soziale Diskriminierung zurück (1973 [1969]: 235).

93 Ellison (1973 [1964]: 83) und Bracey/Meier/Rudwick (1973 [1971]: 4 ff.) stellen fest, dass die Anfänge der Sozialwissenschaften in den USA, Ende des 19. Jahrhunderts, u. a. in der Untersuchung von der Situation von Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern begründet sind. Für die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit „sozialen Problemen", für die in einem durchaus sozialtechnologischen Sinne „Lösungen" gefunden werden sollten, war die sozialwissenschaftliche Forschung über AfroamerikanerInnen und ihre Situation ein zentraler Bestandteil.

94 Aus diesen Zahlen lässt sich erklären, dass Schwarze Frauen, die mehrheitlich mit tagtäglicher ökonomischer Ausbeutung konfrontiert seien, so Beale (ebd.: 98), im Unterschied zu Weißen Feministinnen die „kapita-

auf die sozialstrukturierende Wirkung einer patriarchalen Kultur in industrialisierten Ländern, so etwa Oakley (1976 [1972]: 150 ff.; 208). Der entscheidende Beitrag von sozialen Bewegungen wie der Black Power Bewegung und den Frauenbewegungen zu sozialer Theoriebildung liegt darin, Macht- und Herrschaftsverhältnisse wie Sexismus und Rassismus als Effekt von Normen aufgezeigt zu haben: als Weiße Normativität und Androzentrismus strukturieren sie soziale Ordnung. Die Konzeption von Identität wird dabei in Anspruch genommen, um Normen in ihrer sozialstrukturierenden Wirkung begrifflich zu fassen.

Die Thematisierung von Identität als „Leben"

In der Rede von Identität wird die Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe und die kollektive Identifizierung zur Voraussetzung von personaler Identität und der Existenz im Allgemeinen. Besonders in sozialen Bewegungen werden diese Diskurse vorgebracht. Die Ambivalenz der Identifizierung mit einer sozialen Gruppe, die aufgrund vorherrschender Normen abgewertet wird, beschreibt z. B. Baldwin in seinem Essay „Many Thousands Gone" von 1951. In diesem Text entwickelt Baldwin seine Kritik an Richard Wrights Romanfigur Bigger, auf dessen Grundlage, wie oben dargestellt, die Forderung nach einer anderen Analyse der rassistisch segregierten Gesellschaft in den USA gestellt wurde. Einerseits bedeutet die soziale Positionierung in der rassistischen symbolischen Ordnung Abwertung, andererseits stellt diese Situierung einen Ausgangspunkt für soziales Handeln an sich zur Verfügung.

„The American image of the Negro lives also in the Negro's heart; and when he has surrendered to this image life has no other possible reality. Then he, like the white enemy with whom he will be locked one day in mortal struggle, has no means save this of *asserting his identity*. This is why Bigger's murder of Mary can be reffered to as ‚act of creation' and why, once this murder has been commited, he can feel for the first time that *he is living fully and deeply as a man was meant to live*." (Baldwin 1998 [1951]: 29; Hervorhebung I. J.)

„Identität" wird hier thematisiert im Sinne von „seine Identität behaupten" (auch: geltend machen, verteidigen, durchsetzen). Diese „Behauptung von Identität" erfolgt in Bezug zu dem Bild, das in einer rassistischen Kultur von ihm gemacht wird: der Schwarze Mann als Vergewaltiger und Mörder der Weißen Frau. Die Rede von Identität bedingt die Selbstüberprüfung im Verhältnis zu den rassistischen Normen: „Seine Identität behaupten" bedeutet, diesen zugewiesenen Platz, die soziale

listische, rassistische Ausbeutung Schwarzer" zur Zielsetzung politischen Engagements machten.

Position in einer hierarchisch strukturierten Ordnung anzunehmen. „Life has no other possible reality", schreibt Baldwin. Auch aus diesem Grund ist diese Identität für den Schwarzen (Mann) *unausweichlich* – das Prädikat, mit dem die „Frage der Identität" oft bedacht wird: Diese Zuschreibung erfordert, sich zu der rassistischen Ordnung ins Verhältnis zu setzen.[95] Baldwins Darstellug legt aber auch die Lesart nahe, dass „Leben" aus der Übereinstimmung mit jenem zugeschriebenen Bild in der symbolischen Ordnung gewonnen wird: daraus, mit dem zugewiesenen Platz in der symbolischen und sozialen Ordnung identisch zu werden – wenn es auch bedeutet, jene Figur des „Negro" mit Leben zu füllen, die ihm die amerikanische Mythologie zuschreibt. Das gilt im Übrigen auch für den Weißen (Mann), was der Nebensatz impliziert: „Then he, like the white enemy with whom he will be locked one day in mortal struggle, has no means save this of asserting his identity." Fanon hat dies als die Notwendigkeit ausgemacht, sich in Bezug zum Weißen Blick als objektivem Blick, in Bezug zur „manichäischen Weltsicht" zu situieren.

Die Bildung der Schwarzen Community wird dabei zur Strategie des „Überlebens":

„[…] this dimension being the relationship that Negroes bear to one another, that depth of involvement and unspoken recognition of *shared experience which creates a way of life*. […] a tradition expresses, after all, nothing more than the long and painful experience of a people, it comes out of the battle waged to maintain their integrity or, to put it more simply, out of their *struggle to survive*." (Baldwin 1998 [1951]: 27 f.; Hervorhebung I. J.)

Mit „Leben" erfüllt ist dieser Zusammenhang in Baldwins Darstellung aufgrund einer Geschichte, aufgrund einer historischen Kontinuität, der Kontinuität von Vergangenheit und Gegenwart, von Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart: „Negro life as a continuing and complex group reality" (ebd.: 30). Als solcher ist er „lebensstiftend" auch für den sozialen Akteur, indem er in diese Kontinuität eingeschrieben ist, also Kontinuität zwischen dem sozialen Akteur und einem kollektiven Zusammenhang hergestellt wird.[96] Auch Turner begründet die Herstellung

95 Einige Zeilen weiter wird dieser Akt der Situierung in Bezug zur symbolischen Ordnung beschrieben: „[…] no Negro finally, who has not had to make his own precarious adjustment to the ‚nigger' who surrounds him and to the ‚nigger' in himself" (ebd.).

96 Carmichael/Hamilton machen einen Unterschied zwischen der Verteidigung von Interessen durch Weiße einerseits, indem sie eine Einheit bilden zum Ausschluss von Schwarzen („white power structure" als „monolithic structure", „whites tend to view their interests in a particularly united, solidified way, when confronted with blacks making demands

von „new identity“ mit einem „Kampf um ethnisches Überleben“, während auf Erikson rekurriert wird (1973 [1969]: 240 ff.). Mit der Problematisierung von „new consciousness“ und „identity“, von „self-identity“ und „self-determination“ von AfroamerikanerInnen (Carmichael/Hamil ton 1969 [1967]: 49 ff.), wird offenbar auch eine Strategie gegen das, was von Foucault als Wirkungsweise der Biomacht beschrieben worden war, eingesetzt. Wenn durch Biopolitik soziale Beziehungen als biologische hergestellt werden, und der „Einschnitt zwischen dem, was leben muß und dem, was sterben muß“ (Foucault 1992 [1976]: 55), gemacht wird, ist Schaffung von „Leben“ in der Gemeinschaft, in der Kontinuität einer gemeinschaftlichen Geschichte, eine Form des Überlebens.[97] Als solche wird sie gegen die „Tötungsfunktion“ des Staats, die sich auf Biomacht und Rassismus stützt, eingesetzt.

Allerdings wird im Kontext der Black Power Bewegung die Problematisierung von Rassismus als „unausweichliche Frage der Identität“, die an eine „Natur“ rückgebunden wird, auch in Frage gestellt. So kritisiert z. B. Audre Lorde in ihrem ironischen Gedicht „Naturally“ die Vorstellung von der „Natur“ oder „Natürlichkeit“ der ungeglätteten Haare („naturally“) von Menschen afrikanischer Herkunft, die z. B. in dem Slogan „Black is beautiful“ im Rahmen der Black Power Bewegung zur Politik gemacht wurde. Dem setzt Lorde die Notwendigkeit einer materialistisch argumentierenden politischen Praxis entgegen (Lorde 1970: 18). Ähnlich argumentiert Boggs, welche die politischen Praxen der Black Power Bewegung seit 1967 als Reduktion der Auseinandersetzung

which are seen as threatening to vested interests“; 1969 [1967]: 23). Demgegenüber steht andererseits die Herstellung einer Gemeinschaft von Schwarzen: „It is a growing sense of community. It is a growing realization that black Americans have a common bond not only among themselves but with their African brothers“ (ebd.: 52). Wenn die „Echtheit“ dieses Zusammenhangs betont wird, so um der Auffassung entgegenzusteuern, der kollektive Zusammenhang von AfroamerikanerInnen sei nur ein Substitut, eine Kopie des Originals des gesamtgesellschaftlichen Kollektivs, das als Weiße Mehrheitsgesellschaft ausgemacht worden war: „Black communities are the only large segments of this society where people refer to each other as brother – soul-brother, soul-sister. Some people may look upon this as *ersatz*, as make-believe, but it is not that. It is real.“ (Ebd., Hervorhebung i. O.).

97 Carmichael/Hamilton formulieren diesen Anspruch folgendermaßen: „Black people in the United States must raise hard questions, questions which challenge the very nature of society itself: its long-standing values, beliefs and institutions. To do this, we must redefine ourselves. Our basic need is to reclaim our history and our identity from what must be called cultural terrorism, from the depredation of self-justifying white guilt.“ (1969 [1967]: 49.).

auf Fragen der Identität bewertet. Dies wird als Reduktion des Machtbegriffs in Frage gestellt. Dem Bemühen, eine Einheit herzustellen, hält Boggs die Notwendigkeit entgegen, sich mit den Klassendifferenzen innerhalb der Black Power Bewegung auseinanderzusetzen. Boggs thematisiert „Spaltungen" nicht als etwas, das überwunden werden muss, sondern sie stellen für sie vielmehr ein „Zeichen der wachsenden Reife und Suche nach politischer Klarheit einer Bewegung" dar.[98] Nicht zuletzt Fanon hatte die Möglichkeit der Identität zwischen politischen Führern und Masse, zwischen Menschen afrikanischer Herkunft unabhängig von ihrer historischen und geopolitischen Verortung als Naturalisierung von Rassenkonstruktionen durch europäischen Kolonialismus zurückgewiesen.

Die Diskursivierung von Identität als „unausweichliche Frage" wird auf diese Weise auch im Kontext sozialer Bewegungen hervorgebracht, indem Identität als „Leben" oder „Natur" entworfen wird. Der Entwurf von Identität als Einheit des Kollektivs im Rahmen der Black Power Bewegung, das die soziale Akteurin mit „Leben" ausstattet, trägt so zur Formierung der diskurstragenden Kategorie „Einheit" bei. Diese ist strukturiert durch den Gegensatz von „Einheit" gegen „Krise", der im Kontext der Black Power Bewegung um den Gegensatz von „Einheit"/„Identität" versus „Spaltung"/„Entfremdung" erweitert wird. Allerdings zeigen die Einwände von Schwarzen Aktivistinnen wie Boggs, dass diese Problematisierung von Rassismus als Herrschaftsverhätnis im Zeichen von Identität und Einheit des kollektiven Zusammenhangs auch hinterfragt war.

Die Paradoxie der Rede von Identität

Wenn AktivistInnen und AutorInnen der sozialen Bewegungen Kritik an vorherrschenden Normen und ihren hierarchisierenden Wirkungen äußern, tragen sie gleichermaßen zur Verbreitung von Normen in der Rede von Identität bei. Dabei werden die normierenden Wirkungen reproduziert. Die Unterwerfung unter verschiedene Normen produziert paradoxe Effekte: Die Kritik an Objektivierung kann zum Selbstentwurf im Sinne dieser Objektivierung führen oder zur Objektivierung anderer: beide Male wird so ein Subjektstatus erlangt.

Zunächst liefern AutorInnen der sozialen Bewegungen eine Analyse von Normen als einer spezifischen Form der Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen: sie strukturieren soziale Verhältnisse ent-

98 „These splits are actually a healthy development and a sign of a movement's growing maturity and search for political clarity rather than a cause for demoralization" (Boggs 1970: 214).

sprechend von ökonomisch begründeten sozialstrukturellen Unterschieden – aber auch unabhängig davon und über diese hinausgehend. In der Rede von Identität wird die Reproduktion von Normen durch die Bestimmung spezifischer Positionen im Verhältnis zu einer Norm analysiert: als symbolische Positionen, die sozial strukturierend und sozial strukturiert sind. D. h. das Verhältnis zu einer Norm definiert auch eine Position in einem hierarchisch strukturierten sozialen Raum.

Wenn in diesem Zusammenhang, die „Frage der Identität" als „unausweichlich" hervorgebracht wird, dann macht die vorangehende Analyse deutlich, dass sie nur für diejenigen zur „Notwendigkeit" wird, die im Verhältnis zu einer Norm objektiviert sind. Die „Suche nach Identität" ist das Verlangen und der Anspruch auf eine Position „Identität haben" derjenigen sozialen AkteurInnen, die den Anforderungen einer legitimen Norm nicht (vollständig) entsprechen. Soziale Normen werden auf diese Weise durchgesetzt, indem soziale AkteurInnen sich mit der „Suche nach Identität" einer ständigen (Selbst-)Überprüfung in Bezug auf allgemein anerkannte Normen unterziehen.

Die vorangehende Analyse der sozialen Bewegungsdiskurse zeigt die Paradoxien der Rede von Identität auch aufgrund der mehrfachen Unterwerfung sozialer Akteurinnen und Akteure unter Normen. Das hat zum Effekt, dass mit der Einforderung von Anerkennung und Gleichstellung in der Rede von Identität – was in dieser Arbeit als Verlangen nach der Position „Identität haben" analysiert wird – normierende Wirkungen in Bezug zu einer anderen Norm einhergehen können. Da auch in sozialen Bewegungen in der Rede von Identität Normen hervorgebracht werden, sind damit normierende Wirkungen verbunden. D. h. die Instituierung einer Norm, indem jene markiert werden, die von ihr abweichen, verschafft anderen den begehrten Status des „autonomen Subjekts". In der vorangehenden Textanalyse wurde herausgearbeitet, wie z. B. Friedans Anspruch auf den Status des Menschen für die „Frau" in der Forderung nach Identität mit der Hervorbringung von Normen des Fortschritts und der Leistungsorientierung einhergeht. Normierende Wirkungen manifestieren sich in der Markierung von sogenannten „Primitiven", wodurch die eigene Position als „fortschrittlich" begründet wird. Ein anderes Beispiel war die Objektivierung von Frauen im Sinne von „Jugend", die dem Gebot der Leistungsorientierung nicht nachkommt. Auf diese Weise werden Normen über die allgemeine Definition der ‚Frau' hervorgebracht, die eine hierarchische Strukturierung von Frauen gemäß dieser Normen bedingen. Bei Baldwin und anderen Autoren der Black Power Bewegung war gezeigt worden, auf welche Weise der Anspruch auf den Status des Menschen in der Objektivierung der Schwarzen ‚Frau' fundiert wird. Es war analysiert worden, wie in der Rede von

Identität Normen des Androzentrismus, der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit instituiert werden, welche die Figur des ‚Schwarzen' definieren und die hierarchische Strukturierung von AfroamerikanerInnen entsprechend dieser Normen bedingt.

Normalisierung bedingt die Vereinheitlichung sozialer AkteurInnen und *gleichzeitig* ihre hierarchische Strukturierung: *erstens* durch Ausschluss derjenigen, die nicht mit Bürgerrechten ausgestattet sind, was in dieser Arbeit als Bedingung der Schwelle der Epistemologisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" analysiert wurde, auf der die Definition des Staatsbürgers erfolgt. *Zweitens* bedeutet Normalisierung die Vervielfältigung und Verbreitung von Normen, die jeweils mit normierenden Wirkungen einhergehen. Es erfolgt eine Vervielfältigung der Qualifizierung derjenigen Individuen, die nunmehr über Bürgerrechte verfügen, durch die Einteilung in Personenkategorien und die Hierarchisierung entsprechend der Normen, die mit ihrer Definition hervorgebracht werden.

6.3 Resümee

Der Begriff Identität kam im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg in den Vereinigten Staaten in wissenschaftlichen Feldern wie im Zusammenhang der sich herausbildenden Bürgerrechtsbewegung in Gebrauch. Für seine Verbreitung ist diese mehrfache Bedingtheit konstitutiv. Von Erik H. Erikson wurde er in die Form von Identitätsmodellen gebracht, die auch heute für das Verständnis von Identität bestimmend sind: das Modell personaler und das Modell kollektiver Identität sowie das Modell der Identitätsentwicklung. Diese Konzeption von Identität entsteht im Zusammenhang der sogenannten „national-character studies", einem interdisziplinären wissenschaftlichen Feld von AnthropologInnen, PsychologInnen, PolitikwissenschaftlerInnen und SoziologInnen, in dem auch Erikson seinen Beitrag leistete. Der Begriff der Identität wird zu einem Zeitpunkt entworfen, als disziplinäre Grenzen nach der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen wieder durchlässiger werden, was sich auch in der Schaffung eines interdisziplinären Feldes wie den „national-character studies" manifestiert. Institutionalisiert ist dieses Feld in von der Regierung einberufenen Ausschüssen zur Untersuchung von Nationalcharakteren. Der Entwurf sozialwissenschaftlicher Identitätsmodelle wird in dieser Arbeit im Zusammenhang mit der Definition der Begriffe „national character", „gender role" und „Jugend" analysiert. Die Diskursivierung der „Frage der Identität" wird so auf die Entstehung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung von Personen-

kategorien des Nationalcharakters, der Geschlechtsrolle und der Jugend zurückgeführt. Kennzeichnend für den Begriff des Nationalcharakters wie der Geschlechtsrolle ist deren Begründung in der Erziehung im Unterschied zu Angeborenheit. Man begründete die Wissenschaftlichkeit dieser Konzepte darin, dass Geschlecht und Nationalcharakter erlernt würden im Unterschied zu biologisch begründeten Theorien und anderen „Vererbungslehren". Als Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" wurde in dieser Arbeit der Entwurf von Identitätsmodellen im Zusammenhang mit der Definition von Personenkategorien in wissenschaftlichen Feldern festgelegt. Auf diese Weise wurden wissenschaftliche Normen darüber aufgestellt, was diese ausmache, wobei die Textanalyse zeigte, dass gesellschaftlich vorherrschende Normen in wissenschaftlich begründete Normen umdefiniert wurden.

Gleichzeitig wurde der Begriff Identität von James Baldwin aufgegriffen, um Rassismus in den USA zu problematisieren. Auch Baldwins Gebrauch des Identitätsbegriffs ist entsprechend des hier rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit. Baldwins Thematisierung von Identität im Sinne von nationaler Identität ist im Sinne dieses Diskurses, insofern kollektive Identifizierung als Voraussetzung für die soziale Existenz sozialer AkteurInnen problematisiert wird. Im Sinne des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" ist außerdem die Anwendung des Identitätsbegriffs auf sozialpolitische Themen. In den sich formierenden sozialen Bewegungen in den USA greift man auf das Konzept der Identität zurück, um Rassismus und Sexismus in Frage zu stellen und später auch zu untersuchen. In der Bürgerrechtsbewegung und im Black Power Movement bezieht man sich explizit auf die Dekolonisationsbewegungen, besonders auf Frantz Fanon. Eine These dieser Arbeit ist, dass Dekolonisation und soziale Bewegungen in westlichen Industrienationen die Problematisierung von Normen in ihrer Machtförmigkeit ermöglichten. Sowohl Fanon als auch andere AutorInnen aus den sozialen Bewegungen brachten die Kritik an Rassismus und Sexismus auf eine Forderung nach dem Status des Menschen für AfrikanerInnen und andere rassistisch Diskriminierte sowie für Frauen. Die Thematisierung des Menschen in Dekolonisation und sozialen Bewegungen erfolgt, nachdem mit der Gründung der UNO 1945 und der Menschenrechtserklärung 1948 der „Mensch" auf weltpolitischer Ebene (erneut) ins Recht gesetzt worden war. In den Texten von Autoren und Autorinnen sozialer Bewegungen verbindet sich Rede von Identität mit der Rede vom Menschen: die Analyse, den Status des Menschen abgesprochen bekommen zu haben, wird als Forderung nach Identität formu-

liert. Die Problematisierung von Identität als sozialpsychologischem Begriff ermöglichte es zudem, die Forderung nach Anerkennung und Gleichberechtigung wissenschaftlich zu begründen. Kennzeichnend für die Rede von Identität ist dabei, dass die Bedeutung von Wissenschaftlichkeit stets von Konnotationen begleitet ist, die über die analytische Dimension hinausgehen. Die Problematisierung von Identität ruft stets auch eine ethische Dimension auf, die in dieser Arbeit auf die zeitgleiche Problematisierung des Menschen im Zuge der Menschenrechtserklärung zurückgeführt wird.

Außerdem wird mit dem Gebrauch des Identitätsbegriffs als analytischem Begriff, der in Zusammenhang mit den Begriffen von Nationalcharakter und Geschlechtsrolle entsteht und später in die Begriffe von Geschlechtsidentität und „racial identity" eingeht, die Möglichkeit impliziert, wissenschaftlich bestimmen zu können, was den Menschen ausmache, indem er entsprechend dieser Personenkategorien untersucht wird. Nicht zuletzt mit Eriksons Definition von Identität als „psychosoziale Vitalität", als schwer bestimmbare und „dunkle" Größe, sowie der Problematisierung von Identität als „Leben" sozialer AkteurInnen im Rahmen sozialer Bewegungen werden Bedeutungen produziert, die sich analytischer Bestimmbarkeit entziehen. Der Begriff Identität wird als analytischer Begriff thematisiert, ist aber dadurch gekennzeichnet, dass sein Gebrauch darüber hinaus Bedeutungen wie „Wesen" oder „Seele" und religiös-metaphysische Konnotationen transportiert.

Die Analyse von Texten aus den wissenschaftlichen Feldern der „national-character studies", sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Intersexuellen, sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die „Jugend" in Zusammenhang mit Eriksons Identitätstheorie führt zu der These, dass die Rede von Identität eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung darstellt. Es wurden Normen der Fortschritts- und Leistungsorientierung, Norm der Zweigeschlechtlichkeit, Heteronormativität, Androzentrismus und Weiße Normativität analysiert. In diesen Diskursfragmenten wird zum Großteil ein Spezialdiskurs hervorgebracht, bis auf Goodmans Text, der an der Hervorbringung des Interdiskurses teilhat. Während für diese Texte die These aufgestellt wurde, dass darin die Problematisierung sozialer Ordnung stattfindet, ist bezüglich der analysierten Texte aus dem Kontext sozialer Bewegungen geschlussfolgert worden, dass darin die Funktion von Normen problematisiert wird, Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu begründen. Auch in diesen Texten wird sowohl ein Interdiskurs hervorgebracht als auch ein Spezialdiskurs eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt". Die Diskurse der Bürgerrechtsbewegung, Black Power Bewegung und Frauenbewegungen werden hier als spezifische Diskurse analysiert,

die zur Formierung des Interdiskurses beitragen, aber nicht ganz in ihm aufgehen.

Ein spezifischer Frauenbewegungsdiskurs wurde in den Texten Friedans, Oakleys, und von Autorinnen der Zeitschrift *Freedomways*: Richardson (1962), Wright (1966), Marshall (1966), rekonstruiert. Auch einige der Aufsätze, die in der von Cade Bambarra herausgegebenen Anthologie 1970 erschienen sind, tragen zur Formierung eines Frauenbewegungsdiskurses bei. Daraus wurden hier die Texte von Robinson and Group, Beale, Lindsey und Cade analysiert. In diesen Texten werden die Situation von Frauen und Geschlechterverhätlnisse problematisiert und zum Politikum gemacht. In den Texten der Schwarzen Aktivistinnen werden sie im Verhältnis zu Rassismuserfahrungen thematisiert und findet teilweise eine Auseinandersetzung mit Weißen Frauen und deren Anspruch auf Überlegenheit statt. Mit Oakleys und Beales Text wird zudem ein Spezialdiskurs hergestellt. Einen spezifischen Diskurs der Bürgerrechtsbewegung von dem des Black Power Movements eindeutig zu unterscheiden, möchte ich hier nicht unternehmen. Allerdings können die Texte von Carmichael/Hamilton (1967) und die in der von Ladner (1973) herausgegebenen Anthologie wegen ihrer programmatischen Aussagen dem Black Power Movement zugeordnet werden.[99] Die Texte aus der Zeitschrift *Freedomways*,[100] die Texte von Baldwin, einschließlich der Diskussion von Baldwin und Mead (1971), sowie die Texte von Lorde, Boggs und Jones and Group aus Cade Bambarras Anthologie (1970) werden einem sozialen Bewegungsdiskurs der Bürgerrechtsbewegung, bzw. Black Power Movement, zugeordnet. Zusätzlich zu dem sozialen Bewegungsdiskurs wird in den sozialwissenschaftlichen Texten, die in den Zeitschriften *American Journal of Sociology*, *Social Problems*, dem *Unesco International Social Science Bulletin* veröffentlicht wurden, ein Spezialdiskurs hervorgebracht.[101] Auch manche der Artikel aus *Freedomways* tragen zur Formierung eines Spezialdiskurses bei, wie der historische Artikel von Katz (1962). Schließlich zählen auch die Texte aus dem von Ladner herausgegebenen Band (1973) zu einem Spezialdiskurs, da explizit eine Wissenschaftskritik formuliert wird.

99 Es wurden die Texte von Alkalimat, Turner, Walters, Cross, Jones, Ellison, Blauner/Wellman, Bracey/Meier/Rudwick, Murray, Staples, Forsythe, Ladner, Wilhelm und Frazier analysiert.

100 Dazu zählen die Texte von Richardson (1962), Katz (1962), Gordon (1962), Crocket (1965), O'Dell (1966), Wright (1966), Marshall (1966), Strong (1967), Jones (1968), Du Bois (1968 [1957]).

101 Dazu zählen Metzger (1971), McCarthy/Yancey (1971), Wagley (1957), Walker (1957), St. Clair Drake (1957), Glenn (1966), Blauner (1969), Warren (1969).

Währenddesssen tragen der Kerner Report (1968) und Caplan/Paige (1968) zur Ausbildung eines Spezialdiskurses bei, ohne dass gleichzeitig ein Bewegungsdiskurs hervorgebracht wird. Die Verbreitung der Rede von Identität lässt sich aus dem Zusammenwirken von Spezialdiskursen und sozialen Bewegungsdiskursen erklären, die die Formierung des Interdiskurses bedingen.

Diese Rede von Identität wird als ein *sozialwissenschaftlicher* Diskurs analysiert, da sozialpolitische Fragestellungen auf diese Weise thematisiert wurden. Problematisiert wird die Herstellung sozialer Ordnung. Die Rede von Identität wurde im Zusammenhang mit der Herausbildung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung des Menschen entsprechend von Personenkategorien vorgebracht. Kennzeichnend ist dabei, dass der Begriff Identität zu einem Zeitpunkt entwickelt wurde, als die Grenzen zwischen den sozialwissenschaftlichen Disziplinen durchlässiger wurden, nachdem sie als solche institutionalisiert worden waren. Modelle, die ursprünglich nicht in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin entworfen wurden wie Geschlechtsrolle, werden in den Sozialwissenschaften aufgegriffen und werden zu einem wichtigen Konzept. Ähnliches kann für den Identitätsbegriff festgestellt werden, für dessen Entwicklung Interdisziplinarität konstitutiv war. Er wurde von Erikson entworfen, indem psychoanalytische Konzepte im Gebiet der „national-character studies“ auch für die Beschreibung sozialer Phänomene angewendet wurden. Auch der Identitätsbegriff wurde daraufhin in den Sozialwissenschaften aufgegriffen.

Als *Schwelle der Wissenschaftlichkeit* wird analysiert, dass der Diskurs vom „autonomen Subjekt“ in Form von Personenkategorien und Identitätsmodellen im Zusammenhang mit der Entstehung von „national-character studies“, sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die „Jugend“ als wissenschaftlichen Feldern hervorgebracht wird. In Kapitel 5 war herausgearbeitet worden, wie gesellschaftlich vorherrschende Normen als wissenschaftlich begründete und begründbare Normen diskursiviert wurden, indem sie in die Form wissenschaftlicher Modelle gebracht wurden. Als kennzeichnend für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit war die Verknüpfung allgemein anerkannter Normen mit Wissenschaftlichkeit, indem sie an „Natur“ rückgebunden werden, ausgemacht worden. Auf diese Weise werden allgemein anerkannte gesellschaftliche Normen sozialen AkteurInnen zur „Natur“ gemacht. Entwicklung wird zur stufenweise erfolgenden Verinnerlichung gesellschaftlich vorherrschender Normen im Modell der Identitätsentwicklung, wodurch sie normativ werden. Die These, dass Geschlechtsrollen erlernt seien, die bei der Prägung dieses Modells im Zuge der sexualwissen-

schaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen bestimmend war, wird zur wissenschaftlich begründeten Anforderung, Zweigeschlechtlichkeit im Verhalten herzustellen. Die These, dass die „Jugend" zur Instanz wird, die gesellschaftliche Ordnung repräsentiert, verbindet „national-character studies" mit Eriksons Identitätstheorie, mit zivilisationskritischen Arbeiten und solchen, die in nonkonformen Verhaltensweisen eine Bedrohung gesellschaftlicher Ordnung ausmachten. Allen gemeinsam ist dabei, dass eine Norm des Forschritts der „Jugend" zum Charakteristikum gemacht wird, unabhängig davon, wie Forschritt definiert wird. Im Zuge der Entwicklung von wissenschaftlichen Modellen und Personenkategorien als analytischen Kategorien werden Normen über ihre Beschaffenheit hervorgebracht. Während soziale AkteurInnen zu Personenkategorien zusammengefasst werden, wird ihnen eine „Natur" gemäß allgemein anerkannten Normen definiert. Mit dem Entwurf von Personenkategorien und dem Modell der Identitätsentwicklung werden gesellschaftlich vorherrschende Normen normativ: zur Anweisung an soziale AkteurInnen, sie zu verkörpern.

In dem rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs wird die *Figur des „autonomen Subjekts"* auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit durch einen Mechanismus „normierender Wirkungen" hergestellt, die in der Rede von Identität produziert werden. Ein Effekt normierender Wirkungen ist die hierarchische Strukturierung sozialer AkteurInnen in Bezug zu einer allgemein anerkannten Norm. Die Verbreitung und Durchsetzung von Normen erfolgt durch die Klassifizierung sozialer Akteurinnen und Akteure zu Personenkategorien entsprechend der Übereinstimmung mit den Anforderungen bestimmter Normen. Soziale AkteurInnen, die diesen Anforderungen (weitgehend) entsprechen, sowie die betreffende Norm werden unsichtbar, während jene, die von ihnen abweichen, durch die Klassifizierung sichtbar gemacht werden. Das „autonome Subjekt" wird durch die Übereinstimmung einer sozialen Akteurin oder eines sozialen Akteurs mit den Anforderungen allgemein anerkannter Normen hergestellt, indem sowohl die betreffende Norm als auch die Unterwerfung unter diese unsichtbar wird. An Eriksons Identitätstheorie, die zur Formierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" beiträgt, wurde untersucht, wie diese hierarchische Strukturierung hergestellt wird. Es wurde aufgezeigt, wie in der Rede von Identität die Hervorbringung eines sozialen Akteurs als „autonomem Subjekt" mit der Klassifizierung anderer sozialer AkteurInnen einhergeht, die so, als Abhängige von einer Norm, die sie nicht (vollständig) verkörpern, diese erst sichtbar machen.

Ein weiteres Ergebnis ist die These, dass auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autono-

men Subjekt“ soziale Differenzen als integrierte Differenzen hervorgebracht werden, indem sie in die Form von Identitätsmodellen und Personenkategorien gebracht werden. An Eriksons Identitätstheorie wurde herausgearbeitet, wie soziale Ungleichheiten mit dem Modell der Identitätsentwicklung auf den Begriff der Entwicklung und darüber hianus der Differenz von „negativer“ und „positiver“ Identität gebracht werden. Im Unterschied dazu wurde für die Schwelle der Epistemologisierung an Meads Theorie des Selbst aufgezeigt, wie soziale Differenzen ausgeklammert werden, indem die „Frau“ und sogenannte „Primitive“ die Grenze zwischen Mensch und Tier markieren. Mit dem Entwurf von Identitätstheorien ist die Problematisierung sozialer Ungleichheit im Sinne einer Differenz zwischen Mensch und Tier, d. h. Nichtmensch, nicht mehr akzeptabel. In der Rede von Identität findet eine Transformation sozialer Ungleichheit in einen Unterschied der Identitätsentwicklung statt. Während auf der Schwelle der Epistemologisierung in dem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ der Staatsbürger hervorgebracht wird, erfolgt auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit mit der Definition von Personenkategorien und Stufen der Identitätsentwicklung seine Einteilung in qualitative Unterschiede in einer Rangordnung.

Daraus wurde die These abgeleitet, dass die Rede von Identität hierarchisch strukturierend ist. Anders als Links Normalismustheorie nahe legt, impliziert die Analyse sozialer Bewegungsdiskurse das Fortbestehen qualitativer Unterscheidungen zwischen sozialen AkteurInnen und sozialen Gruppen. Allerdings sind Ausschlüsse aufgrund qualitativer Differenzen zu diesem Zeitpunkt nicht mehr akzeptabel. In der Rede von Identität erfolgt so eine Umdefinition qualitativer Unterscheidungen in quantitative, die auf einem Spektrum angeordnet sind: die Umwandlung sozialstruktureller Ungleichheit in einen Unterschied der Entwicklung in der Rede von Identität.

Wenn die Rede von Identität eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung darstellt, unterziehen sich soziale AkteurInnen auf diese Weise einer (Selbst-)Überprüfung in Bezug zu allgemein anerkannten Normen. In den wissenschaftlichen Feldern der „national-character studies“, den sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen und den sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die „Jugend“ wird die „Frage der Identität“ wissenschaftlich begründet. In diesen Feldern werden die Standards definiert, an denen sich soziale AkteurInnen in ihren Selbstbefragungen ausrichten. Nicht zuletzt wird die „Frage der Identität“ „unausweichlich“, da sie sowohl im Interdiskurs als auch in Spezialdiskursen, in sozialen Bewegungen, populärwissenschaftlicher Literatur sowie in wissenschaftlichen Abhandlungen hervorgebracht wird.

Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ organisieren die diskurstragenden Kategorien in sozialen Bewegungsdiskursen die Kritik an vorherrschenden Normen. Die diskurstragende Kategorie „Normen“ organisiert mit der Schaffung von Personenkategorien und dem Entwurf von (sozial-)wissenschaftlichen Theorien in wissenschaftlichen Feldern den hier rekonstruierten Diskurs. Sie wird auch in sozialen Bewegungsdiskursen hervorgebracht, die ihrerseits zur Formierung von Spezialdiskursen und dem Interdiskurs beitragen. Die diskurstragenden Kategorien „Geschlecht“ und „Entwicklung“ strukturieren auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit mit der Hervorbringung von Identitätsmodellen und Personenkategorien die Rede von Identität im Sinne von integrierten Differenzen. In sozialen Bewegungsdiskursen werden „Normen“, „Geschlecht“ und „Entwicklung“ zum Moment politischer Artikulation. Die Problematisierung von Identität ermöglicht auf diese Weise die Kritik an der vorherrschenden sozialen Ordnung. Da die Rede von Identität auch in sozialen Bewegungen ein Effekt von Normalisierung ist, tragen soziale Bewegungsdiskurse ebenfalls zur Normalisierung bei, d. h. es erfolgt eine Vervielfältigung von Normen und der damit einhergenden Machtwirkungen. Die diskurstragende Kategorie „Einheit“ strukturiert insofern die Rede von Identität in sozialen Bewegungen, als Einheit zwischen national definierter Gesellschaft und sozialen Gruppen wie sozialen AkteurInnen als problematisch herausgestellt wird. Indem man allerdings Selbstdefinitionen entsprechend von Personenkategorien als Minderheit, und damit im Modus der Nation, schafft, und die Anweisung, diese zu verkörpern, realisiert, wird die problematisierte „Einheit“ auch reproduziert. Die Anforderung der Übereinstimmung sozialer AkteurInnen mit einem Platz in der symbolischen Ordnung wird in der Rede von Identität so wiederholt. Auch die Vorstellung von Einheit zwischen Einzelnen und einem Kollektiv der sozialen Gruppe wird dadurch auch in sozialen Bewegungsdiskursen hervorgebracht. Mit der Vervielfältigung wird die Rede von Identität normativ: als Notwendigkeit, sich über eine „eigene Natur“ zu verständigen, sich zu einer „eigenen Natur“ ins Verhältnis zu setzen, eine „Natur“ zur „eigenen“ zu machen.

7. Rollen und Darstellungen

Erving Goffmans Arbeiten stellen einen Bruch mit den soweit beschriebenen Problematisierungsweisen dar. Goffman untersucht die Wirkungsweise von Normen und liefert eine Analyse von Normalisierungsprozessen. Das Postulat, Relationen und nicht die Substanz zum Untersuchungsgegenstand zu machen (RA: 602), wird in dieser Arbeit als Indiz für das Erreichen der Schwelle der Formalisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" gewertet. Die Verknüpfung von Normen und Wissenschaftlichkeit, indem sie auf „Natur" rückbezogen werden, die als Kennzeichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit analysiert worden war, wird gelöst. Demnach lässt sich als Formalisierungsschwelle beschreiben, dass gesellschaftliche Verhältnisse zum Gegenstand der Auseinandersetzung werden, d. h. soziales Handeln und soziale Verhältnisse als „gesellschaftlich" begriffen werden und ihre Begründung in der „Natur" nicht mehr akzeptabel ist. Wenn in Eriksons Identitätstheorie soziale Ordnung problematisiert wird, indem vorherrschende gesellschaftliche Normen diskursiviert werden, und von Fanon sowie in sozialen Bewegungen eine Problematisierung von vorherrschenden gesellschaftlichen Normen stattfindet, analysiert Goffman die Reproduktion von Normen in ihrer Funktion, sozialen Austausch zu regulieren.

In Foucaults Darstellung wird die Schwelle der Formalisierung eines wissenschaftlichen Diskurses erreicht, wenn „die für ihn notwendigen Axiome, die von ihm benutzten Elemente, die für ihn legitimen propositionellen Strukturen und die von ihm akzeptierten Transformationen" definiert werden. Weiter heißt es: „wenn er [der Diskurs] so und von sich aus das formale Gebäude, das er konstituiert, wird entfalten können" (1981 [1973]: 266). Beispielhaft sei die Disziplin der Mathematik, die, Foucault zufolge, „nie in das äußere Feld der Nicht-Wissenschaft-

lichkeit zurückgeworfen [wird], sondern […] ständig […] *in dem formalen Gebäude* neu definiert [wird], *das sie konstituiert*." Kennzeichnend für die Schwelle der Formalisierung eines wissenschaftlichen Diskurses ist demnach die Analyse „nur innerhalb einer konstituierten Wissenschaft" (ebd.: 269 f.; Hervorhebung I. J.). Foucaults Definition aufgreifend, wonach Konzepte, Gegenstände, die verwendete Sprache *in* „dem formalen Gebäude", das sie konstituiert, (neu-)definiert werden, bedeutet das z. B., dass „Wissenschaftlichkeit" nicht in einer anderen Disziplin begründet wird, wie es etwa G. H. Meads Vorhaben darstellt, die Psychologie auf die Biologie als nomothetische Wissenschaft zu stützen. Dieses disziplinengeschichtlich begründete Vorgehen führt zur Definition des Konzepts des *I* als „biologisches Individuum", was sich in Eriksons Definition von Ich-Identität als „psychosoziale Vitalität" wiederfindet.[1] Auf der Schwelle der Formalisierung wird das Vorhaben aufgegeben, eine „Natur" des „Menschen" zu definieren. Nicht der „Mensch" ist Gegenstand, auch nicht in seiner aktualisierten Formulierung der „Identität", sondern Beziehungen und Verhältnisse, die als *soziale* bestimmen, auf welche Weise soziale AkteurInnen in ihren Handlungen konstituiert werden. Goffmans Arbeiten kennzeichnen außerdem die Formalisierungsschwelle, insofern gesellschaftliche Normen in ihrer Herstellung und Wirkungsweise zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden, im Unterschied zur Hervorbringung von gesellschaftlichen Normen in der Rede von Identität, bzw. ihrer wissenschaftlichen Legitimierung in Identitätsmodellen.

Die Untersuchung von sozialen Institutionen und Organisationen in ihrer Funktion, Definitionen des „Individuums" zu bestimmen, indem die Mitgliedschaft in einer sozialen Organisation definiert wird, erfolgt in einem Zeitraum, der von Wagner als Konfiguration der organisierten Moderne analysiert wird. Wie bereits dargestellt, ist die „Bildung sozialer Arrangements, die jedem existierenden Individuum vorausgehen" kennzeichnend dafür (Wagner 1995: 112 f.). Die Konventionalisierung sozialer „Praktiken über weit ausgedehnte vorgestellte Gemeinschaften" (ebd.: 120) bedeutet, dass diese als solche hergestellt werden. Repräsentation und soziale Praktiken sind in „wechselseitiger Abhängigkeit" (ebd.). Mit dem Begriff der Konventionalisierung bezeichnet Wagner „eine kollektive Bemühung, Steuerbarkeit der sozialen Welt zu erreichen" zum einen durch die Klassifizierung sozialer Phänomene und zum anderen durch die „Durchsetzung einer gesellschaftsweiten Verwendung dieser Klassifikationen" (ebd.: 123). Der Effekt von Konventionalisierung ist die „Vergegenständlichung" oder „Naturalisierung sozialer

1 Vgl. 4.3.2; 5.1.

Phänomene", d. h. dass deren „sozial konstruierter Charakter aus dem Bewußtsein der Mitglieder einer Gesellschaft" verschwindet. Der „Endpunkt" der Konfiguration der organisierten Moderne ist in dieser Darstellung in den 1960er Jahren zu lokalisieren (ebd.: 124 f.). Wagners Analyse umfasst die Organisierung allokativer Praktiken, autoritativer Praktiken und von Praktiken der Repräsentation. Ergebnis der Organisierung sozialer Praktiken sei die „Schließung der Moderne", die „Ziehung von Grenzen und die soziale Schaffung von Gewißheiten" (ebd.:113).

Dass diese Konventionalisierungsbemühungen seit dem Zweiten Weltkrieg zunehmend in Frage gestellt wurden, zeigte sich mit der Entstehung von sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen und mit den Dekolonisationskämpfen im globalen Maßstab. Goffmans Untersuchung von sozialen Institutionen und der Mittel der sozialen Kontrolle, die sie zur Verfügung stellen, lassen sich als Analyse der Bedingungen gesellschaftlicher Segregation entsprechend von Rassenkonstruktionen begreifen. Sie können sowohl auf die Situation in den Vereinigten Staaten als auch auf die unterschiedlichen Formen der Kolonialherrschaft bezogen werden. Die sozialen und politischen Praktiken, die in sozialen Bewegungen zur Anwendung kamen, können mit Goffman als Effekt der Wirkungsweisen sozialer Institutionen und Organisationen analysiert werden, Definitionen des „Menschen" und seiner Eigenschaften zu bestimmen.

Erving Goffman gilt heute als wichtiger soziologischer Theoretiker, obschon die Bedeutung und der systematische Charakter seiner Arbeiten in der Sekundärliteratur immer wieder angesichts gegenteiliger Annahmen betont wird und scheinbar betont werden muss.[2] Goffmans Arbeiten entstanden außerhalb und teilsweise in Opposition zu anerkannten Schulen wie dem Funktionalismus Parsons' (Willems 1997: 17) und „naturalistischen […] Modellen sozialen Handelns" (Giddens 1988: 251). Willems stellt heraus, dass Goffman Fächer- und Schulengrenzen überwand (ebd.), eine Bedingung, die in dieser Arbeit auch für die soweit erörterten Identitätstheorien ausgemacht worden war, und zu ihrer Verbreitung beigetragen hat. Zentral ist Goffmans Analyse von Interaktionen als autonomen Systemen[3] sowie sein Modell der Rahmen. Die Rahmenanalyse wurde zur Untersuchung von sozialen Bewegungen und

2 Vgl. Hettlage/Lenz (1991a: 7); Lenz (1991: 25 f.); Giddens (1988: 250); Drew/Wootton (1988a: 6); Willems (1997: 17 ff.).

3 Vgl. dazu den von Drew und Wootton herausgegebene Band (1988), der Beiträge zu der 1986 in York stattgefundenen Konferenz über Goffman, von Willems als „wohl bedeutendste" Konferenz ausgewiesen, versammelt.

sozialen Bewegungsorganisationen aufgegriffen und weiter entwickelt.[4] Willems liefert eine Verknüpfung von Rahmentheorie und Habitustheorie (1997). Besonderes Augenmerk wird im Folgenden auf eine soziale Theorie der Performativität gerichtet. In queer Theoriebildung wurde von Butler eine Theorie der Performativität des Geschlechts ausgearbeitet. Eine soziale Theorie der Performativität wird in dieser Arbeit hervorgehoben, da sie die Entnaturalisierung von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen ermöglichen.

7.1 Kohärenz der Darstellung

Goffmans Untersuchung von Interaktionen und Darstellungen zur Herstellung sozialer Wirklichkeit vollziehen eine Verschiebung des Fokus im Verhältnis zu den soweit diskutierten Identitätstheorien. Demnach ist es nicht die Kohärenz sozialer AkteurInnen mit sich selbst oder mit kollektiven Zusammenhängen, die die Teilnahme am sozialen Austausch bedingen, sondern die Herstellung einer kohärenten Darstellung. Die vorangehende Analyse hat gezeigt, wie in der Rede von Identität im Sinne von „Einheit" des Einzelnen mit sich selbst als Folge der Einheit mit einem kollektiven Zusammenhang dem „Individuum" eine „Natur" vorausgesetzt wird. Deren Erforschung in der „unausweichlichen Frage der Identität" macht die Selbst-Befragung zur Prämisse für die Mitgliedschaft an sozialen Zusammenhängen. Mit Goffmans Analysen wird die postulierte Einheit zu einem Effekt der Darstellung, die sich zudem auf situationsdefinierte Interaktionen reduziert statt auf eine Einheit von „Individuum" und „Gesellschaft" in der Identität.

Entfremdung und andere Störungen

In dem bislang rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" wurde die Anforderung, eine Einheit zwischen sozialer Akteurin und kollektivem Zusammenhang herzustellen, als Norm der Kohärenz und Kontinuität analysiert, die sowohl sexualwissenschaftliche und feministische Texte organisiert als auch Eriksons

4 Vgl. Snow/Benford et al. (1986); Hunt/Benford/Snow (1994), die ein Modell zur Untersuchung von Rahmungsprozessen in sozialen Bewegungen und sozialen Bewegungsorganisationen entwickeln. Vgl. auch Lofland (1996); Jonhston/Laraña/Gusfield (1994); Johnston/Klandermans (1995); Johnston (1995); Melucci (1988, 1989, 1995); Eder (2000). Hunt/Benford/Snow, Johnston/Laraña/Gusfield; Johnston/Klandermans, Melucci und Eder verwenden das Modell der Rahmenanalyse, um die Konstruktion von kollektiver Identität in sogenannten neuen sozialen Bewegungen zu untersuchen.

Identitätsmodelle oder Thematisierungen von „national character“ und „gender role“. Die Problematisierung sozialer Ordnung als fehlende Einheit erfolgt in der Thematisierung von Krise und Entfremdung sozialer Akteurinnen und Akteure. Dies wurde als diskurstragende Kategorie „Einheit“ des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ analysiert. Bemerkenswert an diesen Problematisierungsweisen ist, dass sie sowohl von AutorInnen hervorgebracht werden, die für eine Aufrechterhaltung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und allgemein anerkannter Normen eintreten, als auch von solchen AutorInnen, die Kritik an legitimen Normen und der symbolischen Ordnung formulieren. Ob Gesellschaftskritik, Zivilisationskritik oder Beunruhigung über eine in Frage gestellte gesellschaftliche Ordnung, die Problemdefinition aufgrund von einer Konzeption der „Entfremdung“ eint das gesamte Spektrum.[5]

Die Problemdefinition „Entfremdung“ hat den Entwurf einer „Natur“ sowohl des Kollektivs als auch des Einzelnen zur Folge, die darin begründet zu sein scheint, miteinander in Übereinstimmung zu sein. Sozialwissenschaftliche Entwürfe von „Entfremdung“ als wissenschaftliches Konzept gehören zu den Problematisierungsweisen gesellschaftlicher Ordnung und können als Konventionalisierung sozialer Praktiken beschrieben werden, insofern als die nationalstaatlich definierte Gesellschaft als jene Einheit entworfen wird, auf die sich soziales Handeln beziehen sollte (Wagner 1995: 122), bzw. die Bildung eines Kollektivs dem Einzelnen vorausgesetzt wird (ebd.: 112). Sie können als Konventionalisierung sozialer Praktiken im Gebiet der Repräsentationen beschrieben werden, die ein „Mittel“ zur „Steuerbarkeit der sozialen Welt“ durch die Klassifizierung sozialer Phänomene und deren Durchsetzung darstellen (Wagner 1995: 123).

Die sozialwissenschaftlichen und sozialpsychologischen Konzeptionen sowie die Konzeption der Entfremdung in einer Tradition von Gesellschaftskritik[6] zielten darauf, die Untersuchung der Kohärenz eines definierten kollektiven Zusammenhangs operationalisierbar zu machen. So unterscheidet etwa Seeman (1959) zwischen „powerlessness“, „meaninglessness“, „normlessness“, „isolation“ und „self-estrangement“. Es

5 Auch in Fanons (1981: 185) und Fraziers (1971 [1962]: 63 ff) Kritik an Intellektuellen, die von ihrem kollektiven Zusammenhang entfremdet seien, wird diese Norm der Kohärenz und Kontinuität hervorgebracht. Vgl. 6.1; 6.2.4.

6 Zu den damals zeitgenössischen Arbeiten dieser Tradition zählen u. a. Adornos *The Authoritarian Personality* (1950), Fromms *The Sane Society* (1950). Man bezog sich außerdem auf R. K. Merton, C. Wright Mills und Alwin Gouldner (Seeman 1959: 783 f.).

wurden Instrumentarien zur Messung von Entfremdung entworfen.[7] Im Anschluss an Erikson und Horney wurden „Probleme von Entfremdung“ als „Probleme von Identität“ konzipiert.[8] Die Ergebnisse dieser Untersuchungen stellen allerdings die Möglichkeiten der Messbarkeit von Entfremdung als zweifelhaft heraus. So kommt etwa Dean zu dem Schluss, eine Korrelation zwischen dem subjektiven Gefühl der Entfremdung und Größen wie Beruf, Bildung, Einkommen, Gemeinschaft, sei nicht festzustellen (1961: 757). Daraus wird allerdings nicht die Fragwürdigkeit des Vorhabens, Entfremdung von sozialen AkteurInnen zur messbaren Größe zu machen, gefolgert, sondern eine Definition von Entfremdung als „Syndrom“ statt als „Persönlichkeitszug“ vorgeschlagen. Die Ergebnisse einer anderen Untersuchung mit einer ähnlichen Herangehensweise führt zur Identifizierung von „alienated individuals“ oder auch „aliens“ (Nettler 1957: 673 f.). Mit diesen Untersuchungen, die sich auf soziale AkteurInnen und ihre Übereinstimmungen mit den Anforderungen bestimmter Normen beziehen, werden gleichzeitig Normen über sie aufgestellt, indem eine „Natur“ sozialer AkteurInnen vor der Entfremdung postuliert wird.

Mit dieser Praxis findet mit Goffmans Arbeiten ein Bruch statt. Es geht nicht mehr darum, eine „Natur“ des „Individuums“ zu definieren sowie des kollektiven Zusammenhangs, der ihm vorausgeht, sondern um die Beschreibung und Analyse sozialer Beziehungen und Verhältnisse in ihren Gesetzmäßigkeiten. Bezeichnenderweise behandelt Goffman Entfremdung nicht im Sinne von Entfremdung des „Individuums“ von der „Gemeinschaft“ oder „Gesellschaft“ und ihren Normen und Werten, sondern als „Entfremdung in der Interaktion“, so der Titel eines Aufsatzes. Die Konversation als Form der Interaktion wird von Goffman als situationsdefiniertes „kleines soziales System“ begriffen, als „kleines Gefüge aus Verpflichtungen und Loyalität“ (IA: 124 f.). „Entfremdung“ bezieht sich hier auf die „Gesprächsbegegnung“. Mit der Definition der „falschen Person“ als „einer, der falsch interagiert“ (ebd.: 148), verschiebt sich der Fokus hin zur Interaktion. Nicht das „Individuum“ oder die „Person“ ist das Objekt sozialwissenschaftlicher Analyse, sondern die Art und Weise, durch die in der Interaktion, durch einen bestimmten Ablauf von Tätigkeiten, eine „Person“ definiert wird: allerdings nicht ihr „Charakter“ oder ihre „Natur“, sondern ihr Status und ihre Funktion in Bezug zu einer situationsbestimmten Interaktion.

7 Dazu gehören z. B. Nettler (1957), Clark (1959), Dean (1961).

8 Vgl. z. B. der Band unter dem Thema „Alienation and the Search for Identity“ des *American Journal of Psychoanalysis*, Vol. 21, No. 2, 1961.

Darstellung

Goffman untersucht die Herstellung von Einheit in der Interaktion als einem „exakt aufgebaute[n] Sozialsystem“ (WT: 15). Dabei besteht eine Interaktion aus einer „Summe von Interaktionen, die auftreten, während eine gegebene Gruppe von Individuen ununterbrochen zusammen ist“ (ebd.: 18). Für den Kommunikationsprozess wird die Metapher der Bühne geprägt und die Beschreibung als „Informationsspiel – einen potentiell endlosen Kreislauf von Verheimlichung, Entdeckung, falscher Enthüllung und Wiederentdeckung“ (ebd.: 12).[9] Das Modell, das daraufhin entwickelt wird, dient der Untersuchung „der Struktur sozialer Begegnungen“ (WT: 233), wobei der „Schlüsselfaktor in dieser Struktur […] die Einhaltung *einer einzigen Bestimmung der Situation*“ ist (ebd.; Hervorhebung I. J.). Dabei geht es nicht um eine Übereinstimmung bezüglich „der Realität“, sondern um eine „Arbeitsübereinstimmung“ bei der Definition der Situation (ebd.: 13). Situationsdefinitionen kommen aufgrund von Projektionen der Einzelnen zustande (ebd.: 12). Inhalt von Goffmans Untersuchung sind die verschiedenen „Techniken, die angewandt werden, um hervorgerufene Eindrücke aufrechtzuerhalten“. Situationsdefinitionen sind „integraler Bestandteil einer Darstellung“ und werden durch die „Zusammenarbeit mehrerer Teilnehmer geschaffen und gestützt“, nämlich des Ensembles der DarstellerInnen und der ZuschauerInnen (ebd.: 73 ff.). Bei der Situationsbestimmung wird Übereinstimmung betont und Gegensätze, auch sozialstrukturelle Differenzen, werden heruntergespielt (ebd.: 77).

Hervorzuheben ist an diesem Entwurf, dass soziale Gruppe von der Interaktion her bestimmt ist. Goffman schränkt das Objekt seiner Untersuchung auf diesen Aspekt ein und betont, dass es sich bei dem Ensemble nicht um soziale Gruppen in Bezug auf eine soziale Struktur oder soziale Organisation handelt (vgl. WT: 96). Die Möglichkeiten, Aussagen über die „eigene Gesellschaft als ganze“, d. h. eine national definierte Gesellschaft, zu formulieren, werden als fragwürdig angesehen und gegenüber Untersuchungen von „kleineren Einheiten, […] gesellschaftlichen Einheiten, […] gesellschaftlichen Einrichtungen oder Klassen von solchen oder […] bestimmten Statusgruppen“ zurückgewiesen (ebd.: 224). Darin lässt sich eine Verschiebung der Perspektive etwa gegenüber einem Feld der „national-character studies“ und der Untersuchung von „Nationalcharakteren“ ausmachen.[10]

Dementsprechend ist es die Darstellung, die das Selbst offenbart (WT: 227). Was als Einheit, als Kohärenz und Kontinuität des „Indivi-

9 Vgl. a. WT: 67.
10 Vgl. a. RA: 37.

duums“ erscheinen mag, ist der Effekt einer „homogenen Darstellung“, wie Goffman schreibt: „The expressive coherence that is required in performances points out to a crucial discrepancy between our all-too-human selves and our socialized selves. […] A certain *bureaucratization of the spirit* is expected so that we can be relied upon to give a *perfectly homogeneous performance* at every appointed time.”[11]

Gesellschaftlicher Austausch wird als Inszenierung bestimmt (WT: 67). Es geht Goffman dabei nicht um die Bewertung von „unwahren“ im Unterschied zu „wahren“ Darstellungen. Vielmehr gilt es, „*legitime Darstellungen*“ zu produzieren (ebd.: 68), was die „Beherrschung einer bestimmten Sprache“ voraussetze, die sich in spezifischen „Einzelheiten des Ausdrucks und der Bewegung“ manifestiere und „ohne viel Voraussicht oder Berechnung von Augenblick zu Augenblick in Praxis umgesetzt wird.“ (ebd.: 69). Was die Darstellung als „legitime Darstellung“ ermöglicht, ist eine „vorgreifende Sozialisierung“, wie Goffman mit Merton argumentiert. Die Darstellung einer Rolle gelingt deswegen, das heißt sie wird als solche wahrgenommen und erkannt in einer Interaktion, „weil wir schon in jener *Realität* geschult sind, *die für uns gerade real wird*.“ (ebd.: 67; Hervorhebung I. J.). Situationen werden mithilfe von „Rahmen“ definiert. Sie stellen „Organisationsprinzipien“ für „soziale Ereignisse“ bzw. für Erfahrungen dar (RA: 19) und bedingen die Reproduktion von Wirklichkeit, indem sie als „Deutungsmuster“ (RA: 37) die Voraussetzungen schaffen, aufgrund derer sich das, was als Wirklichkeit wahrgenommen wird, realisiert (RA: 605).

Dass Goffman sich ausführlich mit den Möglichkeiten befasst, durch die Darstellungen gestört werden oder mißlingen können, ist darauf zurückzuführen, dass bestimmte „dramaturgische Bedingung“ von „wahren“ wie „unwahren“ Darstellungen erfüllt werden müssen. Entscheidend für eine glaubwürdige Darstellung ist demnach nicht die Differenz zwischen „wahrer“ und „unwahrer“ Darstellung, sondern dass erstens Ausdrucksweisen ausgeschlossen werden, die „den hervorgerufenen Eindruck“ entwerten können. Zweitens muss die Möglichkeit bestehen, dass das Publikum „unbeabsichtigte Bedeutungen unterlegt“ (ebd.: 62). Die Herstellung sozialer Realität in der Darstellung begründe eine „fundamentale Dialektik“ der sozialen Interaktion: Da die Realität

11 Goffman (1959: 56; Hervorhebung I. J.); WT: 52 f. Die bisherige Praxis des Zitierens wird beibehalten, D. h. Zitate werden möglichst im Original gebracht, da auch für die Texte Goffmans gilt, dass mit der Übersetzung ins Deutsche Bedeutungen unterschlagen werden, die meines Erachtens wichtig sind. Darauf wird an den betreffenden Stellen eingegangen. Kürzere Passagen, die in einen Satz eingebaut sind, werden in der Übersetzung zitiert.

nicht unmittelbar zugänglich ist, wird der Darstellung umso mehr Aufmerksamkeit gewidmet, die Aufschluss über die Realität zu geben hat (ebd.: 227 ff.). Die Möglichkeit der falschen Darstellung wird zur Bedingung für die glaubhafte Darstellung, d. h. die Mehrdeutigkeit einer Darstellung wird als Zeichen ihrer „Wahrhaftigkeit" aufgefasst.[12] Das hat für die Thematisierung sozialer Ordnung in zweierlei Hinsicht Konsequenzen. Für soziale Interaktionen ist somit nicht der „wahre" Charakter einer Person ausschlaggebend. In welchem Ausmaß gesellschaftliche Werte und Normen von einer sozialen Akteurin zu „eigenen" Werten gemacht werden, ist für die soziale Interaktion nicht das Entscheidende. In der Terminologie der Identitätstheorien heißt das, dass die Identität der kollektiven und personalen Identität im Sinne einer Synthese in der Ich-Identität als Voraussetzung für Mitgliedschaft in einem sozialen Zusammenhang fragwürdig wird: die eindeutige Geschlechtsidentität, die „wahre" Persönlichkeit oder „Natur" eines sozialen Akteurs eweist sich nicht als eine Voraussetzung für die soziale Interaktion. Überdies wird die Prämisse der „Eindeutigkeit" der Erscheinung oder des Verhaltens – etwa des Geschlechts – unterminiert. Goffman zufolge macht die *Mehrdeutigkeit* einer Darstellung sie zur glaubwürdigen.

Zur Differenz von Rolle und Person

Mit der Konzeption der „Rahmen" stellt Goffman ein Instrument zur Untersuchung der Herstellung von „sozialer Wirklichkeit" zur Verfügung, d. h. der Bedingungen, unter denen etwas als wirklich aufgefasst wird (RA: 19). Die Differenz zwischen Schein und Wirklichkeit, Oberfläche und Authentizität, Kopie und Urbild, Entfremdung und Identität wird mit dieser Konzeption zwar nicht obsolet, verliert aber an Bedeutung, da sich die vorgeblichen Gegensätze als komplementäre Teile der Darstellung herausstellen. Die Authentizität unter der Oberfläche der Darstellung ist demnach eine normative Annahme, die eine Darstellung zur legitimen macht, d. h. sie ist ein Effekt der Darstellung selbst. Die Vorstellung vom Selbst-als-Rolle[13], Selbst als dargestelltem Charakter,

12 Vgl. a. Lenz, der hervorhebt, dass soziale Handlungen und Regeln durch Mehrdeutigkeit gekennzeichnet seien (1991: 41).

13 Goffman unterscheidet hier zwischen „self" und „character". Peter Weber-Schäfers Übersetzung von „character" als „Rolle" ist insofern missverständlich, als „character" eine Theaterrolle bezeichnet und darüber hinaus Wesen und Persönlichkeit. Diese Konnotationen weisen auf die Funktion der Darstellung hin, etwas tiefer Liegendes, Innerstes, auch Moralisches, in der Darstellung zu produzieren. Zu der Übersetzung ist grundsätzlich anzumerken, dass Goffmans Begrifflichkeit von „character" und „part" aus dem Vokabular des Theaters darauf zielt, soziales Handeln als Darstellung zu untersuchen, und dass diese Bedeutungen verloren gehen, wenn in der

als ein „Knoten in der Psychobiologie der Persönlichkeit" sei „ein impliziter Bestandteil dessen, was wir alle darstellen wollen", nämlich eine glaubwürdige Darstellung des Selbst. Die Vorstellung vom Selbst, das vom dargestellten Selbst unterschieden ist und das „im Körper des Besitzers zu Hause ist, besonders in den oberen Teilen desselben", ist bereits ein Effekt der Darstellung:

„In this report the performed self was seen as some kind of image, usually creditable, which the individual on stage and in character effectively attempts to induce others to hold in regard to him. While this image is entertained *concerning* the individual, so that a self is imputed to him, this self itself does not derive from its possessor, but from the whole scene of his action, being generated by that attribute of local events which renders them interpretable by witnesses. A correctly staged and performed scene leads the audience to impute a self to a performed character, but this imputation – this self – is a *product* of a scene that comes off, and is not a *cause* of it. The self, then, as a performed character, is not an organic thing that has a specific location, whose fundamental fate is to be born, to mature, and to die; it is a dramatic effect arising diffusely from a scene that is presented, and the characteristic issue, the crucial concern, is wether it will be credited or discredited." (1971 [1959]: 223)[14]

Die sozialwissenschaftliche Analyse müsse sich deswegen auf die Darstellung und die sozialen Institutionen beziehen, die sie ermöglichen.

deutschen Übersetzung ausschließlich der soziologisch gewendete Begriff der Rolle gebraucht wird. Lenz verweist außerdem darauf, dass Goffmans Rollenbegriff vom gängigen Rollenkonzept in der Soziologie – Rolle als Komplex von Verhaltenserwartungen – abweicht. Goffmans Gebrauch impliziere dagegen Rollenverhalten (Lenz 1991: 43). Zudem sind manche Übersetzungen missverständlich. Etwa wenn die im Original herausgestellte Wirkung der Darstellung im Allgemeinen – nämlich die Vorstellung, Selbst und dargestellter Charakter wären in einem der Darstellung vorausgehenden Körper und seinem Besitzer beheimatet – in der Übersetzung zu einer Perspektive des Autors relativiert wird. „In our society the character one performs and one's self are somewhat equated, and this self-as-character is usually seen as something housed within the body of its possessor, especially the upper parts thereof, being a nodule, somehow, in the psychobiology of personality. I suggest that *this view* is an implied part of what we are all trying to present, but *provides*, just because of this, a bad analysis of the presentation." (Goffman 1971 [1959]: 222 f.; Hervorhebung I. J.). In der deutschen Übersetzung wird der letzte Satz zu: „*Ich* behaupte, dieser Standpunkt sei ein impliziter Bestandteil dessen, was wir alle darstellen wollen, *liefere* aber gerade deshalb eine schlechte Analyse der Darstellung." (WT: 230 f.; Hervorhebung I. J.). Auf diese Weise wird die Formulierung einer Gesetzmäßigkeit zu einer subjektiven Perspektive gemacht.

14 WT: 231; Hervorhebung i. O.

Wenn auf diese Weise Inhalte und Fragestellungen sozialwissenschaftlicher Untersuchung verrückt werden, wird der „Körper“ und das „Selbst“ als Ursprung sozialer Phänomene und Verhältnisse zurückgewiesen. Die normative Begründung sozialer Verhältnisse in etwas, das als „Natur“ der gesellschaftlichen Hervorbringung vorausgeht, wird unmöglich gemacht.

„In analyzing the self, then, we are drawn from its possessor, from the person who will profit or lose most by it, for he and his body merely provide the peg on which something of collaborative manufacture will be hung for a time. And the means for producing and maintaining selves does not reside inside the peg; in fact these means are often bolted down in social establishments. […]
The whole machinery of self-production is cumbersome, of course, and sometimes breaks down, exposing its separate components: back region control; team-collusion; audience tact; and so forth. But, well oiled, impressions will flow from it fast enough to put us in the grips of one of our types of reality – the performance will come off and the firm self accorded each performed character will appear to emanate intrinsically from ist performer.“ (1971 [1959]: 223 f.)[15]

In *Rahmenanalyse* prägt Goffman für diese Differenz den Begriff „Person-Rolle-Formel“ (RA: 297).[16] Allerdings verweist diese Unterscheidung auf Konventionen und ihre Produktion in der Interaktion. Die Vorstellung von der „Rolle als etwas ‚rein‘ Soziale[m]“ und von der „Person“, dem „Individuum“, „als etwas irgendwie über das Soziale Hinausgehendes, Wirklicheres, Biologischeres, Tieferes, Eigentlicheres“ wird zurückgewiesen. Goffman betont, dass es bestimmte *Vorstellungen* sind, die als *„Formeln“* in Interaktionen Bedeutung erlangen. In diesem Sinne ist auch die Aussage, es gäbe die *„Tendenz“*, sich Rolle als etwas Soziales und Person als etwas „über das Soziale Hinausgehende“ zu verstehen (ebd.).

„As suggested earlier, whenever an individual participates in an episode of activity, a distinction will be drawn between what is called a person, individual, or player, namely, he who participates, and the particular role, capacity, or

15 WT: 231 f.

16 Goffman unterscheidet zwischen „Person-Rolle-Formel“, mithilfe derer die „Variabilität zwischen Person und Rolle“ in Bezug zu „Berufs- und häuslichem Leben in seiner alltäglichen Form“ definiert wird, und „Sozialrolle-Spielrolle-Formel“. Diese wird auf Modulationen und Täuschungsmanöver bezogen, auf „transformierte Formen des ganzen, nämlich Partien oder Rollen in einem Stück“ (RA: 303). D. h. letztere Formel ist im Zusammenhang mit Theater- und Filmrahmen gebraucht.

function he realizes during that participation. And a connection between these two elements will be understood. In short, there will be a *person-role-formula*. The nature of a particular frame will, of course, be linked to the nature of the person-role-formula it sustains." (1974: 269; Hervorhebung i. O.) [17]

Die Analyse, dass es sich um eine „Vorstellung" handle, weist auf Rahmungen hin, d. h. auf „Organisationsprinzipien" von Ereignissen und Erfahrungen, auf spezifische kulturelle und soziale „Deutungsmuster". „Person" und „Rolle" gelten als „gleich problematisch und offen für mögliche soziale Erklärbarkeit" (ebd.: 270),18 die in rahmenabhängigen „Formeln" auftreten. Goffman untersucht sodann an unterschiedlichen Beispielen, „wie die Variabilität zwischen Person und Rolle eingeschränkt sein kann" (ebd.: 303), d. h. dass Rollen mit bestimmten Anforderungen an die ihnen assoziierten Personen verbunden sind und umgekehrt Personen nur bestimmte Rollen annehmen können. Goffman macht keine normativen Aussagen über die Differenz zwischen Person und Rolle, sondern untersucht die Herstellungsweisen dieser Differenz in Interaktionen aufgrund von spezifischen Rahmen und ihren Modulationen. Goffman vertritt die These, dass mit dieser Differenz – auf rahmenspezifische, d. h. situationsabhängige Weise – die Vorstellung von einer Person produziert wird, die hinter der Rolle steht. Damit seien Annahmen über die „Natur" oder „Kern" des Menschen verbunden.

„[…] as natural persons we are supposed to be epidermally bounded containers. Inside there are information and affect states. This content is directly indexed through open expression and the involuntary cues always consequent upon suppression. […] Incapacity to perfectly contrive expression is not an inheritance of our animal or divine nature but the obligatory limits defitionally associated with a particular frame. It appears, then, that ‚normal honesty' is a rule regarding the frame of ordinary literal interaction, which rule, in turn, is a particular phrasing of a more general structural theme, namely, that the party at play has something to conceal, has special capacity and incapacity for doing so, and labors under rulings regarding how he is to comport himself in this regard.

[…] And at the heart of it? The individual comes to doings as someone of particular biographical identity even while he appears in the trappings of a particular social role. The manner in which a role is performed will allow for some ‚expression' of personal identity, of matters that can be attributed to something that is more embracing and enduring than the current role itself, something, in short, that is characteristic not of the role but of the person – his

17 RA: 297.
18 Übersetzung I. J.; RA: 298.

personality, his perduring moral character, his animal nature, and so forth. However, this license of departure of a prescribed role is itself something that varies quite remarkably, depending on the ‚formality' of the occasion, the laminations that are being sustained and the dissociation currently fashionable between the figure that is projected and the human engine which animates it. But the *relationship* answers to the interactive system – to the *frame* – in which the role is performed and the self of the performer is glimpsed. Self, then, is not an entity half-concealed behind events, but a *changeable formula* for managing oneself during them. Just as the current situation prescribes the official guise behind which we will conceal ourselves, so it provides for where and how we will shine through, the *culture itself prescribing what kind of entity we must believe ourselves to be in order to have something to show through in this manner*."(1974: 573 f.; Hervorhebung I. J.)[19]

Goffmans Analysen implizieren demnach, dass „persönliche Identität" eine situationsbestimmte *Beziehung* zwischen „Rolle" und „Selbst" ist – oder wie die entideologisierende Formulierung lautet, zwischen „dargestellter Figur" und dem „menschlichen Motor, der sie ins Leben setzt". Diese rahmenspezifische „Formel" ist eine Differenz, eine „Dissoziation", für deren Ausmaß es historisch bestimmte Spielräume gibt. Diese „Diskrepanz zwischen Person und Rolle, dieser Spalt, durch den ein Selbst hervorlugt" erzeuge einen „*menschlichen Effekt*". In Interaktionen wird der „Mensch als überdauerndes Wesen" durch die Unterscheidung von der „Rolle" geschaffen, auf diese „Rollendistanz" stützt sich die „Darstellung als Persönlichkeit" (1974: 297 f.).[20] Der „Mensch" und „persönliche Identität" sind demnach Effekte einer Darstellung, in der eine bestimmte „Diskrepanz", ein „Spalt", jenes Geheimnis schafft, das den „Menschen" umweht und ihn als solchen begründet.

Eine „kontinuierliche Biographie" und „Selbstgleichheit" werden von Goffman als normative Annahmen über die Beschaffenheit der „Welt" und des „Menschen" analysiert:

„The relevant social implication is that we all live in a world that we assume, by and large, has a permanent residual character. Once an event happens, we can *assume*, that a *permanent tracing will be left* of it, and that with sufficient *research* and *interrogation* a record of the event could be uncovered. The residue is not lacking, only the reason. When there is a reason, as in the checking out of a claimed historical document, then retrieval can become extremely impressive." (1974: 288)[21]

19 RA: 616 f.
20 Übersetzung I. J.; RA: 327 ff.
21 RA: 317.

Mit Goffmans Entwurf der Rahmenanalyse lässt sich das Diktum von der „Frage der Identität" als „unausweichlich", wie es für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit u. a. an Eriksons Arbeiten sowie Texten von AktivistInnen von sozialen Bewegungen herausgearbeitet wurde, als Rahmung analysieren. „Die Frage der Identität" kann so auf die Annahme der „Welt" zurückgeführt werden, die stets auf etwas anderes, dahinter Liegendes verweise („permanent residual character"), das es zu erforschen und zu befragen gelte. In Interaktionen manifestiert sich diese Annahme in Form von situationsdefinierten „Person-Rolle-Formeln", die als Residuum der „menschlichen Natur" das Selbst (die Person, das Individuum) von der Rolle scheiden.

Die Kontinuität, die durch das Aneinanderfügen von „Spuren" zu einer persönlichen Identität – in Goffmans Terminologie steht das für eine nachvollziehbare Biographie – hergestellt wird, produziert auch die Vorstellung von einem „persönlichen Charakter" einer sozialen Akteurin. Es ist aber ein Modus der Herstellung von Wirklichkeit, wie Goffman betont, wenn die Möglichkeiten des Rückschlusses von der Rolle (dem Verhalten, bestimmten Accessoires u. ä.) auf eine „Person dahinter", eine „wirkliche Person", in Frage gestellt werden:

„Whatever a participant ‚really is', is not really the issue. His fellow participants are not likely to discover this if indeed it is discoverable. What is important is the sense he provides them through dealings with them of what sort of person he is behind the role he is in. […] They are concerned with something that is generated in the contrasting streams of his immediate behavior. What they discover from their gleanings will apparently point to what this fellow is like beyond the current situation. But every situation he is in will provide his others with such an image. That is what situations can do for us. But that is no reason to think that all these gleanings about himself that an individual makes available, all these pointings from his current situation to the way he is in his other occasions, have anything very much in common. Gleanings about an individual point beyond the situation to what presumably will be found in all other gleanings of him, but one cannot say that they point in the same direction, for it is their very nature to make themselves felt as pointing in a same direction." (1974: 299)[22]

In Interaktionen wird durch das Zusammenfügen von Wahrnehmungen zu einer „Basiskontinuität" der „Eindruck [ge]schaffen, daß der Handelnde eine Persönlichkeit mitbringt" (ebd.). Was sich als „Identität", als „Biographie" in einer „gerahmten Tätigkeit" manifestiert, ist demnach nicht eine „wirkliche Persönlichkeit", ein „authentischer Charakter",

22 RA: 329.

sondern der *Eindruck* davon. Dieser Eindruck „garantiert eine Kontinuität absoluter Unterscheidbarkeit“ (Goffman 1974: 287)[23], wie es an anderer Stelle heißt, und weist damit auf eine Dimension anderer Ordnung als die Interaktion selbst. Was Goffmans Darstellungen auszeichnet ist, dass nicht nur die Herstellung einer „Biographie“, von „Identität“, von „persönlichem Charakter“ und „menschlicher Natur“ in ihrer Produktionsweise untersucht wird. Darüber hinaus werden sie als Effekt einer Rahmung aufgezeigt: etwa die Annahme von der „Basiskontinuität“ („resource continuity“), die ein „Individuum“ als „Menschen“ kennzeichne, die Unterstellung eines „wahren Charakters“ unter der Oberfläche, von „Tiefe“ des „Menschen“ aufgrund einer spezifischen Diskrepanz zwischen „Rolle“ und „Person“ und schließlich die daraus abgeleitete Notwendigkeit, dieser „Tiefe“ nachzuforschen und sie offen zu legen sowie die daraus folgende Anforderung, sich selbst als „Persönlichkeit“ hervorzubringen, indem diese „Tiefe“ stets neu inszeniert wird. Goffmans Untersuchungen von historisch spezifischen Rahmungen legt Organisationsprinzipien von Erfahrung offen. Sie machen gesellschaftlich vorherrschende Normen zum Inhalt der Untersuchung und nicht die Beschaffenheit und Herstellung von Charakteren, Persönlichkeit oder Identität entsprechend dieser Normen. Darüber hinaus unterscheiden sie sich im Verhältnis zu den soweit untersuchten Identitätstheorien, da die Anforderung, seine Identität (eine „Natur“ oder das „Eigene“ der Persönlichkeit) zu suchen, selbst als Effekt einer Norm analysiert wird.

Die Konstitution von Wirklichkeit in der Nachahmung

Die Untersuchung von Rahmen als „Organisationsprinzipien für Ereignisse“, als Organisation von Erfahrungen, ist für Goffman darin motiviert, „die grundlegenden Rahmen herauszuarbeiten, die in unserer Gesellschaft für das Verstehen von Ereignissen zur Verfügung stehen“ (RA: 18 f.).[24] Mit der Konzeption von primären Rahmen wie von Modulationen und Täuschungsmanövern wird auch die Untersuchung von historisch bestimmten gesellschaftlichen Normen ermöglicht. D. h. es wird ein Analyseinstrumentarium zur Verfügung gestellt, mittels dessen die in sozialen Bewegungen formulierte Kritik an vorherrschenden gesellschaftlichen Normen untersucht werden kann. Die Rahmenanalyse ermöglicht es, dass als objektives Phänomen mit objektiv wirksamen Gesetzmäßigkeiten gefasst wird, was in den soweit erörterten sozial-

23 RA: 316.

24 Eine eingehende Darstellung von Goffmans Konzept der Rahmen liefert Willems (1997).

wissenschaftlichen Theorien des Selbst und von Identität als subjektives Problem – der unvollständigen Identitätsentwicklung – definiert wird.

Das Vorgehen Goffmans in *Frame Analysis* bietet dabei eine Vorlage für die Untersuchung von gesellschaftlichen Normen und ihren Umsetzungen. Ausgehend von der Beschreibung von Grenzfällen, in denen das „anscheinende Kontrollzentrum" (RA: 43) aus unterschiedlichen Gründen versagt, wird *erstens* die Organisationsweise von Normen offengelegt. Sie werden aufrechterhalten, indem soziale AkteurInnen in diesen Grenzfällen der Norm geschult werden. Dadurch dass Ereignisse außerhalb des „Analysesystems" ausgemacht werden, wird jene als solche erkennbar und begreiflich (RA: 46). *Zweitens* werden bestimmte Normen in „unserer westlichen Gesellschaft" (RA: 31), wie Goffman schreibt, d. h. in Gesellschaften westlicher Industrienationen, herausgestellt. Dazu gehören z. B. die Annahme über die „Basiskontinuität" von Ereignissen und Erfahrungen, die zur normativen Konstruktion von Biographien und Identität von sozialen AkteurInnen führt, sowie die Annahme, dass alle Ereignisse in ein Vorstellungssystem hineinpassen (RA: 40).[25] Diese Norm, alle Ereignisse, jede Erfahrung sei erklärbar oder erklärbar zu machen, ist grundlegend für die Funktionsweise von Rahmen. Indem Goffman diese Normen explizit macht, wird zu einem Effekt gesellschaftlicher Beziehungen und Machtverhältnisse, was in den bisher erörterten Theorien über Identität als normative Aufgabe sozialer AkteurInnen diskursiv hervorgebracht wird: sich eine „Natur" zu definieren, indem sie in der Übereinstimmung mit einem bestimmten kollektivem Zusammenhang begründet wird.

Goffmans Modell für die Organisation von Ereignissen in Erfahrungen umfasst primäre Rahmen sowie deren Transformation in Modulationen und Täuschungsmanövern. Primäre Rahmen fungieren als Interpretationsschemata, die Handeln verstehbar machen. Als „System von Vorstellungen" einer sozialen Gruppe stellen sie „einen Hauptbestandteil von deren Kultur" dar, so Goffman. Primäre Rahmen bilden die Grundlage, aus der eine soziale Gruppe ihre „Deutungsmuster", ihr „System von Vorstellungen, [ihre] ‚Kosmologie'" gewinnt (RA: 37). Es werden Sinnzusammenhänge, die für die Wahrnehmung, Interpretation und das Handeln relevant sind, konstruiert (RA: 31).[26] Primäre soziale Rahmen

25 Die letzten und nachfolgende Literaturangaben beziehen sich im Original (1974) auf die Seiten 21-35.

26 Dabei wird zwischen „natürlichen primären Rahmen" und „sozialen Rahmen" unterschieden. Während erste zu Deutungen von Ereignissen im Sinne von „natürlichen Ursachen" führen (aufgrund von physikalischen Erklärungen), werden mit „sozialen Rahmen" soziale Beurteilungen und soziale Handlungen in Verbindung gebracht (RA: 32).

stellen bestimmte Maßstäbe zur Verfügung, auf deren Grundlage soziale Beurteilungen getroffen werden. An ihnen ist das Handeln sozialer AkteurInnen orientiert, die dementsprechende „ständige Korrekturen" vornehmen (ebd.: 32). Rahmen sind denjenigen, die sie anwenden, nicht bewusst. Sie werden von sozialen AkteurInnen erkannt und in der Wahrnehmung aktiv in ihre Umwelt hineingetragen, aber nicht von ihnen erzeugt (RA: 50; 274).[27]

In Interaktionen werden in der Regel Modulationen von primären Rahmen und von anderen Modulationen wirksam. Als Modulation wird die Transformation einer bestimmten „Tätigkeit im Rahmen eines primären Rahmens" in etwas, „das dieser Tätigkeit nachgebildet ist, von den Beteiligten aber als etwas ganz anderes gesehen wird" definiert (RA: 55). Moduln stellen ein System von Konventionen zur Transformation von Tätigkeiten dar, und Modulationen die Transformationen selbst (ebd.: 55 f.).[28] Auch Täuschungen und Täuschungsmanöver sind Transformationen eines „Urbilds", die als Schichten Tätigkeiten hinzugefügt werden (ebd.: 98 ff.).[29] Soziales Handeln besteht demnach in der Nachahmung bestimmter Szenarien.

„However, in many cases, what the individual does in serious life, he does in relationship to cultural standards established for the doing and for the social role that is built up out of such doings. Some of these standards are addressed to the maximally approved, some to the maximally disapproved. The associated lore itself draws from the moral traditions of the community as found in folk tales, characters in novels, advertisements, myth, movie stars and their famous roles, the Bible, and other sources of exemplary representation. So everyday life, real enough in itself, often seems to be a laminated adumbration of a pattern or model that is itself a typification of quite uncertain realm status. […] Life may not be an imitation of art, but ordinary conduct, in a sense is an imitation of the proprieties, a gesture at the exemplary forms, and the primal realization of these ideals belongs more to make-believe than to reality." (Goffman 1974: 562)

Wenn eine Technik der Nachahmung zentral für soziales Handeln ist und „Alltagsleben […] als geschichteter Abglanz eines Urbildes" erscheint (vgl. RA: 604), wird die Differenz von Schein und Wirklichkeit zu einer problematischen Größe. Selbst das, was als „Urbild" die Folie darstellt für Modulierungen, hat „einen völlig ungewissen Wirklichkeitsstatus", so Goffman. Entscheidend ist demnach die *Technik* des Nachbil-

27 1974: 38 f.; 247.
28 1974: 43 f.
29 1974: 83 ff.

dens und weniger eine angenommene Differenz von Schein und Wirklichkeit, obgleich sie zentral für die Möglichkeit des Nachahmens ist. Wenn von „Wirklichkeit" die Rede ist, handelt es sich um eine „Relation" zwischen „Original" und „Kopie", wie Goffman betont, nicht um „Substanz" (RA: 602).[30] Das „Urbild" („pattern", „model") als Folie für Normen und Konventionen ist dann Teil eines *Verhältnisses*, das die Organisation von Erfahrung bedingt, nicht aber ein Ursprung des „Menschen" und seiner „Natur", was in sozialem Handeln verwirklicht werden soll.

Goffmans Modell der primären Rahmen und ihren Transformationen bietet außerdem das Instrumentarium für die Untersuchung der „Mythologien" und „Mythen", die von Autorinnen und Autoren aus dem Kontext sozialer Bewegungen als eine Ursache der Abwertung von Schwarzen und Frauen aufgezeigt werden.[31] So kann die Darstellung in „dramatischen Drehbüchern" (dazu zählen Film, Literatur, Bühne und Rundfunk) (RA: 65 ff.), als eine Form grundlegender Moduln untersucht werden. Als solche figurieren sie als Transformation primärer Rahmen. Eine Untersuchung ermöglicht dann Rückschlüsse auf die Beschaffenheit von legitimen Normen und ihre Grenzen und hätte zu zeigen, in welcher Weise Normen reproduziert werden, indem sie durch weitere Modulationen in soziales Handeln eingehen. Eine derartige Analyse kann demzufolge aufzeigen, wie „Mythen" und „Mythologien" die Reproduktion von Normen durch Modulation in soziales Handeln und sozialen Austausch bedingen. „Mythen" und „Mythologien", wie sie von AutorInnen aus Zusammenhängen sozialer Bewegungen explizit gemacht wurden, werden in ihrer gesellschaftlichen Relevanz analysierbar.

Die Verschiebung in der Fragestellung von der Unterscheidung „wahr"/„unwahr" hin zu den „dramaturgischen Bedingungen" der Interaktion kennzeichnet in dieser Untersuchung das Erreichen der Schwelle der Formalisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt". Es ist bemerkenswert, dass Goffman im gleichen Zeitraum wie John L. Austin diesen Perspektivwechsel vollzieht. Für Austins Sprechakttheorie wird die Frage, ob Feststellungen oder Aussagen „richtig" oder „falsch" seien, zugunsten der Untersuchung performativer Äußerungen und der Art und Weise, „mit Wörtern Dinge zu tun", aufge-

30 Goffman (1974: 560).

31 Fanon kritisiert die Mythenbildung um Schwarze als zentral für die Abwertung von Schwarzen, ebenso wie Baldwin. Von den feministischen Autorinnen ist wohl Friedans Diktum der „feminine mysthique" eines der bekanntesten.

geben.[32] Auch Austin leitet die Bedingungen von Sprechakten im Allgemeinen von der Untersuchung der Möglichkeit ihres Misslingens in Unglücksfällen ab.[33] Darauf wird abschließend zurückzukommen sein, wenn mit Butlers Theorie von der Performativität des Geschlechts und der politischen Theorie, die u. a. auf Austins Sprechakttheorie aufbaut, noch mal queer Theoriebildung aufgegriffen wird.

Exkurs: Situationsdefinitionen – eine Frage der Macht

Goffmans Analysen der Interaktion als „exakt aufgebaute[m] Sozialsystem" (WT: 15) stellen ein Analyseinstrumentarium für die Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in einem alltäglichen und unaufhörlichen Prozess dar. Die Untersuchung von Normen, die das Verhalten sozialer AkteurInnen regulieren, bietet bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit Anknüpfungsmöglichkeiten für die Analysen von

32 Austins *How to do things with Words* basiert auf 12 Vorlesungen, die 1955 gehalten wurden. Sie wurden 1962 in Buchform herausgegeben. Goffman bezieht sich in *Frame Analysis* u. a. auf Austins *How To Do Things With Words*, um den Begriff „key", deutsch „Modul", als einem „System von Konventionen", sowie den dementsprechenden Vorgang der Transformation einer Tätigkeit, die in einem primären Rahmen sinnvoll ist, in etwas anderes („Modulation"), zu begründen (RA: 55 f.; ebd.: 13). In Goffmans Argumentation dient der Bezug zu Austins Sprechakttheorie als ein Beispiel für den Vorgang der Modulation: „Das Wesentliche ist der Versuch, etwas, was in der Linguistik und Logik auf Aussagen angewendet wird, auf das gesamte soziale Verhalten anzuwenden." (RA: 55 f., Fn. 13). Dabei hebt Goffman mit einem Zitat von Austin hervor, dass Sprache in bestimmten Situationen im „uneigentlichen" Sinn, „parasitär", gebraucht werde. Es dient der Begründung von Goffmans Argument, dass die Nachahmung eine Technik zur Herstellung von Wirklichkeit ist. Die Unterscheidung in „eigentlich"/„uneigentlich" oder „wahr"/„unwahr" wird auf diese Weise in ihrer Bedeutung untergraben. Allerdings gründet Goffman seine Theorie von sozialem Handeln durch Nachahmung nicht explizit auf Austin, sondern auf Batesons Aufsatz „The Message ‚This is Play'" (1955).

33 In Carlsons Erörterung von Theorien der Performativität in den Sozialwissenschaften, die auch Goffmans Arbeiten umfassen, wird auf die Problematik der Unterscheidung zwischen „wirklichem" und „verantwortlichem menschlichen Handeln" einerseits und „‚imaginärem' Reich des Spiels oder Darstellung" andererseits hingewiesen. Carlson zufolge haben sozialer Konstruktivismus und Ethnomethodologie dazu beigetragen, als Teil alltäglichen Handelns aufzufassen, was in traditionelleren sozialen Theorien als „Spiel" gelte. Carlson unterstreicht sogar, dass sowohl „traditionelles Theater" als auch „soziale Darstellung" ihr „Rohmaterial" aus der „Alltagswelt von Objekten und Handlungen" gewinne (1996: 52 ff.). Die Unterminierung der Unterscheidung zwischen „echt" und „unecht" ist konstitutiv für Theorien der Performativität.

Normen in ihrer Funktion, Machtverhältnisse zu ermöglichen, wie sie im Kontext sozialer Bewegungen gemacht wurden.

Die Herstellung von Situationsdefinitionen in Interaktionen ist auch ein Schauplatz der Reproduktion von Machtverhältnissen. Die Definition der „Unperson" in einer Interaktion bietet ein mögliches Analyseinstrument für die Herstellung eines rassistisch oder sexistisch begründeten Machtverhältnisses. An einer Darstellung beteiligt ist neben den DarstellerInnen das Publikum.[34] Die Rolle der „Unperson", eine „Sonderrolle", ist durch Präsenz bei einer Interaktion gekennzeichnet, ohne dass die Rolle von DarstellerIn oder Publikum eingenommen wird. Dementsprechend haben soziale AkteurInnen in Sonderrollen keine Informationskontrolle. DarstellerInnen kennen den hervorgerufenen Eindruck und haben destruktive Informationen, Mitglieder des Publikums kennen die Situationsbestimmung und können inoffizielle Informationen aus genauer Beobachtung gewinnen. Demgegenüber verfügen Außenseiter weder über die eine noch über die andere Information (WT: 132 f.). Als Prototyp der Sonderrolle gelten Dienstboten, weitere Beispiele sind Fahrstuhlführer, Taxichauffeur, bzw. „technisches Personal", das beispielsweise bei Zeremonien eine wichtige Rolle spielt (ProtokollantInnen, RundfunktechnikerInnen, PhotographInnen etc.). Allgemein sind es Personengruppen, denen mit einem „gewissen Maß an Subordination und Respektmangel" begegnet wird, wie sehr alte, sehr junge und Kranke (WT: 139). Ein anderer Begriff für diese Rolle ist „Nichtperson" (Goffman 1974: 207).[35].

In der Interaktion wird ein Machtverhältnis außer durch die Vorenthaltung von Informationskontrolle auch durch aufgezwungene Intimität hergestellt. So beschreibt Goffman das Beispiel einer Schwarzen Sklavin in der Weißen Südstaatengesellschaft in den USA, die aufgrund des zugewiesenen Status der „Unperson" im Schlafzimmer ihrer DienstherrInnen/Sklavenhalter übernachtet, da sie nicht als legitime Interaktionspartnerin gilt (WT: 138 f.).[36] Die Anmerkung, dass die Anwesenheit

34 Sowohl „DarstellerInnen" als auch „Publikum" agieren als Ensemble, wobei die Definition als das eine oder andere Ensemble oft willkürlich ist, da auch das Publikum eine Darstellung gibt. Dennoch fungieren diejenigen als DarstellerInnenensemble, die mehr zum Schauspiel des anderen Ensembles beitragen als umgekehrt (WT: 86).

35 RA: 230.

36 Einzuwenden gegen dieses Beispiel ist allerdings, dass die Schwarze Sklavin aufgrund von Rassenkonstruktionen und einer Geschichte der Sklavenherrschaft in den Südstaaten anders als eine Dienstbotin wahrgenommen wird. Für eine Dienstbotin wäre es wohl ungebührend, sich nachts in dem Schlafzimmer ihrer Dienstherren aufzuhalten, die Protagonistin in Goffmans Beispiel aber wird als Schwarze und vor dem Hintergrund der

von Dienstboten das Verhalten von „bewußt Anwesenden“ einschränke, „umso mehr, je geringer der soziale Abstand zwischen Diener und Bedienten ist“ (ebd.), gibt einen Hinweis auf die Bedeutung sozialstruktureller Differenzen für die Interaktion. Demnach erfordert diese spezifische Intimität in der Interaktion eine deutliche Hierarchiedifferenz. In dem von Goffman angeführten Beispiel gleicht die Beziehung zwischen Dienstherren und Bediensteter – richtiger: zwischen Weißem Sklavenhalter, Weißer Sklavenhalterin und Schwarzer Sklavin – der Intimität in einer sexuellen Interaktion. Diese Intimität wird durch die Definition der Sklavin als „Unperson“ in der Interaktion bedingt.[37] Dabei ist eine Bedingung für die Herstellung der Differenz zwischen bewußt anwesender Interaktionsteilnehmerin und „Unperson“ sozialer Abstand. Je größer der Statusunterschied zwischen den beiden desto besser sind die Möglichkeiten, diese beiden Rollen zu inszenieren. Die Herstellung einer Differenz dieser beiden Rollen in der Interaktion stützt sich auf und erfordert eine über die Interaktion hinausgehende soziale Ungleichheit zwischen den Interagierenden. Gleichzeitig wird diese Ungleichheit – die in einem Klassenunterschied und in Rassenkonstruktionen begründet ist – interaktionsspezifisch reproduziert, indem sie inszeniert wird.[38]

Sklavenherrschaft wahrgenommen und bekommt einen speziellen Platz und eine bestimmte Funktion zugewiesen. Sie wird nicht nur zur „Unperson“ als Dienstbotin, sondern auch aufgrund von Rassenkonstruktionen und muss sich deshalb in einem Raum aufhalten, der für andere Weiße oder im Kontext einer anderen gesellschaftlichen Ordnung als der Sklavenherrschaft in den Vereinigten Staaten zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt tabu wäre. Was Goffmans Darstellung fehlt, ist die Analyse der Bedeutung von Rassenkonstruktionen, die ein Machtverhältnis in der Interaktion reproduzieren.

37 Fanon und Baldwin geben Beispiele dafür, wie Herrschaftsanspruch und die Schaffung von (sexueller) Intimität einander bedingen, z. B. Baldwin (1998 [1972]: 390); vgl. 6.2.2.

38 So kann ein weiter oben zitiertes Beispiel aus Fanons *Peau noire, masques blancs* im Sinne der Herstellung eines Machtverhältnisses in der Interaktion durch die Zuschreibung der Rolle der „Unperson“ analysiert werden. Die Begegnung von einem Weißen und einem Schwarzen im öffentlichen Raum (in einem Zug), bei der der Schwarze Interaktionsteilnehmer von dem Weißen nicht als Interaktionspartner wahrgenommen wird, wird von Fanon darauf zurückgeführt, dass dem Schwarzen ein Subjektstatus aberkannt wird. Der Schwarze Interaktionsteilnehmer wird als solcher disqualifiziert, indem sich der Weiße aus der Begegnung entfernt, sich „nicht greifbar, durchsichtig, abwesend“ mache (Fanon 1980 [1952]: 73). Fanons Darstellung als Zuweisung einer Funktion der „Unperson“ zu analysieren, bedeutet, diese Begegnung in ihrer Herstellungsweise als „Sozialsystem“ zu untersuchen. Vgl. 6.1.

Wenn in Goffmans Interaktionsanalysen herausgestellt wird, auf welche Art und Weise Machtverhältnisse reproduziert werden, machen sie auch deutlich, dass Machtverhältnisse der Inszenierung bedürfen, um reproduziert zu werden. Goffman stellt das Sozialsystem Interaktion als eigenständige Größe in den Mittelpunkt. Seine Analysen legen allerdings zwei Ordnungen von Beziehungen und Verhältnissen offen, unmittelbare und überindividuelle. Wenn in Interaktionen Machtverhältnisse reproduziert werden, so stellen sie gleichzeitig Machtverhältnisse im Unmittelbaren her, die in sozialstrukturellen Machtunterschieden wie Klassendifferenzen begründet sein *können*, aber auch Machtverhältnisse unabhängig davon produzieren. Diese letzteren werden von Konventionen und Normen aufrechterhalten, die überindividuell sind und unmittelbar wirksam. Was Goffmans Vorhaben mit den Problematisierungsweisen gesellschaftlicher Machtverhältnisse in sozialen Bewegungen eint, ist die Analyse einer Form der Macht, die sich von einer ökonomisch begründeten unterscheidet und die dennoch zwingend ist, da sie objektiv gilt und subjektiv wirkt. Diese Unterscheidung zwischen ökonomisch begründeten Machtverhältnissen und in Normen begründeten Machtverhältnissen ermöglicht die Analyse ihrer Wirkungsweise: Sie können miteinander einhergehen und sich gegenseitig verstärken *und* sie können unabhängig voneinander Machtverhältnisse (re-)produzieren.

7.2 Soziale Organisation

In den 1950er Jahren untersucht Goffman die Mechanismen, die in „totalen Institutionen" wirksam sind, d. h. in abgeschlossenen Räumen, die einen „Teil der Zeit und der Interessen ihrer Mitglieder in Anspruch" nehmen (A: 15). Es geht um die Untersuchung allgemeiner Mechanismen des sozialen Austauschs, des Verhältnisses zwischen sozialer Institution und Individuum gewissermaßen unter den Bedingungen eines „Labors". Denn Goffman betont, dass „alle Institutionen […] tendenziell allumfassend" sind (ebd.) und: „offenbar findet sich keines der von mir beschriebenen Elemente ausschließlich in totalen Institutionen, und keines ist allen gemeinsam". Am Beispiel totaler Institutionen sollen idealtypisch Merkmale von sozialen Institutionen und Organisationen herausgearbeitet werden (ebd.: 17). Wenn daraufhin die zwei Gruppen, die in einer Anstalt anzutreffen sind und die durch eine „fundamentale Trennung" voneinander geschieden sind, nämlich die große, „gemanagte" Gruppe der „Insassen" und die kleine Gruppe des Aufsichtspersonals, in ihrem sozialen Austausch untersucht werden, stellt sich der Mechanismus der Überwachung als zentral heraus: Insassen und Auf-

sichtspersonal seien dabei „aufeinander angewiesen“ (ebd.: 18). Überwachung bedeutet: „[…] a seeing to it that everybody does what he has been clearly told is required of him, under conditions where one person's infraction is likely to stand out in relief against the visible, constantly examined compliance of the others“ (Goffman 1961: 18).[39]

In der 14 Jahre vor Foucaults *Überwachen und Strafen* (1975) veröffentlichten Studie analysiert Goffman die Bedingungen des sozialen Austauschs in totalen Institutionen als allgemein anzutreffende. Dazu gehört die Regelung sozialer Interaktionen in Institutionen – von unterschiedlicher Offenheit, die sich in gegenseitiger Überwachung manifestiert. Darüber hinaus erweist sich das „sichtbare“ Einverständnis der Einzelnen mit ihrer Unterwerfung unter bestimmte Regeln sowie die Ahndung eines „Verstoßes“ als normativ: Diese Mechanismen werden in sozialen Institutionen produziert, die mehr oder weniger legitime Formen der Internierung, Kasernierung und Regulierung in einer Gesellschaft der Moderne darstellen: Psychiatrie, Konzentrationslager im Nationalsozialismus, Gefängnis, Militär, Kloster und Internat. Gemeinsam seien ihnen Mechanismen, die als „Angriffe auf das Selbst“ beschrieben werden (A: 43). Goffmans Essays können als eine Analyse von Disziplinierung gelesen werden, die von Foucault als eine der normalisierenden Techniken ausgewiesen wird. Dazu zählen vor allem die indirekten Praktiken in sozialen Institutionen, etwa „die Tendenz zur Vervielfältigung der aktiv erzwungenen Regeln“, der „Reglementierung“ (A: 48).[40] Wenn Goffman bemerkt, „wie detailliert und eng restriktiv“ soziale Kontrolle in totalen Institutionen ist, was als „Prozeß der sozialen Kontrolle in *jeglicher* organisierten Gesellschaft wirksam ist“ (A: 45; Hervorhebung I. J.),[41] wird offensichtlich, dass es sich dabei lediglich um graduelle Unterschiede handelt. Mit anderen Worten, die Reglementierung erweist sich als allgemeiner Mechanismus der sozialen Kontrolle. Goffmans Untersuchung von allgemeinen Regeln sozialer

39 Die Übersetzung lautet: „[…] darauf geachtet wird, daß jeder das tut, was ihm klar und deutlich befohlen wurde, und zwar unter Bedingungen, unter denen ein Verstoß des einzelnen sich deutlich gegen die sichtbare, jederzeit überprüfbare Willfährigkeit der anderen abhebt“ (A: 18). Die davor zitierten Stellen sind im Original (1961) auf den Seiten 15-18.

40 Hahn hat auf die Analogien von Foucaults Technologien der Disziplinarmacht und Goffmans institutioneller Hervorbringung des Selbst sowie die Kontrollmechanismen hingewiesen, die von Elias in Bezug zur höfischen Gesellschaft und von Weber in Bezug zum Puritaner analysiert wurden (Hahn 1985: 183; vgl. Willems 1997: 130 f.). Willems hebt dem gegenüber hervor, dass Goffman auch die „Grenzen institutioneller Überwachungsmöglichkeiten“ betone (ebd.).

41 Im Original finden sich die zitierten Stellen auf den Seiten 43-45.

Kontrolle in sozialen Institutionen in den teilweise bereits 1957 veröffentlichten Essays aus *Asylums* können als Analyse der damals aktuellen sozialpolitischen Situation gelesen werden.

Soziale Institutionen und die Definition von Personenkategorien

Goffmans Definition von Reglementierung, die darin bestehe, dass mit der „Vervielfältigung der aktiv erzwungenen Regeln" die „Verpflichtung verbunden [ist], die reglementierte Tätigkeit unisono in Gruppen von Mitinsassen zu verrichten" (A: 48), lässt sich als Beschreibung von sozialen Praktiken der Konventionalisierung analysieren, die in Wagners Untersuchung einer Konfiguration der „organisierten Moderne" eignen und sich u. a. in der kollektiven Organisierung von Interessen manifestieren. Die Notwendigkeit, sich national zu definieren wie die Organisierung politischen Widerstands im Modus der Nation und seinen Unterformen, die weiter oben beschrieben wurden, lassen sich so als Wirkung sozialer Institutionen in westlichen Industrienationen ausmachen. Goffmans Untersuchungen lassen Rückschlüsse darauf zu, auf welche Art und Weise diese Notwendigkeiten in sozialen Institutionen hergestellt werden und in sozialen Praktiken umgesetzt werden.

Diese Erörterungen über die „fundamentale Trennung" von sozialen Gruppen in totalen Institutionen, die Aufteilung in Insassen und Aufsichtspersonal werden zu einem Zeitpunkt gemacht, als die *gesellschaftliche Segregation* entsprechend von Rassenkonstruktionen in der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten in Frage gestellt wird und ihre Legitimität untergraben wird. Gleichzeitig finden die Dekolonisationskämpfe in Afrika und Asien statt und damit einhergehend formuliert Fanon seine Kritik an Weißer Normativität, die als „manichäische Weltsicht" in einer Polarität der Rassenkonstruktionen begründet ist. Zu einem etwas späteren Zeitpunkt wird auch die gesellschaftliche Segregation entsprechend von Geschlechterkonstruktionen im Rahmen der Frauenbewegung in Frage gestellt. Goffmans Untersuchungen über soziale Praktiken in totalen Institutionen zeigen die Auswirkungen der Trennung von sozialen Gruppen auf, die die Kontrolle der einen Gruppe durch die andere bedingt. Die Beschreibung der Aufteilung in soziale Gruppen in der Psychiatrie als totaler Institution scheint eine genaue Wiedergabe der Bedingungen der rassistisch segregierten US-amerikanischen Gesellschaft zu sein: „Social mobility between the two strata is grossly restricted; social distance is typically great and often formally prescribed. […] Just as talk across the boundary is restricted, so, too, is the passage of information" (1961: 19).[42]

42 A: 19.

Fehlende soziale Mobilität zwischen den im Rahmen einer sozialen Institution definierten zwei Gruppen und das Vorenthalten von Informationen schafft jene soziale „Distanz und Kontrolle“ (A: 20), die von AktivistInnen und AutorInnen der Bürgerrechtsbewegung angeprangert wurde: sei es die Segregation in öffentlichen Einrichtungen wie Schule und Hochschule, im öffentlichen Raum wie in öffentlichen Verkehrsmitteln, sei es die Vorenthaltung von Bürgerrechten aufgrund von Rassenkonstruktionen oder die Isolierung in Großstadtghettos. Ein weiterer Aspekt der Segregation – der Division in zwei soziale Gruppen in sozialen Institutionen – ist die Formung zum Objekt in der „Verwaltungsmaschinerie“ (A: 27). Auch sie basiert auf der Isolierung durch Kategorisierung, wie Goffmans Analyse nahe legt. Der Bericht eines Matrosen, der hier angeführt wird, weist auf den Zusammenhang von Isolierung und Herstellung einer homogenen Gruppe hin: „This complete isolation helps to produce a unified group of swabs, rather than a heterogeneous collection of persons of high and low status“ (1961: 25). Letztlich gehe es bei diesem Prozess des „Programmierens“ um Folgendes: „[…] in thus being squared away the new arrival allows himself to be shaped and coded into an object that can be fed into an adminstrative machinery of the establishment, to be worked on smoothly by routine operations“ (1961: 26).

Die Instituierung bestimmter sozialer Normen in totalen Institutionen durch „die Identifizierung von Insassen“ kann als beispielhafte Darstellung von Normalisierung gelten. Totale Institutionen präsentieren sich als *rationale Organisationen*, die die „Besserung der Insassen im Sinne einer bestimmten idealen Norm“ anstreben (A: 78). Dies schafft die Voraussetzung für die Überwachung auch des Personals in totalen Institutionen, deren „Arbeit am Menschen“ (A: 79) von Vorgesetzten, durch „Überwachungsagenturen der weiteren Gesellschaft“, Verwandtschaft der Insassen und den Insassen selbst kontrolliert wird (A: 80). Die „rationale Perspektive“ (A: 86) begründet die „Identifizierung der Insassen“, die „ein zentrales und fundamentales Mittel der sozialen Kontrolle“ ist (A: 87 f.). Effekt dieser Identifizierung ist, dass Insassen als diejenige Gruppe, die einer bestimmten Norm zu unterwerfen ist, „sich selbst steuern“, wie Goffman schreibt:

„Although there is a psychiatric view of mental disorder and an environmental view of crime and counter-revolutionary activity, both freeing the offender from moral responsability for his offence, total institutions can little afford this particular kind of determinism. Inmates must be caused to *self-direct* themselves in a manageable way, and, for this to be promoted, both desired and undesired conduct must be defined as springing from the personal will and charac-

ter of the inmate himself, and defined as something he can himself do something about. In short, each institutional perspective contains a personal morality, and in each total institution we can see in miniature the development of something akin to a functionalist version of moral life." (1961: 83; Hervorhebung i. O)[43]

Effekt der sozialen Kontrolle durch Identifizierung bestimmter Personen als Insassen ist die Schaffung der Disposition, „sich selbst zu steuern", sowie die Definition eines „persönlichen Willens" und „Charakters", dem das Handeln der derart Identifizierten entspringt.

„The translation of inmate behaviour into moralistic terms suited to the institution's avowed perspective will necessarily contain some broad presuppositions as to the *character of human beings*. Given the inmates of whom they have charge, and the processing that must be done to them, the staff tend to evolve what may be thought of as a *theory of human nature*. As an implicit part of institutional perspective, this theory rationalizes activity, provides a subtle means of maintaining social distance from inmates and a stereotyped view of them, and justifies the treatment accorded to them." (1961: 83 f.; Hervorhebung I. J.)[44]

Soziale Institutionen sind demzufolge Orte, an denen Theorien über „die Natur des Menschen" hervorgebracht werden. Anders formuliert, werden in totalen Institutionen als Modell sozialer Institutionen Definitionen der „Natur des Menschen", des „‚Wesens' des Menschen" festgelegt (Goffman 1961: 85). In Anstalten werden, Goffman zufolge, Zielen, Vorschriften und Rollen „Tiefe und Farbe" verliehen, es erfolgt die Zuteilung von „Charakter und Sein" (ebd.: 103).

„There are grounds, then, for claiming that one of the main accomplishments of total institutions is *staging a difference between two constructed categories of persons* – a difference in *social quality* and *moral character*, a difference in perceptions of self and other. Thus every social arrangement in a mental hospital seems to point to the profound differences between a staff doctor and a mental patient; in a prison, between an official and a convict; and in military units (especially élite ones), between officers and men. Here, surely, is a magnificent social achievement, even though the similarity of the players, to which institutional ceremonies attest, can be expected to create some staging problems and therefore some personal strain." (1961: 104; Hervorhebung I. J.)[45]

43 A: 89. Die vorangehenden Zitate sind im Original auf den Seiten 73-80.
44 A: 89 f.
45 A: 112.

Goffmans Darstellung über die Wirkungsweise sozialer Institutionen am Beispiel totaler Institutionen gibt Aufschluss über die Herstellung dessen, was als „Natur des Menschen" in seiner „Identität" enthalten zu sein scheint. Demzufolge ist es nicht eine verborgene Natur oder ein Kern, der dem „Menschen" inhärent ist und in der allerorten beschworenen „Suche" nach Identität – der „unausweichlichen Frage der Identität" – entdeckt werden kann. Vielmehr legt die dargestellte Analyse den Schluss nahe, dass es sich bei dieser „Identifizierung" um einen sozialen Institutionen eignenden Prozess handelt, bei dem die Aufteilung in zwei Personenkategorien stattfindet. Schließlich werden im Zuge dieses Prozesses, bei dem die Mitgliedschaft sozialer AkteurInnen zu sozialen Institutionen definiert wird, indem sie zu sozialen Gruppen zusammengefasst werden, auch die Normen über erwünschtes wie unerwünschtes Verhalten festgelegt. Die (Selbst-)Zuschreibung einer „Identität" erfolgt entsprechend der institutionell begründeten Personenkategorien, wie Goffmans abschließende Erwähnung von „Identitätsanekdoten", „Identitätswitzen", „Identitäts-Skandalen" und „Identitätsproblemen" in totalen Institutionen nahe legt: In diesem Zusammenhang steht der Identitätsbegriff in dem dargestellten Text über die Wirkungsweise sozialer Institutionen *erstens* als Bezeichnung für das Verfehlen von Rollenzuschreibungen und der Zuweisung bestimmter Personenkategorien, *zweitens* als Bezeichnung für die Inszenierung sichtbarer, d. h. überprüfbarer, Unterschiede.

Die Definition des Selbst in sozialen Organisationen

Goffmans Untersuchung über die Schaffung des „Selbst unter institutionellen Gesichtspunkten" (A: 127) ist, wie andere Thematisierungen des Selbst und von Identität in seinen Arbeiten, einer bestimmten Unentschiedenheit verpflichtet, was den Status des „Selbst" angeht. Einerseits werden die Prozesse dargestellt, die die institutionelle Produktion des Selbst bedingen, wodurch Vorstellungen von einer „Natur" des Selbst außerhalb der sozialen Hervorbringung eine sozialtheoretische Konzeption entgegengesetzt wird. Andererseits postuliert Goffman auch das Selbst, das der sozialen Zurichtung entgeht, etwa wenn als ein Charakteristikum sozialer Institutionen „Angriffe auf das Selbst" festgestellt werden (A: 52) und das „Individuum" als „Stellung beziehende Entität" (A: 304) definiert wird. „[U]nser Gefühl persönlicher Identität steckt häufig gerade in den Brüchen" (ebd.), schreibt Goffman am Ende seines Essays „The Underlife of a Public Institution: A Study of Ways of Making Out in a Mental Hospital".[46] Die Motivation Goffmans ist demnach

46 Im Original sind die eben zitierten Stellen auf S. 280.

durchaus den zivilisationskritischen Thematisierungen von Identität, wie sie in den vorangehenden Kapiteln dargestellt wurden, vergleichbar. Unter anderem diese Affinität begründet die These, dass in den Arbeiten Goffmans der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt" hervorgebracht wird.

Wie wird nun diese „gefühlte Identität" hergestellt, wenn sie nicht auf eine „menschliche Natur" zurückgeführt werden kann? Vielleicht lässt sich die Unentschiedenheit Goffmans selbst als Effekt von Rahmen analysieren, ein Modell, das von ihm in einem Abstand von ca. 15 Jahren entworfen wurde. Demnach wäre die Annahme einer „gefühlten Identität" (1961: 119) oder eines „Sinns persönlicher Identität" (1961: 280)[47] ein Produkt sozialer Institutionen, die die Identifizierung ihrer Mitglieder durch Selbststeuerung erfordern, indem ihnen ein persönlicher Willen eingepflanzt wird. D. h. die Suche nach dem Spalt im institutionell verfügten Arrangement, die die Annahme eines „persönlichen Willens", eines „Sinns persönlicher Identität" voraussetzt, ist bereits ein Produkt der Rahmung durch soziale Institutionen in Gesellschaften westlicher Industrienationen. Goffmans Thematisierung eines „Sinns persönlicher Identität" lässt einerseits auf etwas schließen, das über die Identifizierbarkeit durch eine soziale Institution hinaus geht. Andererseits kann diese Suche auch als Effekt der Reglementierung durch eine soziale Organisation begriffen werden, die die Mitgliedschaft zu einer sozialen Organisation sichert, indem das, was nicht in der institutionellen Hervorbringung aufgeht, einer unentwegten Überprüfung und Korrektur unterzogen wird.

Goffman zufolge setzen soziale Organisationen eine „Disziplin des Handelns" wie „eine Disziplin des Seins" voraus: „eine Verpflichtung,

47 In der deutschen Übersetzung von Nils Lindquist wird „felt identity" (1961: 119) zu „Identitätsgefühl" (A: 127). Auf diese Weise wird der Charakter der Herstellung allerdings unsichtbar gemacht. Übersetzt man das Partizip mit einem Substantiv geht die aktive Konstruktionsleistung der sozialen Akteurin dabei verloren und es erfolgt eine Verdinglichung von Identität. Gerade das aber ist das Problem mit der Rede von Identität: dass eine Vorstellung von Identität als Kern produziert wird, den Individuen gewissermaßen von Natur aus mit sich herumtragen. Das wird noch verstärkt durch die Übersetzung von „sense of personal identity" (1961: 280) mit „Gefühl persönlicher Identität" (A: 304). So wird Goffmans Untersuchung von der institutionellen Hervorbringung einer normativen Identitätsannahme (eines Charakters oder einer Persönlichkeit) konterkariert. Zusammen mit der Verdinglichung von Identität ergibt sich eine Bedeutungsverschiebung, die „Identität" zu einer psychisch-emotionalen Notwendigkeit verdinglicht, statt die institutionelle Herstellung der Identitätsanforderung zu analysieren, wie es Goffman tut.

einen bestimmten Charakter zu haben und in einer bestimmten Welt zu leben“ (A: 184):

„Now if any social establishment can be seen as a place where implications about self systematically arise, we can go on to see it as a place where these implications are systematically dealt with by the participant. To forgo prescribed activities, or to engage with them in unprescribed ways or for unprescribed purposes, is to withdraw from the official self and the world officially available to it. To prescribe activity is to prescribe a world; to dodge a prescription can be to dodge an identity. […]

Every organization, then, involves a discipline of activity, but our interest here is that at some level every organization also involves a discipline of being – an obligation to be of a given character and to dwell in a given world.“ (1961: 170 f.)

Der Erwerb einer „Disziplin des Seins“, des „Selbstbilds“ oder „gefühlter Identität“ erfolgt, Goffman zufolge, in der Laufbahn einer „moralischen Karriere“. Vergleicht man die Beschreibung einer Entwicklung des Selbst „in den Mustern sozialer Kontrolle“ (A: 166) Eriksons Modell der Identitätsentwicklung oder den Erzählungen Baldwins über die Entwicklung „amerikanischer Identität“, der Beschreibung Friedans der Identitätsentwicklung von Frauen und nicht zuletzt Fanons Beschreibung von der dialektischen Entwicklung der Nation und einer nationalen Kultur, kommt ein anderer Begriff von Entwicklung zur Geltung. Was für letztere die Entwicklung eines „autonomen Subjekts“ hin zu Unabhängigkeit ist, ist in Goffmans Darstellung die Unterwerfung unter institutionell verfügte Normen über vorgeschriebenes Verhalten und Sein. Am Beispiel von Psychiatriepatienten werden bestimmte Schritte in dieser „Laufbahn“ aufgezeigt. Dazu gehört erstens ein Homogenisierungsprozess: die Schaffung einer sozialen Gruppe durch ihre Kategorisierung.

„It is thus a tribute to the power of social forces that the uniform status of mental patient cannot only *assure* an aggregate of persons a common fate and eventually, because of this, *a common character*, but that this *social reworking* can be done upon what is perhaps the most obstinate diversity of human materials that can be brought together by society. Here there lacks only the *frequent forming of a protective group life* by ex-patients to illustrate in full the classic cycle of response by which deviant subgroupings are psychodynamically formed in society. […] Similarly, the student of mental hospitals can discover that the crazyness or ‚sick behaviour‘ claimed for the mental patient is by and large a product of the claimant’s social distance from the situation

that the patient is in, and is not primarily a product of mental illness." (1961: 121; Hervorhebung I. J.)[48]

Die Konstruktion eines gemeinsamen Charakters einer Ansammlung von Menschen über alle Unterschiede hinweg resultiert aus sozialer Umformung und hat häufig den Zusammenschluss der so Kategorisierten zur Folge. Zweitens gehört zur „moralischen Karriere" der durch eine soziale Institution Identifizierten die rückwirkende Konstruktion: aufgrund diesen Schrittes gehören sie *immer schon* zur definierten Gruppe. Die Begründungsnot für eine solche Kategorisierung wird auf diese Weise aufgehoben.

„These problems are erased, no doubt unintentionally, by the case-history construction that is placed on the patient's past life, this having the effect of demonstrating that all along he had been becoming sick. […] An important aspect of every career is the view the person constructs when he looks backward over his progress; in a sense, however, *the whole of the prepatient career derives from this reconstruction*." (1961: 135; Hervorhebung I. J.)
„Given the stage that any person has reached in a career, one typically finds that he constructs an image of his life course – past, present, and future – which selects, abstracts, and distorts in such a way as to *provide him with a view of himself* that he can usefully expound in current situations. Quite generally, the *person's line concerning self* defensively *brings him into appropriate alignment with the basic values of society*, and so may be called an apologia." (Ebd.: 139 f.; Hervorhebung I. J.)

Die rückwirkende Konstruktion einer Laufbahn, einer Fallgeschichte, garantiert mit der Schaffung eines Selbstbilds die erforderte „Anpassung an grundlegende Werte der Gesellschaft". Bezieht man die in vorangehenden Kapiteln gebrachten Beispiele ein, in denen eine persönliche oder kollektive Geschichte als „immer schon" vorhanden in der Rede von Identität hervorgebracht wird, so kann mit Goffmans Analyse nunmehr darin ein Mechanismus der Anpassung an vorherrschende Normen gesehen werden. Sei es die (Selbst-)Definition im Modus der Nation, wie sie im Zuge der „national-character studies", aber auch in der Black Power Bewegung als „wahres Selbst" entsprechend von Rassenkonstruktionen vorgebracht wurden, sei es in den sexualwissenschaftlichen Arbeiten der Entwurf von „core-gender identity", stets geht es dabei um die Instituierung von Normen als allgemeingültig, indem sie von sozialen AkteurInnen in Form von „gefühlter Identität" übernommen werden.

48 A: 128 f.

Schließlich ist eine „moralische Ermüdung und Lockerung" der derart Identifizierten und Definierten auszumachen. Diese Formulierung Goffmans beinhaltet eine gewisse Ironie, denn die „moralische Laufbahn" führt nicht zur Stärkung der Moral durch die Umwandlung gesellschaftlicher Normen zu einer persönlichen Moral im „Selbstbild" oder „gefühlter Identität", sondern hat eine moralische Schwächung zur Folge.

„In the hospital, then, the inmate can learn that the self is not a fortress, but rather a small open city; he can become weary of having to show pleasure when held by troops of his own, and weary of having to show displeasure when held by the enemy. Once he learns what it is like to be defined by society as not having a viable self, this threatening definition – the threat that helps attach people to the self society accords them – is weakened." (1961: 152)[49]

Auf diese Weise erfolgt die Entwicklung des Selbst „in den Mustern sozialer Kontrolle".

„Each moral career, and behind this, each self, occurs within the confines of an institutional system, wether a social establishment such as a mental hospital or a complex of personal and professional relationships. The self, then, can be seen as something that resides in the arrangements prevailing in a social system for its members. The self in this sense is not a propriety of the person to whom it is attributed, but dwells rather in the pattern of social control that is exterted in connection with the person by himself and those around him. This special kind of institutional arrangement does not so much support the self as constitute it." (Ebd.)

Goffmans Untersuchung der Konstitution des Selbst durch soziale Kontrolle unterscheidet sich von G. H. Meads Theorie, in der das Selbst durch soziale Kontrolle nicht nur hervorgebracht wird, sondern dessen Verhalten durch soziale Kontrolle konditioniert und korrigiert werden kann.[50] Anders als Goffman geht Mead von einer rationalen Norm in sogenannten organisierten Gesellschaften aus (die zeitgenössische Gesellschaft in den USA, die Gesellschaften westlicher Industrienationen, die als „modern" gelten). Während in Meads Theorie mit der „zivilisierten" im Unterschied zur „primitiven Gesellschaft" sowie einer anzustrebenden „Universalgesellschaft" ein normatives gesellschaftliches Entwicklungsziel vorgegeben ist, ist Goffmans Vorhaben ein analytisches. Es wird untersucht, wie Normen in sogenannten „modernen" Gesell-

49 A: 163.
50 Vgl. 4.3.

schaften wirksam werden, wie sie Machtverhältnisse zwischen sozialen AkteurInnen hervorbringen und bestehende verstärken. Goffmans Untersuchung bezieht sich auf diesen Prozess der Konditionierung eines „Selbst" durch die Mechanismen sozialer Kontrolle, die Schaffung einer „Natur des Menschen", die allerdings nicht ein „autonomes Subjekt" begründen, sondern die Unterwerfung unter gesellschaftlich vorherrschende Normen. Dementsprechend richtet sich Kritik an Goffmans Theorie auf die fehlende Grundlage für eine normative Theorie gesellschaftlicher Entwicklung. In Goffmans Theorie gehe es den Individuen darum, bestimmten Spielregeln zu folgen statt einer moralischen Einstellung, was als Konsequenz aus der Aufhebung des Unterschieds zwischen Realität und Schein gedeutet wird.[51] Gouldner kritisiert zudem die Ausblendung gesellschaftlicher Machtverhältnisse (Gouldner 1971: 379). Dem muss entgegengehalten werden, dass in Goffmans Theorie der Interaktion als autonomem sozialem System sehr wohl auf Machtverhältnisse, die über die Interaktion hinaus bestehen, verwiesen wird. Gleichwohl wird herausgearbeitet, auf welche Weise Machtverhältnisse Gegenstand der Inszenierung in der Interaktion werden. In dieser Arbeit wird die These vertreten, dass Goffman so die Untersuchung der Reproduktion von Normen als Form von Macht ermöglicht. Dass diese nicht ausschließlich rational sind oder funktional begründet, darauf weisen außerdem AutorInnen und AktivistInnen sozialer Bewegungen mit ihrer zeitgleichen Infragestellung vorherrschender gesellschaftlicher Normen hin. Die Konzeption des „autonomen Subjekts" wird mit Goffmans Theorie jedoch unterminiert.[52]

„Formalen, instrumentellen Organisationen" als sozialen Organisationen obliegt nicht nur die Unterwerfung von sozialen AkteurInnen unter bestimmte Normen, sondern auch die Schaffung von Normen, indem festgelegt wird, „was *als offiziell anerkannter Maßstab* des Wohlergehens, als gemeinsame *Werte*, als Anreiz oder als Strafe zu gelten hat." Dabei betrifft dieses „Konzept […] *die Natur oder das soziale Sein des Teilnehmers*" (A: 177; Hervorhebung I. J.).

„These implicit images form an important element of the values which every organization sustains, regardless of the degree of its efficiency or impersonal-

51 Gouldner (1971: 384); Schäfer (1983). Lenz zufolge ist die deutschsprachige Rezeption von Goffman nachhaltig von der Kritik Gouldners geprägt (1991: 74 f.).

52 Willems zitiert Goffmans dies bezüglich: „If the result of my approach can be construed as ‚decentering' the self, then I am happy to be in the vanguard, providing it is appreciated that this does not mean a lack of interest in the self, merely an effort to approach its figuring from additional directions" (1981: 62; zit. n. Willems 1997: 115).

ity. Built right into the social arrangements of an organization, then, is a thoroughly embracing conception of the member – and not merely a conception of him *qua* member, but behind this conception of him *qua* human being." (Goffman 1961: 164; Hervorhebung i. O.)[53]

Mittels dieser „Organisationsbegriffe vom Menschen" (A: 177), von der „menschlichen Natur" (ebd.: 182), „schreibt die Organisation dem Mitglied sein gesamtes Sein vor" (ebd.: 177). Dies erfolgt über die Definition von Abweichungen, wodurch die „Identität" und „Selbst-Definition" von Mitgliedern bestimmt wird (ebd.). Der Beteiligte akzeptiert „stillschweigend eine bestimmte Auffassung von seiner Motivation und daher seiner Identität." Dabei sieht er „diese Annahmen hinsichtlich seiner Person als vollkommen natürlich und akzeptabel" an, so Goffman (A: 178).

Eine Organisation[54] ist als Ort anzusehen, so Goffman, „an dem Annahmen über die Identität der Beteiligten gehegt werden" (A: 183). Dabei passt das Individuum, das in eine bestimmte soziale Organisation eintritt, sich diesen Erwartungen an, so dass es zur Übereinstimmung des Charakters des Individuums mit den Annahmen über den Charakter des Individuums kommt, wie am Beispiel eines Gefängnisinsassen hinsichtlich eines Fluchtwunsches gezeigt wird:

„An important aspect of prison managements's definition of the character of inmates is that if you give inmates the slightest chance, they will try to escape their legal term. It may be added that the desire of inmates to escape, and their usual willingness to suppress this desire due to the likelihood of being caught and penalized, expresses (through sentiment and action, not words) an agreement with the view that management takes of them. A very great amount of conflict and hostility between management and inmates is therefore consistent with *agreement concerning some aspects of the latter's nature*." (1961: 169; Hervorhebung I. J.)[55]

Der Mechanismus der „sekundären Anpassung" emöglicht sozialen AkteurInnen, sich der institutionellen Identifizierung zu entziehen oder sich

53 A: 177.

54 Auch hier weist Goffman darauf hin, dass totale und andere soziale Organisationen sich gleichen: „A hotel that respectfully keeps its nose out of almost all of a guest's business and a brainwashing camp that feels the guest ought to have no private business for noses to be kept out of are similar in one regard: both have a general view of the guest that is important to him and with which he is expected to agree." (Goffman 1961: 165; A: 178).

55 A: 182.

ihr entgegenzustellen. Sie erlaubt den Einzelnen, „persönliche Identität" in einer sozialen Organisation aufrechtzuerhalten (A: 304). Während „primäre Anpassung" einen sozialen Akteur „zum ‚normalen', ‚programmierten' oder zugehörigen Mitglied" einer sozialen Organisation macht (A: 185), bezeichnet „sekundäre Anpassung" die Anwendung unerlaubter Mittel sowie das Verfolgen unerlaubter Ziele, um die „Erwartungen der Organisation hinsichtlich dessen, was er tun sollte und folglich was er sein sollte, zu umgehen. Sekundäre Anpassung stellt eine Möglichkeit dar, wie das Individuum sich der Rolle und dem Selbst entziehen kann, welche die Institution für es für verbindlich hält." (A: 185). Allerdings handelt es sich dabei um „inoffizielle" Aktivitäten, „durch die die offiziellen Ziele der Organisation gefördert werden können und durch welche die Beteiligten, soweit dies in der Situation möglich, sich primär anpassen" (A: 186). Goffman macht deutlich, dass soziale Organisationen diesen Abweichungen erstens mit „Verschärfung der Disziplin" begegnen und zweitens „durch eine selektive Legitimierung dieser Praktiken […], da sie hoffen, auf diese Weise Kontrolle und Herrschaft wiederzuerlangen, selbst um den Preis, daß einige Pflichten der Mitglieder aufgegeben werden müssen" (ebd.: 192). Kollektiv angewendet bilden diese Praktiken das „Unterleben" einer Institution. Als solche tragen sie zur Stabilität einer sozialen Institution bei (A: 194). Goffman unterscheidet hinsichtlich des Ausmaßes sekundärer Anpassung zwischen zerstörerischen und gemäßigten Praktiken (A: 194 f.). Sie werden zudem von den sozialen Verhältnissen bedingt, unter denen sie ausgeführt werden, d. h. abhängig z. B. von „dem Standort des sie Praktizierenden in der Hierarchie der Organisation", abhängig auch vom „Typ der Anstalt" u. a. (ebd.: 196 ff.). Praktiken sekundärer Anpassung ermöglichen den Einzelnen, „eine gewisse Distanz, eine gewisse Ellenbogenfreiheit zwischen sich selbst und dem, womit die anderen es identifizieren möchten" zu schaffen (A: 303). Dabei betont Goffman, dass „das Individuum stets Mittel und Wege findet", diese Distanz zu Definitionen und Identifizierungen durch andere zu schaffen (ebd.).

Der Begriff der sekundären Anpassung weist darauf hin, dass ein „Sinn von persönlicher Identität" einerseits durch die institutionelle Identifizierung hergestellt wird und andererseits über diese hinausgeht, d. h. eine Art Freiraum von der normativ verfügten Definition eines Selbst darstellt. Darüber hinaus ist sekundäre Anpassung auch ein weiterer Mechanismus von sozialen Institutionen, die Mitgliedschaft ihrer Angehörigen zu sichern, indem die Möglichkeiten des Ausweichens festgelegt werden. Statt also in „gefühlter Identität" oder im „Sinn persönlicher Identität" eine „wahre Natur" und damit das, was einen sozialen Akteuren als „Menschen" auszeichne, zu vermuten, wäre zu beto-

nen, dass selbst dieser Überschuss noch institutionell verfügt ist. Die Bemühung um seine wissenschaftliche Erforschung und Definition führt vielmehr auf jene Rahmen zurück, die diese Konzeption einer „Identität" oder „Biographie" erforderlich macht: die Notwendigkeit eines Eindrucks, der „eine Kontinuität absoluter Unterscheidbarkeit", für TeilnehmerInnen an einer gerahmten Tätigkeit garantiert. Diese Annahme einer „Basiskontinuität", eines „wahren Charakters" hinter einer Rolle oder Darstellung ist demnach auf eine Rahmung zurückzuführen. Ein Effekt dieser Rahmung ist die permanente Erforschung der sichtbaren Diskrepanz in der „Person-Rolle-Formel" in der Selbstbefragung, die letztlich eine beständige Korrektur entsprechend der institutionell verfügten Norm garantiert.

Natur des Geschlechts

Mit Goffmans Analyse von der institutionellen Hervorbringung von Definitionen des „Wesens des Menschen", von Personenkategorien, denen eine gewisse „Tiefe und Farbe" verliehen wird, kann die Attribuierung von Identität, Charakter oder Persönlichkeit mit „eigen" in der bislang rekonstruierten Rede von Identität wieder aufgegriffen werden. Was oft als Leugnung der „eigenen Identität" oder der „eigenen Persönlichkeit" in der Problematisierung von Identität auftaucht,[56] kann so auf

56 Mit Erikson, Baldwin und Oakley werden an dieser Stelle beispielhaft drei Hinweise gegeben. In Eriksons Identitätstheorie zeichnet die Ausbildung von Ich-Identität der Erwerb dieses Attributs „eigen" aus. Demnach bedingt die Ausbildung von Ich-Identität die Ausrichtung „auf eine kollektive Zukunft", wie Erikson z. B. in *Identity. Youth and Crisis.* (1970 [1968]: 47) formuliert. Wenn Ich-Identität den Erwerb eines „Stil[s] der *eigenen* Individualität" bedingt sowie gleichzeitig dessen Übereinstimmung „mit der Gleichheit und Kontinuität der *eigenen* Bedeutung für signifikante andere" (ebd.; Hervorhebung I. J.), so wird deutlich, dass auf diese Weise nicht nur Kohärenz und Kontinuität hergestellt wird, sondern auch der Erwerb des Prädikats „eigen" als Kennzeichen von Ich-Identität ausgewiesen wird. (Vgl. 5.1). Bei Baldwin steht die Verwendung der Konzeption von Identität mit der Prädikation „eigen" für die Herstellung einer nationalen vorgestellten Gemeinschaft einerseits sowie für die afroamerikanische vorgestellte Gemeinschaft im Sinne der „Unternation". Dabei ist es für Baldwins Beitrag kennzeichnend, dass er die Ausbildung der nationalen Gemeinschaft in einer Identität („our own identity") in Abhängigkeit stellt von der Anerkennung einer Geschichte und Gegenwart der afroamerikanischen Gemeinschaft (die hier auf den Begriff der Figur des „Negro" gebracht ist): „[…] the loss of our own identity is the price we pay for the annulment of his" (1998 [1951]: 20). Dagegen steht die Negierung einer „eigenen Persönlichkeit" und einer „eigenen Erfahrung" von AfroamerikanerInnen durch Weiße AmerikanerInnen: „[…] the Negro in America can only acquiesce in the obliteration of his own personality, the distortion

eine institutionelle Definition von „Eigenschaften“ der Mitglieder einer sozialen Organisation zurückgeführt werden. Auf diese Weise wird die Mitgliedschaft an einer sozialen Organisation bestimmt: indem sozialen AkteurInnen bestimmte „Eigenschaften“ als „Eigenes“ zuinnerst gelegt werden.

Am Beispiel von Goffmans Erörterungen zu „Geschlechterklassen“ (1977), kann aufgezeigt werden, wie die Norm installiert und aufrechterhalten wird, der zufolge hinter einem bestimmten Verhalten und einer bestimmten Erscheinung eine „Natur“ anzunehmen ist. In „modernen Gesellschaften“ gebe es eine Norm, die die „soziale Einteilung in Frauen und Männer“ auf ein „biologisches Erbe“ zurückführt, die „in völligem und getreuem Einklang“ mit diesem zu stehen scheine und daher „unter keinen Umständen verleugnet werden“ könne (2001 [1977]: 108). Eine „Natur“ von Geschlechtern anzunehmen ist, Goffman zufolge, der Effekt „institutioneller Reflexivität“ (ebd.: 128). So lassen sich Annahmen über die „Natur“, das „Wesen“ sozialer AkteurInnen auf institutionell bestimmte Klassifizierungsprozesse zurückführen. Die Vermutung einer „grundsätzlichen Natur des Menschen“ lässt sich als ein Effekt von Normen in „modern“ Gesellschaften ausmachen (ebd.: 110). Mit Goffmans Problematisierungsweise von „Selbst“ und „Identität“ lässt sich ein Perspektivenwechsel vollziehen: es werden die Instituierung von Normen und Klassifizierungsprozesse zum Inhalt sozialwissenschaftlicher Untersuchungen, was hier als kennzeichnend für das Erreichen einer Schwelle der Formalisierung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ gilt.

---

and debasement of his own experience“ (ebd.: 34). (Vgl. 6.2.2). Auch Turner argumentiert auf diese Weise (1973 [1969]: 236). (Vgl. 6.2.3). Oakley verwendet die Attribuierung „eigen“ in Bezug zu „Persönlichkeit“. Dabei wird „Persönlichkeit“ im Zusammenhang mit Geschlechterdifferenz zwischen männlich und weiblich gebraucht, die sich in „Persönlichkeitstypen“ manifestiere (1976 [1972]: 50). So wird etwa das Beispiel einer Frau angeführt, die gesellschaftliche Machtlosigkeit mit „Kontrolle über die Mächtigen“ zu kompensieren suche: „a woman who responds in this way distorts her own personality“ (ebd.: 125). „Eigen“ steht hier für eine „Persönlichkeit“, die Stereotypen von Weiblichkeit (indirekte Machtausübung durch Frauen) entgegensteht. Dabei lässt sich in Oakleys Text nicht genau ausmachen, ob „Persönlichkeit“ etwas ist, dem Geschlechterdefinitionen gewissermaßen übergestülpt werden, D. h. „Persönlichkeit“ als etwas, das nicht durch geschlechtliche Kategorisierung festgelegt wird. Eine andere Lesart wäre, „Persönlichkeit“ im Sinne von männlichen oder weiblichen „Persönlichkeitstypen“ zu begreifen. Im Unterschied zur ersten Lesart würde das bedeuten, dass bestimmte „Persönlichkeitstypen“ entsprechend von Geschlechterdifferenz zwischen männlich und weiblich als Ursprünglicheres Stereotypen von Weiblichkeit oder Männlichkeit entgegenstehen.

Goffman zufolge werden „individuelle Handlungsweisen und Lebensumstände“ in Konzepten über „das ‚Wesentliche‘ und das Charakteristische an den beiden Geschlechterklassen“ begründet. Dabei werden diese „Idealbilder von Männlichkeit und Weiblichkeit“ mit „Vorstellungen von der grundsätzlichen Natur des Menschen“ verknüpft, wodurch schließlich „Bestimmungen dessen […], was die ganze Person sein soll“ hervorgebracht werden (ebd.: 110). Soziale Einteilungen von Geschlechtern werden „mithilfe einer fragwürdigen Lehre – in unserer Gesellschaft mit der Lehre von der biologischen Festlegung“ erklärt, so Goffman (ebd.). Für das Verhalten spielten „Glaubensvorstellungen von sozialem Geschlecht, Männlichkeit, Weiblichkeit und Sexualität“ eine entscheidende Rolle (ebd.: 111). Die Einführung des Begriffs „Geschlechtsklasse“ weist auf diese ständige Klassfizierungsarbeit hin. Die Bezeichnungen „Geschlecht“ an sich, „geschlechtsspezifisch“ und „geschlechtsabhängig“ lehnt Goffman ab, da „man implizit die Existenz einer Personenkategorie an[deutet], die im Grunde durch biologische Aspekte definiert wird und auch so definierbar ist“ (ebd.: 112). Indem „Geschlecht“ als Wirkung einer Kategorisierungsleistung benannt wird, soll verhindert werden, dass diese naturalisierten Pesonenkategorien reproduziert werden. In diesem Sinne ist auch die Warnung bezüglich der Rede von „Charakterzügen“ und „Eigenschaften“ zu verstehen. Wenn erklärt wird, „geschlechtsklassengebundene, individuelle Verhaltensweisen“ seien nicht nur individuell verantwortet und ausgeführt, dann geht es darum, diese Verhaltensweisen im Sinne eines „Verhaltensmerkmal[s] einer Organisation“ zu bestimmen (ebd.: 113 f.). Mit anderen Worten, „Eigenschaften“ werden im Rahmen einer sozialen Organisation definiert, weder sind sie von Einzelnen ‚erfunden‘ noch sind sie als Hinweis auf eine ‚Natur‘ von bestimmten Personen zu verstehen. In diesem Zusammenhang steht die Beschreibung über die Funktionsweise „binärer sozialer Kategorisierungen“ im Allgemeinen:

„However, as in the case of parallel organization which occurs with respect to other binary social divisions – white/black, adult/child, officer/enlisted man, etc. – parallel organization based on sex provides a ready base for the elaboration of differential treatment, these adumbrative elaborations to be seen as consonant and suitable given the claimed difference in character between the two categories.“ (1977: 306)[57]

Dementsprechend wird der Begriff „gender identity“ definiert als „Gefühl dafür, was und wie es [das Individuum] ist, durch die Bezugnahme

57 Goffman (2001: 114).

auf seine Geschlechtsklasse“[58] sowie die Selbstbeurteilung „hinsichtlich der Idealvorstellungen von Männlichkeit (oder Weiblichkeit)“ (Goffman 2001: 110). Diese „Quelle der Selbstidentifikation“ stelle scheinbar „eine der wichtigsten, die unsere Gesellschaft zur Verfügung stellt“ dar, „vielleicht noch wichtiger als Altersstufen“, so Goffmans Einschätzung. Mit der Einführung des Begriffs „Identität“ wird gleichzeitig herausgestellt, dass es sich dabei um eine Wirkung von Klassifizierung sowie von Rahmungen in westlichen Industriegesellschaften handelt. Für die Definition von „Geschlechtsklassen“ sind demnach neben der Norm der Naturalisierung, der Herstellung eines „Sinns“, das „gender identity“ auszumachen scheint, sowie eine Norm der Komplementarität konstitutiv:

„Thus, the human nature imputed to the male causes him to be dependent on a female connection, and the reciprocal condition prevails for women. Who a male finds he needs if he is to act according to his nature is just who needs him so that she can act according to hers. Persons as such do not need one another in these ways, they do so only as gender-based identities.“ (1977: 313).[59]

In Interaktionen schließlich dienen diese Prozesse des Klassifizierens, „Praktiken der Verortung und Benennung […] zur Bestimmung derjenigen, mit denen wir Umgang haben und sie ermöglichen so erst die Fortsetzung dieses Umgangs“ (ebd.: 138). Geschlechterklassifizierungen stellten „ein Gesamtprofil oder einen Behälter zur Verfügung, auf das die unterscheidenden Merkmale zurückgeführt oder in den sie hineingeleert werden können“. Schließlich werde dieses „Identifikations-Benennungs-System“ durch die Annahme von der „Natürlichkeit“ dieser Unterscheidungen gerechtfertigt. So schließt sich der Kreis einer „institutionellen Reflexivität“.

Helga Kotthoff, die die deutsche Übersetzung von Goffmans Artikel in einem Nachwort kommentiert hat, hebt an Goffmans Analyse die institutionelle Begründung von Kategorisierungen hinsichtlich des Geschlechts hervor. Demgegenüber kritisiert sie feministische Theorien der Performativität und Dekonstruktion, die der institutionellen Verankerung von Geschlechterdarstellungen nicht gerecht würden. Ich teile Kotthoffs

58 Im englischen Original heißt es „sense“, was besser mit „Sinn“ zu übersetzen wäre, da „Identität“ oft mit der Vorstellung von etwas Ursprünglichem einhergeht und die Vorstellung, es handle sich dabei um ein „Gefühl“ diese Tendenz untermauert. Mit Geschlechtsidentität wie mit den anderen Konzeptionen von Identität wird von Goffman die Herstellung eines Verhältnisses zu einer institutionell gegebenen Definition (etwa des Geschlechts) bezeichnet, D. h. es ist etwas, das durchaus aktiv geschieht, wenn auch nicht immer dem Bewusstsein zugänglich.

59 Goffman (2001: 129).

Einwand, dass die Reproduktion der „herrschende[n] Ordnung […] in den Institutionen der Sozialisation, wie Familie und Schule, der Religion, der Politik, der Medien und des Arbeitsmarkts“ (2001 [1994]: 164) Inhalt der feministischen Analyse sein müsse. Allerdings reduziert sie Butlers Theorie von der Performativität des Geschlechts auf den „Begriff der Performanz“ (ebd.: 163), der die situative Darstellung bezeichnet – etwa in der Geschlechterparodie, aber auch die alltägliche Darstellung. Performativität wird von Butler als „Wiederholung einer oder mehrerer Normen“ definiert. Handlung wird dabei als Wiederholung entworfen, als zitatförmiges „Akkumulieren und Verschleiern des Gesetzes, das materielle Wirkungen erzeugt“ (1995: 35). Butlers Konzeption der heterosexuellen Matrix, eines „regulierenden Apparat[s] der Heterosexualität“ (ebd.), verweist auf den überindividuellen Charakter von Geschlechterkonstruktionen, die für soziale AkteurInnen zwingend seien, wie Butler wiederholt betont. Allerdings geht es Butler auch um eine politische Theorie, derzufolge mit der Wiederholung von Geschlechterkonstruktionen diese sowohl produziert würden als auch die Möglichkeit ihrer Destabilisierung gegeben sei (ebd.: 32).

Diese Theorie kann mit Goffmans oben erläuterten These begründet werden, dass soziale Realitäten der Darstellung bedürfen: da sie nicht unmittelbar zugänglich sind, erfordern sie die Reproduktion in der Darstellung. Diese Darstellungen sind nicht „frei wählbar“ und nicht in der Intention eineR sozialen AkteurIn allein begründet. Vielmehr sind sie erstens in den Gesetzmäßigkeiten der Herstellung sozialer Realitäten im Allgemeinen, zweitens in den Bedingungen der institutionellen Reproduktion nicht nur von Geschlechterkonstruktionen, sondern auch von anderen Personenkategorien begründet. Dass die Darstellungen Mehrdeutigkeit zur performativen Bedingung haben, wie Goffman schreibt, bewirkt nicht nur ihre Glaubwürdigkeit, sondern ermöglicht auch die Veränderung von Bedeutungen in der situativen Reproduktion, folgt man Butlers politischer Theorie. Damit ist zunächst noch nichts über die institutionelle Verankerung dieser situativen Bedeutungsproduktion ausgesagt, wohl aber über die Reproduktion sozialer Verhältnisse. Darin liegt meiner Meinung nach die Bedeutung einer sozialen Theorie der Performativität, die Bedingungen der Reproduktion sozialer Realitäten zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Untersuchung zu machen, die ihre Naturalisierung unterminiert.

7.3 Norm und Devianz

Goffmans Studie über Stigma und „die Situation der stigmatisierten Person" (St: 156),[60] ist eine Untersuchung der Wirkungsweise von Normen und der Zuschreibung von Identität gewidmet. Bezeichnenderweise ist es die Situation von stigmatisierten Personen, sind es die „Techniken der Bewältigung beschädigter Identität", wie der Untertitel des 1963 erschienenen Buchs lautet, die die Problematisierung von Identität begründet. Offensichtlich erfordert die Problematisierung von Identität die „beschädigte Identität"; möglicherweise handelt die Rede von Identität von nichts anderem als der „beschädigten" Identität, stützt sie sich doch regelmäßig auf eine Störung, einen Schaden, eine Krise. Goffman zeigt im Zuge dieser Untersuchung auf, wie Normen gesellschaftliche Ordnung herstellen und aufrechterhalten, indem Ideale und Standards festgelegt werden, und auf diese Weise Konformität und Abweichungen produziert werden (St: 158 f.). Der Vorschlag, die Herstellung des „Gewöhnlichen" zu untersuchen, kommt dabei einem Perspektivenwechsel in der Rede von Identität gleich: „It is implied, then, that it is not the different that one should look for understanding our differentness, but to the ordinary. The question of social norms is certainly central, but the concern might be less for uncommon deviations from the ordinary than for ordinary deviations from the common." (1963: 127).[61]

Die Analyse bezieht sich auf die Vereinheitlichung sozialer Akteurinnen und Akteure durch Normen, die die Herstellung von Konformität und Devianz bewirkten. Goffmans Interesse gilt dieser *Verhältnismäßigkeit*, im Unterschied zu Versuchen, Devianz zu „tabulieren" (St: 159).[62]

Ein Beispiel für diese Art der Herangehensweise findet sich z. B. in Dubins (1959) Ausdifferenzierung von Typen abweichenden Verhaltens im Anschluss an Mertons Klassifizierungen abweichenden Verhaltens in *Social Theory and Social Structure* (1957). Wenn auch sowohl bei Merton als auch bei Dubin die Typen von Konformität und Devianz einander überlagern und manche Typen von Devianz als durchaus wünschenswert erscheinen (z. B. der „innovative Wissenschaftler"), werden so Definitionen festgelegt zur Identifizierbarkeit von „Typen". Damit verbunden ist die Vorstellung von der Kontrollierbarkeit von sozialen und politischen Widersprüchen, indem „Devianz" identifizierbar gemacht wird – zu einem Zeitpunkt als bestimmte Prinzipien gesellschaftlicher Organisation wie die Segregation entsprechend von Rassenkon-

60 Goffman (1963: 126).
61 St: 157.
62 Goffman (1963: 126 f.)

struktionen von Seiten der Bürgerrechtsbewegung in Frage gestellt wird.[63] Auch in der von Ladner herausgegebenen Anthologie *Death of White Sociology* (1973), die dem Kontext der Black Power Bewegung zugeordnet werden kann, wird das Konzept der „Devianz" aufgegriffen, z. B. indem die Einnahme einer „devianten Perspektive" (Sawyer) für die sozialwissenschaftliche Untersuchung vorgeschlagen wird. Andere allerdings weisen diese Herangehensweise als Effekt „Weißer Normen" zurück (Murray).

Demgegenüber untersucht Goffman die Identifizierung sozialer AkteurInnen als Wirkungsweise von Normen. Als Normen, die „Identität oder das Sein betreffen", haben sie einen „sehr direkten Effekt auf die psychische Integrität des Individuums". Goffman liefert darüber hinaus eine Analyse von Disziplinierung:

„At the same time, mere desire to abide by the norm – mere good will – is not enough, for in many cases the individual has no immediate control over his level of sustaining the norm. It is a question of *the individual's condition*, *not his will*; it is a question of conformance, not compliance. Only by introducing the assumption that the individual should know and keep his place can a full equivalent in willful action be found for the individual's social condition." (1963: 128; Hervorhebung I. J.)[64]

Normen fungieren als sozialer Platzanweiser, insofern sie sich auf „Identität" beziehen, d. h. auf Personenkategorien, die auf diese Weise in ein hierarchisch strukturiertes Verhältnis gebracht werden. Disziplinierung bedeutet die Transformation dieser Hierarchie in „willlentliches Handeln": die Anpassung, die der sozialen Akteurin abverlangt wird, manifestiert sich in dem Einverständnis mit dem zugewiesenen Platz.

Die Funktion von Normen besteht dabei in der Vereinheitlichung sozialer AkteurInnen, während unterschiedliche Grade ihrer Verwirklichung definiert werden. Diese Vereinheitlichung manifestiert sich erstens in der Bemühung um Informationskontrolle, die alle teilen, zwei-

63 In derselben Ausgabe der Zeitschrift „American Sociological Review" (1959), in der auch der genannte Aufsatz von Robert Dubin unter dem Titel „Deviant Behavior and Social Structure: Continuities in Social Theory" erschienen ist, sind eine Reihe anderer Texte über „Devianz" veröffentlicht. Folgende Titel finden sich da: „Illegitimate Means, Anomie, and Deviant Behavior" (Richard Cloward), „Anomia and Differential Access to the Achievement of Life Goals" (Dorothy L. Meyer, Wendell Bell), „Antisocial Sentiment and Criminality" (Gwynn Nettler), „Two Dimensions of Delinquent Behavior" (John f. Scott) sowie ein Kommentar Robert K. Mertons auf Dubin und Cloward.

64 St: 158.

tens in einer „Standardausrüstung“ als einem Wissen über die Bedingung der Konformität und der Abweichung von einer Norm. Drittens teilen alle einen „Glauben“ bezüglich Identität, was sich in der „Vorstellung beschämender Andersartigkeit“ äußere. Letztlich sind es Standardausrüstung und Glaube bezüglich Identität, d. h. das Wissen darum, was als akzeptabel gilt und was nicht, die Kenntnis der Grenze, die das eine von dem anderen scheidet, die den „Schmerz des Individuums“ angesichts von Stigmatisierung bewirke. Es ist nicht die „Verwirrung des Individuums über seine Identität“ (St: 161ff.),[65] die ihm Probleme bereitet, sondern die Abwertung aufgrund von bestimmten Normen und den graduellen Unterschieden, die sie definieren und sozialen AkteurInnen zur „Bestimmung“ machen.

Diese Analyse schließt an diejenige mancher AutorInnen aus dem Kontext sozialer Bewegungen an, etwa Fanons Analyse in *Peau noire, masques blancs*.[66] Als problematisch gilt dann nicht fehlende Einheit, die unvollständige Inkorporierung bestimmter Normen, sondern *Vereinheitlichung*, die offenbar eine relativ stabile Inkorporierung von legitimen Normen bewirkt. Als problematisch stellt sich zudem die für die Aufrechterhaltung sozialer Ordnung vorausgesetzte Bereitschaft sozialer Akteure heraus, die so getroffenen Unterscheidungen und Einteilungen zu den eigenen zu machen, den zugewiesenen Platz in einer Hierarchie als die „eigene“ Bestimmung zu begreifen, sie sich zur „Natur“ zu machen. Die Funktion von „Stigma-Normal Prozessen“ ist es, Goffman zufolge, Konformität zu produzieren, indem die Diskrepanz zwischen „ich/anderer“ und „normal/stigmatisiert“ als ständige Drohung die unentwegte Selbstüberprüfung bezüglich allgemein anerkannter Normen erzeugt. Auf diese Weise werden Normen instituiert, indem „Stigma-Normal Prozesse“, das allgemein verbreitete „Stigma-Management“, „unter jenen Unterstützung für die Gesellschaft […] gewinnen, die nicht von ihr unterstützt werden“ (St: 171)[67].

Goffmans Identitätsmodelle

Goffmans Problematisierung von Identität erfordert folgende Schlussfolgerungen. Erstens ist die Definition von Identität als Effekt von Stigmatisierungsprozessen („stigma-normal processes“) zu begrei-

65 Goffman (1963: 131ff.).

66 Fanon (1952: 14 ff.); Vgl. 6.1.

67 Goffman (1963: 138). In der Übersetzung von Frigga Haug wurde aus “stigma-normal processes“ „Stigma-Prozesse“, wodurch gerade der Charakter der Verhältnismäßigkeit von Stigmatisierungsprozessen unsichtbar gemacht wird. In dieser Arbeit wird deswegen der Begriff als „Stigma-Normal Prozesse“ übersetzt.

fen, was für die sozialwissenschaftliche Analyse die Untersuchung der Bedingungen dieser Stigmatisierung notwendig macht, d. h. die Untersuchung von Normen und anderen institutionellen Bedingungen, die sie bewirken. Zweitens legt Goffmans Analyse nahe, dass die Untersuchung von „Stigma-Normal Prozessen" es erfordert, Verhältnisse statt die Substanz zum Untersuchungsobjekt zu machen, d. h. Verhältnisse von „ich/anderer" und „normal/ stigmatisiert". Auf diese Weise wird die Analyse der Herstellung des „Gewöhnlichen" ermöglicht, das sich durch die Bestimmung von Stigma und Stigmatisierten definiert. Und drittens gilt es, die Suche nach einer „Natur" von sozialen Akteurinnen und Akteuren als Effekt einer Rahmung auszuweisen. Für soziale Theoriebildung ergibt sich daraus die Anforderung, die Herstellungsbedingungen von Identitätszuschreibungen zum Untersuchungsgegenstand zu machen. Wird das Phänomen, dass einer sozialen Handlung eine „Natur" der Handelnden, der Darstellung ein „Charakter" des Darstellers zuinnerst gelegt wird, nicht auf seine Herstellungsbedingungen zurückgeführt wird, nämlich Effekt von bestimmten Rahmungen zu sein, hat das die Reproduktion dieser Rahmungen zur Folge. Es wird reproduziert, was Inhalt der Untersuchung sein sollte: die Annahme von einer „Natur" der sozial Handelnden, die Annahme von etwas, das der sozialen Akteurin „eigen" sei, was institutionell definierte „Eigenschaft" von Personenkategorien ist. Es gilt demnach, auch die Rede von Identität als Effekt von Disziplinierung zu untersuchen.

Die Identitätsmodelle, die von Goffman entworfen werden, sind nicht unabhängig von den institutionellen Bedingungen zu begreifen, auf die sie Rückschlüsse ermöglichen sollen. Werkgeschichtlich erfolgt später eine Verschiebung hin zur Rahmenanalyse. Drei Begriffe von Identität werden unterschieden, die jeweils auf soziale Information zielen (St: 7). „Soziale Identität" und „persönliche Identität" bezeichnen Zuschreibungen, die von anderen gemacht werden, „Ich-Identität" ist der von Erikson abgeleitete Begriff für Selbstdefinition. Dabei ist unter „sozialer Identität" die Art von Information gefasst, die eine Zuschreibung zu Personenkategorien ermöglicht, etwa die Zuschreibung eines Stigmas:

„Society establishes the means of categorizing persons and the complement of attributes felt to be ordinary and natural for members of each of these categories. Social settings establish the categories of persons likely to be encountered there. The routines of social intercourse in established settings allow us to deal with anticipated others without special attention or thought. When a stranger comes into our presence, then, first appearances are likely to *enable us to anticipate his category and attributes*, his ‚social identity' – to use a term that

is better than ‚social status' because personal attributes such as ‚honesty' are involved, as well as structural ones, like ‚occupation'". (1963: 2; Hervorhebung I. J.)[68]

„Soziale Identität" beinhaltet demnach die soziale Information, die die Zuschreibung zu institutionell definierten Personenkategorien ermöglicht. Diesen Personenkategorien sind Eigenschaften impliziert, die in dem Akt der Zuschreibung mit aufgerufen werden. „Soziale Identität" steht demnach für die Möglichkeit der Identifizierung sozialer Akteure entsprechend bestimmter Kategorien, etwa einem Stigma, wobei es sich in der Regel um einen dem Bewusstsein entzogenen Prozess handelt. Gerade diesen Prozess des Zuschreibens stellt Goffman heraus:

„Thus, the demands we make might better be called demands made ‚in effect', and the character we impute to the individual might better be seen as an imputation made in potential retrospect – a characterization ‚in effect', a *virtual social identity*. The category and attributes he could in fact be proved to possess will be called his *actual social identity*." (1963: 2; Hervorhebung i. O.)[69]

Stigma wird daraufhin als Diskrepanz zwischen „virtualer sozialer Identität" und „aktualer sozialer Identität" definiert, wenn sie diskreditierende Wirkung hat. Auch hier wird betont, dass es sich um ein Verhältnis handelt, was unter Stigma gefasst ist, und nicht um eine Eigenschaft: „A stigma, then, is really a special kind of relationship between attribute and stereotype" (1963: 4). Die Zuschreibung eines Stigmas bringt eine andere Kategorie hervor: die Normalen. Charakteristisch für diesen Prozess der Identifizierung entsprechend einer bestimmten Personenkategorie ist es, dass ein ganzer Katalog an Eigenschaften entworfen wird sowie eine Theorie, die die abwertende Zuschreibung oder Idealisierung begründet (ebd.: 5).[70] Aus dem Akt der Identifizierung wird von den so Gekennzeichneten die Konsequenz gezogen, sich mit „Seinesgleichen" zusammenzutun. Es wird die Mitgliedschaft an einer sozialen Gruppe entsprechend einer „Stigmakategorie" festgelegt (ebd.: 23 f.). Eine der Folgen aus dieser Kategorisierung ist die Repräsentationsfunktion, die den so definierten Mitgliedern zugewiesen wird, besonders aber solchen, die als „Helden der Anpassung" gelten, und jenen, die eine hohe berufliche oder politische Position erworben haben (ebd.: 25 f.).[71] Schließlich erfolgt in einem „moralischen Werdegang" die Anpassung an die zuge-

68 St: 9 f.
69 St: 10.
70 St: 12 ff.
71 St: 36 ff.

schriebene Kategorie: „‚moral career' that is both cause and effect of commitment to a similar sequence of personal adjustements" (ebd.: 32). Dabei lernt die stigmatisierte Person zunächst den „Standpunkt der Normalen" kennen und inkorporiert ihn, und in einem weiteren Schritt wird die Zuschreibung zu einem Stigma und deren Konsequenzen erlernt (ebd.).[72] Im Zuge dieses Lernvorgangs wird auch eine Konzeption dessen, was ihr „eigen" ist, erworben (ebd.: 33). Zum moralischen Werdegang zählt zudem die retrospektive Konstruktion von Ereignissen, die die „Bindung an eine Stigmakategorie" begründen (ebd.: 38ff.).

Demgegenüber steht „persönliche Identität" für die Identifizierung einer sozialen Akteurin mit einer individuellen Geschichte sowie für die Möglichkeiten der Informationskontrolle über diese Geschichte, wobei es um die Identifizierung Einzelner im kriminologischen und nicht im psychologischen Sinn geht (1963: 51). Dieser Prozess des Kategorisierens bedeutet die Zuweisung eines Platzes „relativ zu Standarderwartungen" (ebd.: 53),[73] auch in persönlichen bis intimen Interaktionen, wie Goffman betont. Die sozialwissenschaftliche Analyse richtet sich auf den *Prozess persönlicher Identifikation*, und gilt nicht der Darstellung oder Untersuchung „persönlicher Identität" als etwas „Einzigartigem". Mit reichlich misogyner Polemik weist Goffman seine Definition persönlicher Identifikation als soziologisch aus,[74] wenn sie auf unpersönliche Organisationen – staatliche Verwaltungsregister – zurückgeführt wird, die „persönliche Identitätsaufhänger" zur Verfügung stellen. Die „persönliche Identifikation" bewirkt demnach die Attribuierung einer Kombination bestimmter Kennzeichen an einem staatlich oder durch andere soziale Organisationen bestimmten „persönlichen Identitätsaufhänger". Entscheidend an dieser Darstellung ist allerdings, dass die Zuschreibung „persönlicher Identität" die Vorstellung von der „Einzigartigkeit" (als etwas „Warmes und Schöpferisches") eines sozialen Akteurs mit sich bringt, während es sich um eine Standardisierung entsprechend bestimmter Kategorien handelt. Goffman stellt den *Vereinheitlichungsprozess* mithilfe von u. a. anthropometrischen Techniken, die Registrierung von Fingerabdruck und Photographie, bei der persönlichen Identifikation heraus. Dadurch werde eine soziale Akteurin identifizierbar als eine „einzige Person", als „selbst-gleiche Person" (ebd.). Die soziale Information, die die persönliche Identifikation liefern soll,

72 St: 45.

73 St: 70.

74 „The term unique is subject to pressure by maiden social scientists who would make something warm and creative out of it, a something not to be further broken down, at least by sociologists; nonetheless, the term does involve some relevant ideas" (1963: 56; St: 73).

ist in Dokumenten festgehalten oder durch die Möglichkeit der Dokumentierbarkeit gekennzeichnet.

Soziale Information, die dokumentiert oder dokumentierbar ist und die persönliche Identifikation ermöglicht, unterscheidet sich von sozialer Information, die als Zeichen oder Symbol die soziale Identifizierbarkeit organisiert. Ausschlaggebend für diese Art sozialer Information ist die Grenze zwischen diskreditiert sein und diskreditierbar sein, die auf die Grenze zwischen dem, was als akzeptabel und dem was nicht als akzeptabel gilt, verweist. Soziale Informationskontrolle bezieht sich auf diese Grenze, die die soziale Identifikation reguliert. Die Definition sozialer Zeichen als „reflexiv und verkörpert" stellt einige Charakteristika des sozialen Identifikationsprozesses heraus: „it is conveyed by the very person it is about, and conveyed through bodily expression in the immediate presence of those who receive the expression" (1963: 43). Soziale Zeichen bedingen demnach die soziale Identifikation eines sozialen Akteurs, indem ein körperliches oder verkörpertes Zeichen auf die Person zurückbezogen wird, d. h. in Form von „bleibenden charakteristischen Eigenschaften" auf sie verweist. Dieser Prozess der sozialen Identifikation findet in Interaktionen statt, sie erfordert ein Gegenüber, das diese Zuschreibung macht. Goffman differenziert außerdem zwischen Zeichen und Symbolen, die durch „häufige und ständige" Verfügbarkeit und durch „routiniertes" Verwenden gekennzeichnet sind (ebd.). Dazu werden Stigmasymbole (z. B. ein Blindenstock) und Prestigesymbole (z. B. ein militärisches Abzeichen) gezählt. Deutlich wird an dieser Darstellung, dass soziale Identifikation Visibilität zur Bedingung hat, bzw. Wahrnehmbarkeit oder Evidenz (ebd.: 48), wobei dies wiederum auf „Öffentlichkeit" als den Ort verweist, an dem diese zur Wirkung kommt, bzw. evident gemacht werden muss durch die „Fähigkeit des Publikums zu decodieren" (ebd.: 51). Informationskontrolle bedeutet dann das Management sozialer Informationen, von Zeichen, die soziale Identifizierung regulieren, und von dokumentierten (oder dokumentierbaren) Informationen, die persönliche Identifizierung ermöglichen.

Soziale Information schließlich, die „Ich-Identität" betrifft, handelt von dem Empfinden des sozialen Akteurs gegenüber den Zuschreibungen, die in Form von sozialen und persönlichen Identifikationen gemacht werden. „Ich-Identität" macht jenes Material, aus dem soziale und persönliche Identifikationen bestehen, zu einer „subjektiven und reflexiven Angelegenheit" (1963: 106)[75]. Die Konzeption der Ich-Identität ermöglicht Goffman die Untersuchung der „Ausrichtungen" sozialer Akteure bezüglich der zugeschriebenen Gruppenzugehörigkeit. Auch

75 St: 132 f.

Ich-Identität ist eine Frage der angemessenen Darstellung, die von „Professionellen“ in Ratgeberliteratur, Romanen und (Auto-)Biographien anempfohlen wird. Stigmatisierte sehen sich mit dem Widerspruch konfrontiert, aufgrund von allgemein anerkannten gesellschaftlichen Normen abgewertet zu sein, was sie aber sowohl sich selbst gegenüber als auch in sozialen Interaktionen herabspielen müssen. Die Funktionsweise von Normen, Vereinheitlichung herzustellen, beinhaltet auch die Anforderung an soziale Akteurinnen, eine mögliche Differenz zwischen „Identitäts-Standards“ und fehlender Entsprechung zu überspielen, wenn sie nicht überwunden werden kann. Dies führe zu „den Oszillationen von Identifikation und Assoziation, die das Individuum in bezug auf seine Mit-Stigmatisierten an den Tag legt“ (St: 133).[76] Ich-Identität wird demnach durch die empfohlenen oder abgeratenen Einstellungen stigmatisierter sozialer AkteurInnen zu den sozialen und persönlichen Identifikationen hergestellt.

Auf diese Weise wird in Form von Ich-Identität eine Gruppenausrichtung sozialer AkteurInnen hergestellt. Dies geschieht erstens in Bezug zu einer in-group, die als die „reale Gruppe“ gilt, zu der eine soziale Akteurin „naturgemäß“ gehört, so die allgemeine Vorstellung. Da es sich dabei auch um eine „Stellung […] in der Sozialstruktur“ handelt, wird so eine spezifische Stellung in einer hierarchisch strukturierten Ordnung zur „Natur“ der sozialen Akteurin (St: 140 ff.). Es ist demnach die Funktion von „Ich-Identität“, eine bestimmte Stellung in einer sozialen Ordnung zur „Natur“ von sozialen AkteurInnen zu machen.

„The individual’s real group, then, is the aggregate of persons who are likely to suffer the same deprivations as he suffers because of having the same stigma; his real ‚group‘, infact, is the category which can serve his discrediting. […] the *nature of an individual*, as he himself and we impute it to him, is generated by the *nature of his group affiliations*.“ (1963: 113; Hervorhebung I. J.)[77]

Auf einen wichtigen Aspekt wird in diesem Zusammenhang aufmerksam gemacht. Der Zusammenschluss mit „Seinesgleichen“ entsprechend einer bestimmten Kategorie bewirkt nicht die Begründung einer von dem Rest der gesellschaftlichen Zusammenhänge unabhängigen „Gruppe“ oder Gemeinschaft. Man ist auf die gleiche Sprache und Stil angewiesen, die im Rest der Gesellschaft Bedeutung hat, so dass eine Separierung paradoxerweise mit sich bringt, „den Normalen […] um so mehr

76 Goffman (1963: 106 f.).
77 St: 141.

kulturell gleich“ zu werden (St: 143).[78] Es ist ein Prozess zu beobachten, der dem Mechanismus der „sekundären Anpassung“ vergleichbar ist. Die Mitgliedschaft einer sozialen Akteurin zu einer sozialen Organisation wird hergestellt und gesichert, indem Verhaltensweisen, die nicht mit den Zielen und Prinzipien einer Organisation übereinstimmen, als anerkannte Abweichungen einbezogen werden. Entscheidend daran ist, dass auf diese Weise soziale AkteurInnen zu Mitgliedern einer sozialen Organisation gemacht werden, indem ihnen eine „Natur“ entsprechend von Personenkategorien zu eigen gemacht wird. D. h. mit der In-group-Ausrichtung, die Ich-Identität begründet, erfolgt eine Anpassung an eine gegebene soziale Ordnung und ihre Normen und Strukturen.

Neben der Ausrichtung auf eine als „Natur“ definierte „Eigengruppe“ erfolgt eine Ausrichtung auf den Rest der Gesellschaft (Out-group) in der Konstitution von Ich-Identität. Diese Anpassung, die in der Sprache geistiger Hygiene gründet, erfordert die Übernahme von „Standard-Ichs“ durch „harte Arbeit und beharrliches Selbsttraining“, so Goffman. Stigmatisierten kommt dabei die Aufgabe zu, ein „Modell“ der gewöhnlichen Anpassung zu liefern:

„[…] society can rely on those who are the least accepted as normal members, the least rewarded by the pleasures of easy social intercourse with others, to provide a statement, a clarification, and tribute to the inward being of everyman. The more the stigmatized individual deviates from the norm, the more wounderfully he may have to express possession of the standard subjective self if he is to convince the others that he possesses it, and the more they may demand that he provides them with a model of what an ordinary person is supposed to feel about himself.“ (1963: 116)[79]

„Gute Anpassung“ von Stigmatisierten stellt jene Normalität her, die die vollkommene Übernahme bestimmter Normen ausmacht, wodurch sie zur Selbstverständlichkeit werden. Sie werden als Form der Macht, die Hierarchieverhältnisse begründet zwischen jenen, die mit einer Norm übereinstimmen, und jenen, die von ihr abweichen, unsichtbar. Während dieser Prozess erste auf diese Weise „relativ unbedroht in ihrem Identitätsglauben“ macht, besteht für zweite die Anforderung „beharrlichen Selbsttrainings“. Diese Situation schafft für diejenigen, die von einer Norm abweichen, jenen Widerspruch oder double-bind, der u. a. von Fanon thematisiert wurde.

78 Goffman (1963: 114).
79 St: 145.

„The nature of ‚good adjustement' is now apparent. It requires that the stigmatized individual cheerfully and unself-consciously accepts himself as essentially the same as normals, while at the same time he voluntarily withholds from those situations in which normals would find it difficult to give lip service to their similar acceptance of him." (1963: 121)[80]

Der double-bind ist demnach ein Effekt der vollständigen Übernahme von allgemein anerkannten Normen und manifestiert sich in dem Widerspruch zwischen dem Selbstentwurf als „normal" und der Verweigerung dieser „Normalität" durrch andere. Auch an dieser Stelle lässt sich auf Eriksons Identitätstheorie und diejenigen, die in seinem Gefolge entstanden sind, erwidern, dass es nicht die fehlende oder unvollständige Übernahme bestimmter Normen ist, die sich in einer unvollständigen oder krisenhaften Identität anzeige, und die die Situation von denjenigen, die von einer bestimmten Norm abweichen, ausmacht. Es scheint vielmehr charakteristisch für eine Stellung in Bezug zu einer von einer bestimmten Norm hergestellten hierarchischen Struktur zu sein, die von einer Diskrepanz definiert ist, die nicht überwunden werden kann – handelt es sich doch um eine „Beschaffenheit", um eine spezifische „Kondition" aufgrund der Zuschreibung zu einer bestimmten Personenkategorie. Stigmatisierung bedeutet, diese Diskrepanz im Handeln unsichtbar zu machen, sie zu überspielen, den „Schein" zu produzieren, dass eine bestimmte Norm vollständig erfüllt werde.

„A *phantom acceptance* is thus allowed to provide the base for a *phantom normalicy*. So deeply, then, must he be caught up in the attitude to the self that is defined as normal in our society, so thoroughly must he be a part of this definition, that he can perform this self in a faultless manner to an edgy audience that is half-watching him in terms of another show." (1963: 122; Hervorhebung i. O.)[81]

Diese Beschreibung führt zurück zu den Anfängen dieses Kapitels, wo dargestellt wurde, wie soziale Organisationen Kategorien zur Verfügung stellen, nach denen soziale Akteure eingeteilt werden, während ihre Mitgliedschaft zu dieser Organisation hergestellt wird. Es wird ihnen eine „Natur" zugeschrieben entsprechend dieser Einteilung, die wiederum auf die „Natur" des „Menschen" im Allgemeinen verweist. Innerhalb dieser sozialen Organisationen findet die gegenseitige Überwachung der so Eingeteilten statt, die sich als Mechanismus zur Durchsetzung und Wahrung von gesellschaftlichen Normen herausstellt. Dabei handelt es

80 St: 150 f.
81 St: 152.

sich um eine hierarchische Differenz zwischen den institutionell verfügten Kategorien: sie sind durch fehlende soziale Mobilität gekennzeichnet und den unterschiedlichen Zugang zur Kontrolle über Information, was die Institution selbst betrifft sowie die Einteilung in Personenkategorien, die dort erfolgt. Vor dem Publikum in diesem gegenseitigen Überwachungsszenario gilt es, eine möglichst kohärente Darstellung des Selbst zu geben, d. h. die Darstellung einer möglichst umfassenden Übernahme und Verkörperung einer institutionell verfügten Definition des „Standard-Ichs". Dass diese Darstellung ständig gefährdet ist, liegt an der Grenze zwischen dem, was als akzeptabel, und dem, was als inakzeptabel anerkannt ist. Von Goffman wird dies als allgemein geteilter „Glauben" über „Identität" und davon unterschiedenes „Beschämendes" bezeichnet, was auf Normen verweist, die die Grenze definieren zwischen diskreditiert sein und diskreditierbar sein. Darin liegt die Leistung von gesellschaftlichen Normen: Eine Vereinheitlichung von sozialen AkteurInnen zu Diskreditierbaren, die mit den Diskreditierten das Wissen über die Grenze teilen, die die einen von den anderen scheidet. Ausschlaggebend aber ist, dass alle zu Diskreditierbaren gemacht werden, die sich gegenseitig dabei überwachen, wann diese Grenze überschritten wird. Daraus erklärt sich die Bedingung der Sichtbarkeit für konformes oder nonkonformes Verhalten.

Goffmans Identitätsbegriffe verweisen auf eine strukturelle Differenz bezüglich der Inkorporierung sozialer Normen. Konstitutiv für sie ist die Möglichkeit der Identifikation sozialer AkteurInnen in mehrerlei Hinsicht: die Identifikation entsprechend von institutionell produzierten Kategorien, die Möglichkeit der persönlichen Identifikation in Form von dokumentierter oder dokumentierbarer Information und schließlich die Identifikation entsprechend einer „Eigengruppe". In dieser Arbeit ist hervorgehoben worden, dass auch die Konzeption der „Ich-Identität" bei Goffman auf Identifikation und Identifizierbarkeit und nicht auf einen vorsozialen oder außersozialen Bereich verweist. Sie bedingt die Herstellung einer „Natur" der sozialen Akteurin durch die Ausrichtung an einer institutionell definierten „Eigengruppe" einerseits und durch die Ausrichtung an einem umfassenden, als „normal" definierten Selbst entsprechend allgemein anerkannten Normen andererseits. Es wird also deutlich, dass die Problematisierung von Identität einen Verhaltenskodex evoziert, der die angemessene Darstellung einer sozialen Akteurin entsprechend ihrer Zuschreibung zu einer bestimmten sozialen Kategorie oder zu dem „Menschen" im Allgemeinen betrifft. Es handelt sich um die Darstellung einer vollständigen Verkörperung einer bestimmten Definition des Selbst. Und schließlich geht es um die Darstellung einer vollständig erfüllten Norm, die auf diese Weise eingesetzt und aufrecht-

erhalten wird. Die Rede von Identität impliziert demnach immer Disziplinierung und strukturiert soziale AkteurInnen entsprechend des Grades der Erfüllung von als allgemein anerkannten sozialen Normen.

Es wurde die These aufgestellt, dass Goffman die sozialtheoretische Analyse von Normalisierung ermöglicht. Dazu gehört die Reproduktion von gesellschaftlichen Normen durch die Unterwerfung sozialer Akteurinnen und Akteure unter ihre Anforderungen, indem sie entsprechend des Grades ihrer Erfüllung in ein hierarchisch strukturiertes Verhältnis gebracht sind. Durch die Identifizierung sozialer AkteurInnen gemäß institutionell definierter Personenkategorien werden ihnen diese zur „Natur" oder zum „Wesen" gemacht. Goffmans Theorie der Performativität stellt heraus, dass die Differenz von „wahr"/„unwahr", „echt"/„falsch" etc. zwar die Darstellung in der sozialen Interaktion strukturiert. Während es gilt, einen kohärenten Eindruck in der Darstellung herzustellen, ist Mehrdeutigkeit jedoch eine Bedingung der glaubhaften Darstellung. Die Differenz von „wahr"/„unwahr" wird so konterkariert und zum Effekt der Darstellung selbst. „Wahrheit" oder „Echtheit" der Person oder deren Absichten ist demnach nicht eine Voraussetzung für soziales Handeln, sondern gehört zu den Mechanismen der Darstellung, durch die soziales Handeln bedingt wird. Goffman versucht dabei, sowohl die Disziplinierung sozialer AkteurInnen begrifflich zu fassen als auch einen Determinismus der institutionellen Identifizierung unterminieren. Diese Bedingungen gilt es als Effekt von Disziplinierung zu untersuchen und nicht ein Subjekt der Befreiung, ein „autonomes Subjekt", ein „einheitliches Subjekt" hinter der Darstellung zu postulieren

.

8. Resümee

Das Anliegen dieser Untersuchung ist die Rekonstruktion der Rede von Identität in den historischen Bedingungen ihrer Hervorbringung. Die Explosion des Gebrauchs des Identitätsbegriffs, die mehrere Autoren spätestens seit den 1990er Jahren beobachtet haben, wird so als Effekt eines Diskurses gewertet, den es in seiner Entstehung zu untersucht gilt. Die Auffassung, die „Frage der Identität" sei ganz allgemein typisch für die Moderne oder darüber hinaus für die *conditio humana*, wird hier angezweifelt. Stattdessen ist das Vorhaben dieser Arbeit, ihr Aufkommen als historisch spezifische Erscheinung zu analysieren. Ein Ergebnis dieser Untersuchung ist, dass sie als „Frage der Identität" seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst in den USA formuliert wird. Die Rede von Identität stellt dabei eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung dar.

Die diskursanalytische Untersuchung der Rede von Identität basiert auf Foucaults Archäologie, indem Unterschiede in der Formierung dieses Diskurses im Sinne von „Schwellen des Wissens" untersucht wurden. Es ging mir dabei u. a. darum, die Möglichkeiten der Diskursanalyse für die wissenschaftshistorische Untersuchung umzusetzen. Sozialtheoretische Texte von George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman wurden in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen in den USA, den Dekolonisationen und der Formierung sozialer Bewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg analysiert. Diese Untersuchung ist als Wissenschaftskritik entworfen, die sich in zweierlei Hinsicht auf postkoloniale, queer und feministische Theoriebildung stützt. *Erstens* habe ich die Kritik aufgegriffen, die sich auf den Entwurf des „Menschen" und der „Moderne" bezieht und deren Anspruch auf Allgemeingültigkeit hinterfragt, indem aufgezeigt wird, wie diese Begriffe durch Geschlechter- und Rassenkonstruktionen struk-

turiert werden. Gegensätze, die in feministischen, postkolonialen und queer Ansätzen problematisiert werden, sind in dieser Untersuchung auf die sozialtheoretischen Thematisierungen von Identität und des Selbst angewendet worden: Sie wurden daraufhin befragt, inwiefern Gegensätze von zivilisiert/primitiv, modern/barbarisch, fortschrittlich/rückständig, männlich/weiblich, hetero/ homo, Weiß/nicht-Weiß sie organisieren. Diese Kritik, die bereits seit der Entstehung sozialer Bewegungen vorgebracht wurde, hat vor allem durch die Entstehung von Frauen- und Geschlechterforschung, von Migrations- und Rassismusforschung Eingang in soziale Theoriebildung gefunden und begründete die Prägung neuer analytischer Kategorien zur Untersuchung sozialer Verhältnisse hinsichtlich von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen sowie Ethnisierungsprozessen.

Mit postkolonialen und queer Ansätzen wurde darüber hinaus im Anschluss an poststrukturalistische Philosophie Bedeutungsproduktion und Subjektbildung im Sinne von Subjektivierung und Identifikation gedeutet und sowohl dominante Diskurse als auch soziale Bewegungsdiskurse daraufhin kritisch hinterfragt. *Zweitens* habe ich diese Problematisierungen im Sinne einer Kritik an Normalisierung in dieser Untersuchung auf die sozialwissenschaftlichen Thematisierungen von Identität und des Selbst bezogen.

Queer und postkoloniale Kritik wird inzwischen oft auf ein konstruktivistisches Argument verkürzt, das in einen Gegensatz zu „essentialistischen" Identitätskonzeptionen gebracht wird. Ich habe in dieser Arbeit eine weitere Dimension der Identitätskritik in den Mittelpunkt gestellt, der zufolge Identitätspolitik auch als Unterwerfung unter ein Regime, das die Selbstdisziplinierung sozialer AkteurInnen erfordert, hinterfragt wird. Im Anschluss an Foucaults Analyse moderner Machtmechanismen ist Identitätspolitik im Sinne von Technologien des Selbst in die Kritik geraten. Als solche machen sie die Erforschung der Wahrheit des Selbst zum Erfordernis einer instrumentellen Vernunft, die wiederum in Religion, Gesetz, Medizin und, neuerdings, den Bedingungen neoliberaler Ökonomie begründet wird. Dass die Rede von Identität als Konstruktivismus *und* als Essentialismus funktioniert, macht deutlich, dass sie in den Dienst verschiedener Rationalismen genommen werden kann: von separatistischem Nationalismus ebenso wie von neoliberaler Ökonomie, von traditionalistischem Sexismus wie vom medizinischen und lebenswissenschaftlichen Zugriff auf die Formbarkeit des Geschlechts.

Wie eingangs dargestellt wurde, erfolgt die Verbreitung des Gebrauchs des Konzepts Identität in den Sozialwissenschaften mit der Begründung, es werde ein konstruktivistischer Identitätsbegriff verwen-

det. Es war eine Zielsetzung dieser Arbeit, queer und postkoloniale Identitätskritik sozialer Theoriebildung zugänglich zu machen, die nicht in der Reproduktion eines Gegensatzes von Konstruktivismus/Essentialismus stecken bleibt. Identitätskritik, die die Rede von Identität als Effekt von Normalisierung hinterfragt statt sie als Ausdruck eines inneren Kerns zu begreifen – unabhängig davon, ob dieser in der Biologie, in der sozialen Gruppe oder im Gegenteil in der Autonomie der oder des Einzelnen ausgemacht wird – erfordert eine Veränderung der Fragestellung. Die Konsequenz daraus ist nicht die Verbesserung des Identitätskonzepts, die Rationalisierung der analytischen Instrumente zur Untersuchung sozialer Phänomene. Als problematisch stellt sich vor dem Hintergrund von queer und postkolonialer Identitätskritik vielmehr das Gebot der Selbstbefragung und des Selbstentwurfs heraus, das sozialen AkteurInnen unter einem Regime der Normalisierung auferlegt wird, um sie an einer instrumentellen Vernunft auszurichten. Für soziale Theoriebildung folgt aus dieser Analyse die Hypothese, dass auch die sozialwissenschaftliche Rede von Identität zur Reproduktion dieser Norm der Selbstbefragung und des Selbstentwurfs beiträgt, indem sie sie als wissenschaftlich begründet hervorbringt.

8.1 Schwellen des sozialwissenschaftlichen Identitätsdiskurses

Diese Veränderung der Fragestellung entreißt „die Frage der Identität" dem Bereich des Selbstverständlichen und hat zur Konsequenz, dass die Hervorbringung eines Diskurses Objekt der Untersuchung ist. Ich habe ihn in dieser Studie als sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt" analysiert. Problematisiert wurde in unterschiedlicher Weise die Abhängigkeit sozialer AkteurInnen und Akteure von anderen sozialen Akteuren und von gesellschaftlicher Ordnung und Wertesystemen. Dabei interessiert mich, welche historischen Bedingungen die „Frage der Identität" akzeptabel oder sogar zwingend machen. Unter welchen Voraussetzungen und auf welche Art und Weise wird sie als eine „Notwendigkeit" hervorgebracht? Die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen sowie die nachfolgenden wissenschaftshistorischen Veränderungen stellten sich dabei als zentral heraus. Topos der analysierten Problematisierungsweisen ist das „autonome Subjekt" und der Modus seiner Herstellung war Inhalt dieser Untersuchung.

Schwelle der Wissenschaftlichkeit

Eine These dieser Untersuchung ist, dass mit dem Entwurf von Identitätsmodellen im Zusammenhang mit der Herausbildung wissenschaftlicher Felder und der Definition von Personenkategorien die *Schwelle der Wissenschaftlichkeit* des hier rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" erreicht wird. Ein Ergebnis der vorangehenden Analyse ist, dass die Hervorbringung der „Frage der Identität" im Sinne einer „Notwendigkeit" in den 1950er Jahren erfolgt. Zu diesem Zeitpunkt entsteht Erik H. Eriksons Identitätstheorie im Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Feld der „national-character studies". Die Identitätsmodelle, die auch heute unserem Verständnis von Identität zugrunde liegen, die Modelle personaler und kollektiver Identität sowie das Modell der Identitätsentwicklung, werden von Erikson in Zusammenhang mit dem Begriff des „Nationalcharakters" entwickelt. In den 1950er Jahren fanden sexualwissenschaftliche Untersuchungen an Hermaphroditen am John Hopkins Hospital in Baltimore statt und der Begriff „gender role" wurde geprägt. Auch die „Jugend" als Kategorie wurde in diesem Zeitraum in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen in einem Spezialdiskurs und darüber hinaus im Interdiskurs hervorgebracht. Schließlich wurde ein Bezug zu James Baldwins Texten hergestellt, der den Begriff Identität zu diesem Zeitpunkt im Sinne von nationaler Identität aufgegriffen hatte, um die rassistisch segregierte Gesellschaft in den Vereinigten Staaten in Frage zu stellen und die Bedeutung von Rassenkonstruktionen in der US-amerikanischen Geschichte zu problematisieren.

Der Begriff der Identität wird demnach *erstens* im Zusammenhang mit der Prägung von Personenkategorien als wissenschaftlichen Begriffen mit der Entstehung wissenschaftlicher Felder konzipiert. Als eine Bedingung für die Problematisierung von Identität wurde Interdisziplinarität ausgemacht, zu einem Zeitpunkt, als die disziplinären Grenzen nach der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen wieder durchlässiger wurden. *Zweitens* wird der Identitätsbegriff zunächst im Zuge der Formierung der Bürgerrechtsbewegung und später mit der Entstehung anderer sozialer Bewegungen in den Vereinigten Staaten hervorgebracht. Eine weitere Bedingung wurde somit in der Bedeutungsentfaltung über die wissenschaftliche Problematisierung hinaus, nämlich in sozialen Bewegungen, analysiert. Diskursanalytisch gesprochen, erfolgt die Hervorbringung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit in Spezialdiskursen (den verschiedenen wissenschaftlichen Feldern) und in sozialen Bewegungsdiskursen, die zur Formierung des Interdiskurses beitragen.

Der Entwurf von Identitätsmodellen und von Personenkategorien betreffenden Modellen wie „gender role“ und „national character“ wurde durch die Debatte um die Differenz von „nature“ und „nurture“ organisiert. Entstanden im Zusammenhang mit diesen Konzepten, steht der Identitätsbegriff für einen Wechsel von „Vererbungslehren“ zu Theorien, in denen Unterschiede des Geschlechts und der Nation als erlernte thematisiert wurden. Dieser Wechsel stand seinerzeit für die Möglichkeit einer „wissenschaftlichen“ Untersuchung von Persönlichkeit, Charakter, Rolle und Identität, im Unterschied zu stereotypen Annahmen. Die vorangehende Analyse zeigt allerdings, dass mit dem Entwurf von Identitätsmodellen die Herstellung gesellschaftlich vorherrschender Normen als wissenschaftlich begründeten und begründbaren Normen stattfand. Im Modell der Identitätsentwicklung wurden allgemein anerkannte Normen zum normativen Entwicklungsziel von bestimmten kognitiven „Entwicklungsstufen“. Auf diese Weise wurden vorherrschende Normen zum Erfordernis der Natur selbst, indem sie als allgemeine Bedingung eines bestimmten Lebensalters bzw. des Wachstums hervorgebracht wurden. Ähnlich verhält es sich mit den Modellen, die sich auf Personenkategorien beziehen. Mit der Untersuchung von Geschlechtsrollen, Nationalcharakteren und der Jugend wurden gleichermaßen Normen über ihre Beschaffenheit (re-)produziert. Die Untersuchung darüber, was typisch für die Entwickung der Frau war, ermöglichte auch die Problematisierung dessen, was sie zu sein hatte; ebenso wie die Untersuchungen darüber, was den amerikanischen Nationalcharakter ausmachte, was typisch für die Jugend war etc. Mit anderen Worten, mit der Konzeption von Identitätsmodellen und Personenkategorien wurden allgemein anerkannte Normen (re-)produziert. Die These ist, dass mit der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ die Verknüpfung gesellschaftlicher Normen mit Wissenschaftlichkeit erfolgt, während sie an „Natur“ rückgebunden werden. Als problematisch stellt sich somit die Anforderung an soziale AkteurInnen heraus, sich entsprechend dieser Personenkategorien eine „Natur“ zu entwerfen – unabhängig davon, ob diese im Verhalten oder in der Biologie ausgemacht wird. In der Rede von Identität erfolgt die Unterwerfung sozialer Akteurinnen und Akteure unter allgemein anerkannte Normen, indem sie es sich zur Natur machen, diese zu verkörpern. Die Rede von Identität stellt insofern eine *Problematisierungsweise sozialer Ordnung* dar, als sie zur Reproduktion vorherrschender gesellschaftlicher Normen beiträgt. Zudem wird eine neue Norm installiert, die die Identitätssuche normativ macht, indem sie als wissenschaftlich begründet hervorgebracht wird.

Der Entwurf von Identitätsmodellen erfolgt im Zusammenhang mit der Definition sozialer AkteurInnen im Sinne von Personenkategorien, ihrer Zusammenfassung zu einer „sozialen Gruppe". Mit der Entstehung eines wissenschaftlichen Feldes zu ihrer Untersuchung wurden beispielsweise Menschen eines bestimmten Alters zur „Jugend" zusammengefasst, d. h. als soziale Gruppe definiert. Ich habe argumentiert, dass die Definition von Personenkategorien und dementsprechend von sozialen Gruppen, auch durch die Aufteilung der Welt in Nationen und Unternationen oder Minderheiten im globalen Maßstab ermöglicht und bedingt wurde. Wie oben dargestellt, erreichte dieser Prozess, der von Noiriel als „Nationalisierung des Sozialen" beschrieben wurde, seit dem Ersten Weltkrieg eine neue Qualität und äußerte sich zum Beispiel in der Institutionalisierung des Passes als Dokument, durch die die nationalstaatliche Registrierung der Einzelnen zwingend wurde. Am Ende des Zweiten Weltkriegs hatten sich, Noiriel zufolge, „Nation" bzw. „nationale Herkunft" als Unterscheidungsmerkmale durchgesetzt und erlangten mit der Schaffung internationaler Organisationen wie dem Völkerbund und der UNO weltweit Bedeutung.

Ich habe die These aufgestellt, dass die *diskurstragenden Kategorien*, die als semantische Komplexe einen Diskurs organisieren, auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" u. a. in der Entstehung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung sozialer AkteurInnen als sozialer Gruppe begründet wurden. Die diskurstragenden Kategorien „Geschlecht", „Entwicklung", „Normen" und „Einheit" wurden in die Form von Identitätsmodellen und Personenkategorien gebracht. „Entwicklung" organisiert als semantischer Komplex folgendermaßen den hier rekonstruierten Diskurs auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit. Die „Jugend" wurde in einem spezifischen wissenschaftlichen Feld von sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, „national-character studies" und in Eriksons Identitätstheorie diskursiv hervorgebracht. Im Modell der Identitätsentwicklung wird sie als Stufe der Adoleszenz zentral für die Identitätsentwicklung. Darüber hinaus wird sie in staatlich eingesetzten Ausschüssen zum Gegenstand der Untersuchung. Auch in populärwissenschaftlichen Texten, in Filmen und Belletristik wird die „Jugend" sowohl als Bedrohung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung als auch als Repräsentantin der zukünftigen gesellschaftlichen Ordnung diskursiv hervorgebracht. Mit der Problematisierung der „Jugend" erfolgt eine Verschiebung von der Figur des Vaters als Instanz, die symbolische Ordnung repräsentiert, hin zur nachfolgenden Generation: in den „national-character studies" wird sie als „third generation" gleichsam repräsentativ für den amerikanischen Nationalcharakter und in Eriksons Identitäts-

theorie wird sie als „Adoleszenz“ zur entscheidenden Entwicklungsstufe der Identitätsentwicklung.

Die diskurstragende Kategorie „Geschlecht“ wird auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit in einem spezifischen wissenschaftlichen Feld aus sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen, in Eriksons Identitätstheorie in Form von Entwicklungszielen im Modell der Identitätsentwicklung sowie in anderen wissenschaftlichen wie nicht-wissenschaftlichen Problematisierungsweisen der Rolle der Frau diskursiv hervorgebracht. Die diskurstragenden Kategorien Entwickung und Geschlecht organisieren auch in sozialen Bewegungen die Rede von Identität. Sie stellen Einsätze für die Kritik an vorherrschenden Normen dar. So wird im Kontext der Bürgerrechtsbewegung, des Black Power Movements und im Zuge der Dekolonisation z. B. von Fanon die Begründung des Rassismus als Herrschaftsverhältnis in einem Entwicklungsunterschied zurückgewiesen. Von manchen Autoren wird mit der Umkehrung der Konzeption von Entwicklung eine andere Geschichtsschreibung entworfen, etwa indem mit der Umkehrung der Zuschreibungen „fortschrittlich“ und „rückständig“ Kritik an angeblich fortschrittlichen westlichen Industrienationen formuliert wird. Von feministischen Autorinnen werden in der Rede von Identität Geschlechterverhältnisse problematisiert, wodurch vorherrschende Normen über die Frauenrolle, die Reduktion auf einen Objektstatus und auf generative Aufgaben in Frage gestellt werden.

Folgendermaßen organisiert die diskurstragende Kategorie „Normen“ auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Rede von Identität. Meine These ist, dass die Rede von Identität eine Problematisierungsweise sozialer Ordnung darstellt. Eine Schlussfolgerung dieser Studie lautet, dass die Rede von Identität in sozialen Bewegungen die Kritik an legitimen Normen ermöglichte und allgemein Normen in ihrer Machtförmigkeit herausgestellt und hinterfragt wurden. Im Unterschied dazu wurde in Spezialdiskursen die Notwendigkeit in den Vordergrund gestellt, die bestehende soziale Ordnung zu reproduzieren. *Einerseits* ist in der Rede von Identität in sozialen Bewegungen ein Anspruch auf die symbolische Ordnung vorgebracht worden in Form von Selbstdefinitionen, die gegen Fremddefinitionen gesetzt wurden, sowie in Form von Werten und Normen, die der herrschenden Ordnung entgegen gestellt wurden. Allerdings ist die Grenze zwischen wissenschaftlichen und Bewegungsdiskursen nicht eindeutig zu ziehen. Dass der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ in Spezialdiskursen wie im Interdiskurs produziert wurde, war als eine der Bedingungen für die Vervielfältigung und Verbreitung der Rede von Identität ausgemacht worden. Auch in sozialen Bewegungsdiskursen wurden Spezialdiskurse

hervorgebracht, etwa durch Oakleys Text oder mit der Anthologie, die von Ladner herausgegeben wurde. Es liegt allerdings nicht (nur) an dem Beitrag sozialer Bewegungsdiskurse an Spezialdiskursen, dass *andererseits* auch in sozialen Bewegungen eine Vervielfältigung von Normen erfolgte. Vielmehr wird in dieser Arbeit die These vertreten, dass die Rede von Identität allgemein zur Normalisierung beiträgt: d. h. den Selbstentwurf von sozialen AkteurInnen durch die Verkörperung gesellschaftlicher Normen zur Anforderung instrumenteller Vernunft machen. Auch in sozialen Bewegungen wird zur Reproduktion bestehender Normen und zur Hervorbringung neuer Normen beigetragen, nicht zuletzt zu jener Norm, die die „Frage der Identität" zur wissenschaftlich oder nunmehr politisch begründeten Notwendigkeit macht. In den Spezialdiskursen wurde die Aussage, „die Frage der Identität ist unausweichlich" wissenschaftlich begründet, und wissenschaftliche Standards für die Ausrichtung sozialer Akteure und Akteurinnen in ihren Selbstbefragungen definiert. Dabei handelte es sich in der Regel um gesellschaftlich vorherrschende Normen bzw. es wurde zum Gegenstand der Auseinandersetzung, welche Normen als legitime zu gelten haben. In den sozialen Bewegungsdiskursen, die Interdiskurs wie Spezialdiskurse hervorbrachten, wurde die Selbstbefragung und Ausrichtung an vorherrschenden wie im Namen der sozialen Gruppe neu definierten Normen, ebenfalls diskursiviert. Als Phänomen des Normalismus wurden diese Auseinandersetzungen über Normen und Werte analysiert, da diese Selbstbefragungen im Sinne einer Ausrichtung an wissenschaftlich begründeten Standards erfolgte.

Die diskurstragende Kategorie „Einheit" strukturierte in verschiedenen wissenschaftlichen Feldern den sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt". Die Problematisierung sozialer Ordnung in der Rede von Identität wurde oft im Sinne einer fehlenden Einheit der Gesellschaft, als aktuelle Krise und Entfremdung thematisiert, die auch für soziale AkteurInnen festgestellt wurde: in der Beobachtung einer unvollständigen Identitätsentwicklung oder Identitätskrise. Im Zusammenhang der „national-character studies" wurde die nationale Einheit problematisiert sowie die Eindeutigkeit der Unterscheidbarkeit von Nationalcharakteren. Im sexualwissenschaftlichen Feld sowie in Eriksons Identitätstheorie wurde die Eindeutigkeit geschlechtlicher Identifizierung als Folge von gelungener Identitätsentwicklung bzw. einer „Kerngeschlechtsidentität" definiert. Der Begriff von Identität steht allgemein für die Einheit von verschiedenen Identitäten: bei Erikson ist das als Synthese von Gruppenidentität und Ich-Identität in der Ich-Identität in Form einer Zielsetzung der Identitätsentwickung konzipiert. In sozialen Bewegungsdiskursen organisierte die diskurstragende Kate-

gorie Einheit insofern die Rede von Identität, als sie die Kritik an der sexistisch und rassistisch segregierten Gesellschaft als fehlende nationale Einheit bedingte. Darüber hinaus wurde die Einheit der Einzelnen mit ihrer sozialen Gruppe als Folge von Identitätsentwicklung gewertet. Kollektive Identität wurde als Voraussetzung der Existenz sozialer AkteurInnen entworfen. Auf diese Weise organisiert die diskurstragende Kategorie Einheit sowohl in sozialen Bewegungen als auch in Spezialdiskursen außerhalb von sozialen Bewegungen die Rede von Identität. Dabei wird in sozialen Bewegungsdiskursen die Einheit mit der sozialen Gruppe in der Rede von Identität als Kritik an der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung vorgebracht, indem sie als „eigene Identität" oder „eigene Persönlichkeit" gegen die Vereinnahmung durch die Mehrheitsgesellschaft gesetzt wird. Die Behauptung von Identität im Sinne einer Einheit mit der sozialen Gruppe funktioniert allerdings nach der selben Logik, nach der eine Einheit von Einzelnen mit der Mehrheitsgesellschaft, im Sinne der national definierten Gesellschaft bestimmt wird: kollektive Identität wird zur Voraussetzung von personaler Identität bzw. von sozialer Existenz. Einen kollektiven Zusammenhang der sozialen Gruppe wie der Nation der Existenz sozialer Akteurinnen und Akteure vorauszusetzen, ist mit Wagner als Form der Konventionalisierung analysiert worden, die „von oben" wie „von unten" erfolgt, und zu den sozialen Praktiken der organisierten Moderne zählt.[1] Konventionalisierung zeitigt Naturalisierungseffekte, d. h. die Zuschreibung zu einer sozialen Gruppe wird von den sozialen AkteurInnen selbst im Sinne einer „Natur" wahrgenommen. Insofern hat die Rede von Identität in Spezialdiskursen wie in sozialen Bewegungsdiskursen Naturalisierungseffekte, die u. a. in der diskurstragenden Kategorie Einheit organisiert wird. In der Rede von Identität wird die Einheit von sozialer Akteurin wie sozialem Akteur mit einem kollektiven Zusammenhang als „Natur" entworfen. Schließlich kann auch der Entwurf von sozialen Gruppen als Einheiten einer größeren Einheit im Sinne von Normalisierung analysiert werden, insofern die Definition der „Natur" einer sozialen Gruppe diese kontrollierbar macht und letztlich integrierbar in ein größeres Ganzes.

1 Auch an dieser Stelle wird jedoch die Unterscheidung in Spezialdiskurs und sozialer Bewegungsdiskurs nicht eindeutig aufrecht erhalten werden können. Was von Wagner als Konventionalisierung „von oben" definiert wird, die Kategorisierung sozialer Phänomene in den Sozialwissenschaften, würde einen Spezialdiskurs kennzeichnen. Als solcher wird er aber nicht, bzw. nicht ausschließlich, im Gegensatz zu dem sozialen Bewegungsdiskurs und den Konventionalisierungsbemühungen von „unten" gebildet, sondern auch als Teil davon.

Ich habe die These aufgestellt, dass mit dem Entwurf von Identitätsmodellen auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Transformation sozialer Ungleichheit in einen Unterschied der Identitätsentwicklung bedingt wird. Soziale Ungleichheit wird nicht mehr im Sinne von Ein- und Ausschluss thematisiert, sondern als integrierte Differenzen von Entwicklung. Auf diese Weise erfolgt die Hervorbringung vertikaler Machtunterschiede als horizontale Differenzen. Die Definition des „autonomen Subjekts" wird dabei in der Unabhängigkeit von gesellschaftlicher Normierung begründet, ein Punkt, der weiter unten noch mal aufgegriffen wird.

Ich habe die Schwelle der Wissenschaftlichkeit an den Anfang dieses Resümees gestellt, da sie für die Formierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" zentral ist. Es werden Bedeutungen produziert, die nach wie vor die Rede von Identität organisieren. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt" auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit erstens durch die Hervorbringung in bestimmten wissenschaftlichen Feldern und die Prägung von Identitätsmodellen und Personenkategorien auf einen wissenschafltichen Begriff gebracht wird. Zweitens werden in der Rede von Identität immer auch andere Bedeutungen aufgerufen, die über die wissenschaftliche Thematisierung hinaus reichen und auf die Existenz zielen, bzw. auf Religion und Metaphysik abheben, im Sinne eines Gebiets über die unmittelbare Wahrnehmung hinaus. Dies ist zum einen darin begründet, dass die Rede von Identität auch außerhalb von Spezialdiskursen begründet wird. Dazu gehört die Konstruktion umfassender kollektiver Zusammenhänge wie der Nation und der sozialen Gruppe sowie die Rede von Identität z. B. in sozialen Bewegungen, die als Anspruch auf den Status des Menschen formuliert wird. In der vorliegenden Untersuchung werden diese Problematisierungsweisen als Naturalisierungseffekte analysiert, wodurch sie im Sinne einer Ursprungserzählung funktionieren. Zum anderen trägt etwa Eriksons Beschreibung von Identität als „Vitales", „Dunkles", das nicht fassbar sei, dazu bei, dass dieser Begriff in einen Bereich des Metaphysischen verschoben wird.

Schwelle der Epistemologisierung

Als kennzeichnend für die Schwelle der Epistemologisierung des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" wurde die Konzeption einer Theorie des Selbst und des Bewusstseins durch soziale Kontrolle in Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen Ende des 19. Jahrhunderts in den USA ausgemacht. Beispielhaft an George H. Meads Arbeiten wurde eine

Theorie über das Bewusstsein durch soziale Kontrolle analysiert. Sie entstand im Zusammenhang mit Ansätzen wie Pragmatismus und Behaviorismus, in denen gleichsam Überlegungen über die Beziehung von Bewusstsein und Verhalten durch soziale Kontrolle angestellt wurden. Die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen an der Universität von Chicago erfolgte auch im Hinblick auf die sogenannte ‚soziale Frage', für die die Sozialwissenschaften Analysen und ‚Antworten' liefern sollten. Die Theorie des Bewusstseins, die Mead im Zuge dessen entwickelte, wird in dieser Untersuchung als Analyse der damals aktuellen sozialpolitischen Situation im Sinne von fehlender sozialer Kontrolle gedeutet. Bei der Differenzierung der Disziplinen ging es Mead auch um die Definition einer „modernen Psychologie" etwa durch die Begründung einer Theorie über das Bewusstseins durch soziale Kontrolle sowie durch eine nomothetische Fundierung in der Biologie, in Abgrenzung zur Begründung sozialwissenschaftlicher Disziplinen in der Physik. Die Theorie des Selbst wurde auch in Abgrenzung zu „metaphysischen" Theorien entworfen. Dabei werden mit dem Entwurf einer Theorie des Bewusstseins durch soziale Kontrolle als Beitrag zu einem Spezialdiskurs auch jene Differenzen hervorgebracht, die die Begründung des ‚freien' Staatsbürgers im Recht wie im Interdiskurs durch seine Unterscheidung von Frauen, Afroamerikanern und anderen, die aus verschiedenen Gründen von den Rechten des Staatsbürgers ausgenommen sind, bedingen. Die Theorie des Selbstbewusstseins stützt sich auf die Unterscheidung von Frauen und so genannten „Primitiven", die, unfähig zur Verinnerlichung des verallgemeinerten Anderen als Ganzem und damit letztlich zu sozialem Handeln, auf einem evolutionstheoretischen Kontinuum die Differenz zwischen Mensch und Tier als Grenzfall des Menschseins markieren. Als kennzeichnend für die Schwelle der Epistemologisierung wurde die Hervorbringung sozialer Ungleichheit durch Ausschluss ausgemacht, indem das „autonome Subjekt" in der Differenz von Mensch und Tier begründet wird.

Es wurde die These aufgestellt, dass außerdem eine *Schwelle der Positivität* des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" für den Zeitraum der ersten 80 Jahre des 19. Jahrhunderts in den USA beschrieben werden kann. Es lässt sich die beginnende Kollektivbildung politischer Formen (Nationalstaat), ökonomischer Formen (Kapitalismus), gesellschaftlicher Formen (Klassenbildung) und wissenschaftlicher Formen (Sozialwissenschaften) ausmachen, ohne dass eine Organisierung etwa der Arbeiter, die Etablierung des Nationalstaats bzw. die Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen wie sie seit dem „Zeitalter des Imperialismus" in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts stattfand,

erreicht wurde. Die These ist, dass die Schwelle der Epistemologisierung mit der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen und dem Entwurf von Theorien zur Untersuchung der sogenannten ‚sozialen Frage' einhergeht. Die Schwelle der Wissenschaftlichkeit kennzeichnet im Vergleich dazu der Entwurf von Identitätsmodellen im Zuge der Formierung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung des „Menschen" entsprechend von Personenkategorien. Die Identitätsmodelle und Personenkategorien sind durch Operationalisierbarkeit für die (sozial-)wissenschaftliche Untersuchung charakterisiert. Als solche wurden sie normgebend in den Sozialwissenschaften im Unterschied zu den Modellen auf der Schwelle der Epistemologisierung – etwa der metaphorischen Entwicklungsleiter vom Insekt bis zum Menschen.

Schwelle der Formalisierung

Als konstitutiv für eine Schwelle der Formalisierung des rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt" gilt, dass gesellschaftliche Verhältnisse und Beziehungen zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden, im Unterschied zu Substanzen. Diese Verschiebung in der Problemstellung wurde anhand der Arbeiten Goffmans analysiert. Die Rückbindung gesellschaftlicher Verhältnisse an die „Natur" ist nicht mehr akzeptabel, unabhängig davon, ob diese in der Biologie, im Verhalten oder in der sozialen Gruppe begründet wird. Dies markiert eine Verschiebung in Bezug zu den Identitätstheorien, wissenschaftlichen wie nicht-wissenschaftlichen, deren Entwurf als kennzeichnend für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit analysiert wurde. Goffmans soziale Theorie der Darstellung wurde als Indiz für diese Verschiebung der Problematisierungsweisen gewertet. Eine These dieser Arbeit ist, dass auch mit manchen queer-theoretischen und postkolonialen Ansätzen diese Veränderung vollzogen wird. Abschließend werde ich sie in Zusammenhang mit Goffmans Theorie diskutieren.

Auf diese Weise erfolgt eine Verschiebung von der Darstellerin und dem Darsteller zur *Darstellung* als Gegenstand der Untersuchung. Goffmans Beharren auf der Interaktion als eigenständigem sozialem System kann u. a. darauf zurückgeführt werden, der Darstellung als Schauplatz der (Re-)Produktion sozialer Verhältnisse, als Untersuchungsgegenstand von genuin sozialtheoretischem Interesse, Geltung zu verschaffen. Die Darstellerin ‚hinter' der Darstellung rückt dadurch als Objekt der Untersuchung in den Hintergrund, sie wird in die Form der Person-Rolle-Formel gebracht. Als situationsdefiniertes Verhältnis erlaubt es Rückschlüsse darauf, welche Darstellungen in einer bestimmten Situation legitim sind, welche Diskrepanz zwischen Person und Rolle als angemessen gilt: so wird die Analyse von historisch spezifischen

Normen, die den Ablauf einer Interaktion regeln, ermöglicht. Die „Person“ als unmittelbar zugänglicher Untersuchungsgegenstand ist nicht mehr begründbar. Auch das Bewusstsein als Objekt sozialwissenschaftlicher Untersuchung verliert an Bedeutung, insofern die Fragestellung sich nicht auf das Ausmaß an Verinnerlichung bestimmter Normen und Wertvorstellungen bezieht, die auf der Schwelle der Epistemologisierung über Ein- und Ausschluss in einen kollektiven Zusammenhang und auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit über die Stellung innerhalb eines kollektiven Zusammenhangs Aufschluss geben soll. Zum Untersuchungsgegenstand werden die dramaturgischen Bedingungen einer Darstellung. Diesbezüglich postuliert Goffman, dass zwar eine kohärente Darstellung erwartet wird, gleichzeitig die Mehrdeutigkeit einer Darstellung Bedingung ihrer Glaubwürdigkeit ist.

Diese Verschiebung in den Problematisierungweisen ist auch für Butlers Theorie der Performativität des Geschlechts bestimmend, die als einer der queer-theoretischen Ansätze dieser Untersuchung zugrunde gelegt wurde. Auch dort verrückt sich das Interesse der Untersuchung vom Täter hinter der Tat auf die Tat selbst. Butlers These, dass das Geschlecht performativ hervorgebracht werde, kehrt das „Ausdrucksmodell“ um.[2] Demnach werde der „Effekt eines inneren Kerns oder einer inneren Substanz“ durch „Akte, Gesten und Begehren“ hergestellt. Die „Illusion eines inneren Organisationskerns“ des Geschlechts sei diskursiv bedingt, ein Effekt von „politischen Regulierungen und Disziplinierungsverfahren“ (Butler 1991 [1990]: 200 f.). Darin ist diese Theorie Goffmans Theorie vergleichbar. Allerdings geht sie darüber hinaus, insofern Butler zufolge auch die Materialität des Körpers die Wirkung regulierender Normen ist (ebd.: 206). Durch deren Wiederholung, bzw. durch eine „rituelle Praxis“, werde der geschlechtliche Körper produziert und naturalisiert (Butler 1995 [1993]: 31 ff.). Sowohl für Butlers als auch für Goffmans Theorie der Performativität ist die Möglichkeit der Destabilisierung der Darstellung konstitutiv. Damit erfolgt eine Verschiebung der Problemstellung von der Unterscheidung einer Darstellung in wahr/falsch hin zu den Bedingungen der Darstellung. Butler stützt darauf auch eine politische Theorie, die die Möglichkeit der Dekonstituierung von Bedeutungen in der Wiederholung, d. h. Verräumlichung und Verzeitlichung als Bedingung von Bedeutungsproduktion, zum Ausgang für die Destabilisierung von Geschlechterverhältnissen und den sie regulierenden Normen nimmt.[3]

2 Vgl. 2.4 zu den queer-theoretischen Ansätzen, auf die hier Bezug genommen wird.

3 Vgl. zusätzlich zu den zitierten Arbeiten Butler (1997), dt. (1998).

In einer weiteren Hinsicht wird mit queer-theoretischen Ansätzen eine Schwelle der Formalisierung erreicht. Die normative Begründung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Geschlechterdifferenz, wie sie z. B. an Meads Theorie aufgezeigt wurde, in der die „physiologische" Geschlechterdifferenz als gesellschaftskonstitutiv entworfen wird, ist nicht mehr akzeptabel. Butlers Konzept der „Melancholie des Geschlechts" und Sedgwicks Konzept des „erotischen Dreiecks" funktionieren auch im Sinne von Ursprungserzählungen. Sie haben zur Konsequenz, dass die Geschlechterdifferenz als Voraussetzung für die Sozialität des Handelns konterkariert wird. An Meads Theorie wurde herausgearbeitet, wie Handeln, das die Grenze zwischen Mensch und Tier überschreitet, außerhalb von Sozialität verortet wird. Begründet ist diese Disqualifizierung darin, dass gesellschaftliche Reproduktion letztlich auf Generativität hinausläuft: jedenfalls für Frauen führt das Ignorieren von Generativität als Motiv des Handelns zum Verfehlen der Gesellschaftlichkeit. Generativität und Geschlechterdifferenz können vor dem Hintergrund dieser queer-theoretischen Ansätze nicht mehr als normative Begründung sozialen Handelns fungieren.

Als problematisch erweist sich die Begründung von Gesellschaftlichkeit in einer weiteren Differenz. Ich habe oben herausgearbeitet, wie Geschlechterdifferenz als paradoxer Ursprung sowohl des Menschen als auch von Gesellschaftlichkeit Meads Theorie des Selbst strukturiert. Die Definition von sozialen Verhältnissen gründet demnach *erstens* in der Differenz zu Verhältnissen zwischen Männern und Frauen, die als physiologische davon ausgenommen sind, während sie Gesellschaftlichkeit gleichzeitig fundieren. Bezieht man Sedgwicks These vom „Kontinuum zwischen homosozial und homosexuell", das in westlichen Gesellschaften für Männer radikal unterbrochen und für Frauen eher als diskontinuierliches Kontinuum funktioniere (1985: 1 f.), zusammen mit dem Konzept des „erotischen Dreiecks" auf soziale Theoriebildung, hat das folgende Konsequenz. Als weitere Bedingung für die Definition sozialer Beziehungen zeigt sich *zweitens* die Unterscheidung von sexuellen Verhältnissen zwischen Männern und, Sedgwick zufolge in geringerem Ausmaß, von sexuellen Verhältnissen zwischen Frauen. Die Konzepte des „erotischen Dreiecks" und der „Melancholie des Geschlechts" ermöglichen jedoch nicht nur die Analyse von Begriffen des Gesellschaftlichen, indem eine analytische Kategorie Sexualität eingeführt wird. Darüber hinaus wird der Begriff gesellschaftlicher Verhältnisse oder Beziehungen erweitert, indem Verhältnisse zwischen Männern und Verhältnisse zwischen Frauen als konstitutiv für Gesellschaftlichkeit ausgewiesen werden. In dem Konzept des „erotischen Dreiecks" wird ein Verhältnis zwischen Männern, das durch „homosoziales Begehren" und

die radikale Unterscheidung von homosexuellem Begehren definiert ist, als konstitutiv für gesellschaftliche Verhältnisse analysiert. In dem Konzept der „Melancholie des Geschlechts" wird das Homosexualitätstabu als konstitutiv für Gesellschaftlichkeit analysiert. Als Kennzeichen für die Schwelle der Formalisierung werden diese Konzepte gewertet, da auf diese Weise die Begründung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Generativität und damit in der Geschlechterdifferenz nicht mehr akzeptabel ist. Darüber hinaus ist mit Butlers Theorie von der Performativität des Geschlechts die normative Begründung gesellschaftlicher Verhältnisse in der Biologie nicht mehr akzeptabel. Der Wert dieser Ansätze liegt meiner Meinung nach in der Dekonstruktion von Begriffen des Gesellschaftlichen, die in der Geschlechterdifferenz begründet werden. Insofern unterscheiden sie sich auch von feministischen Ansätzen, die in dieser Untersuchung auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit verortet wurden, und die die „Identität der Frau" letztlich in der Rolle als Mutter begründen (Friedan), wenn auch die biologistische Begründung der Reduktion von Frauen auf die Reproduktion abgelehnt wird. Problematisch ist auch die Begründung sozialer Verhältnise in einer „Natur", die in der sozialen Gruppe ausgemacht wird.

Für die Schwelle der Formalisierung ist demnach kennzeichnend, dass diese Begründungen nicht mehr akzeptabel sind. Die Hervorbringung neuer Normen im Zuge dieser sozial, kulturell oder im Verhalten begründeten Naturalisierungen schafft weitere Machtverhältnisse oder verstärkt bestehende. Diese Form von Macht war als Phänomen der Normalisierung analysiert worden. Widerstand gegen diese Form von Macht muss deswegen gegen die Zuschreibung einer Natur operieren. Als kennzeichnend für postkoloniale und queer Problematisierungen von Identitätskonzeptionen war eingangs eine doppelte Strategie ausgemacht worden: Gegensätze zu benennen, um sie zu untergraben. Dieses Vorgehen muss auch in soziale Theoriebildung Eingang finden. Zwei Konzeptionen, die Naturalisierungen unterminieren können, während sie benannt werden, möchte ich den vorangehenden noch hinzufügen.

Engel schlägt eine doppelte theorie-politische Strategie vor, die auf die „VerUneindeutigung" und „Destabilisierung" der „binär-hierarchischen Geschlechter- und Sexualitätsdiskurse" zielt, während ihre Wirkungsmächtigkeit anerkannt werde (2002: 14 f.). Als Erwiderung auf die Identitätskritik, die in sozialen Bewegungen formuliert wurde, intervenire die Strategie der VerUneindeutigung gegen Eindeutigkeit, das Ziehen von Grenzen und Abschließen von Einheiten (ebd.: 224). Engel geht es dabei um die Schaffung politischer Repräsentationen, die „sich der Vereindeutigung oder Stillegung widersetzen, bzw. in denen sich Infragestellung und Verschiebung materialisieren" (ebd.: 225). Anknüp-

fend an Drucilla Cornells *At the Heart of Freedom* (1998) wird Geschlecht und Sexualität im Sinne „singulärer Geschlechterdifferenzen" von „nicht mehr zählbarer Unendlichkeit" entworfen. Dies sei aber nicht mit Auflösung oder Vervielfältigung der Geschlechter gleichzusetzen, sondern gewinne gerade in der Repräsentation der Einzelnen als „sexuate beings" seine Bedeutung.[4] Dabei blieben die Kategorisierungen stets anfechtbar.

„Angriffspunkt einer Strategie der VerUneindeutigung sind also Normen und das Identitätsphantasma, die hegemoniale (heteronormative) Subjektivitäten und sozio-kulturelle Verhältnisse organisieren. Aufgegeben wird somit die Idee eines normativen Ideals, das von vornherein einen Bewertungshorizont in die soziale Organisation von Geschlecht und Sexualität einführt. Vielmehr kommt im Sozialen eine abstrakte Figur ‚Geschlecht' zum Einsatz, die erst in der konkreten Ausbuchstabierung durch die Individuen Bedeutung erlangt." (Ebd.: 227 f.)

Für queer/feministische Politiken seien darüber hinaus Perspektiven der Veränderung notwendig, die auf „Denormalisierung und Enthierarchisierung" zielten. Statt positiver Setzungen richten sich politische Praxen damit auf den Abbau von Hierarchien und Normalitäten, was sich in einem „Degradierungsverbot" äußern könne, wie Engel mit Cornell vorschlägt. Während die Strategie der VerUneindeutigung gegen rigide Normativität gerichtet wird, bezieht sich die Perspektive der Enthierarchisierung und Denormalisierung auf Normalisierung mit ihren flexiblen Grenzverläufen (ebd.: 228 f.). Engel versucht auf diese Weise, den Anforderungen nach Flexibilisierung und Individualisierung mit politischen Formen zu begegnen, die diesem neuen Modus der Hierarchisierung durch Normalisierung standhalten.

4 Die These von der Unterminierung von geschlechtlich begründeter Machtverhältnissen durch Vervielfältigung der Geschlechter ist umstritten. Kontrovers diskutiert wird dabei, ob Machtverhältnisse durch die Multiplizierung von Geschlechterkategorien untergraben werden können. Ein Beispiel dafür ist Sandra Bems Vorschlag, Kategorien von Sex, Gender und Begehren zu vervielfältigen, um sie gegen männliche Herrschaft und Norm der Zweigeschlechtlichkeit zu wenden, die durch polarisierte Geschlechtskonzepte organisiert seien. Bem betont den Aspekt der „utopischen Phantasie", da die Wirkmächtigkeit von Geschlechtskategorien nicht unterschätzt werden dürfte (vgl. Kramer (Hg.) 1998: 109; vgl. a. Bem 1993). Die Multiplizierung von Kategorien sei jedoch nicht ausreichend, um eine Umverteilung von Machtverhältnissen zu erreichen, wie Rommelspacher auf Bems Vortrag erwidert (ebd.: 117). Es müsse auch die Verteilung von Macht thematisiert werden (ebd.).

Entscheidend scheint mir allerdings, dass Normativität, die die Abwertung sozialer AkteurInnen entsprechend von Personenkategorien begründet, und Normalität, die sich im Sinne von flexibel veränderlichen Verhaltensanforderungen sozialen AkteurInnen aufdrängt, nicht einander ausschließen, sondern als ambivalente Modi der Macht zusammenwirken und einander ergänzen. Diese Ambivalenz macht gerade diese Form der Macht aus: Soziale AkteurInnen werden den gleichen Verhaltensanforderungen ausgesetzt – einer homogenisierenden Wirkung – während sie hierarchisch strukturiert werden, was aber durch die homogenisierende Strategie verdeckt wird. Das äußert sich darin, dass manche nicht – wenn überhaupt, dann nicht in vergleichbarer Weise – in den sicherlich zweifelhaften Genuss kommen, als Konsumentin normalisiert zu werden. Das liegt allerdings nicht nur an den Effekten einer Form der Macht, die soziale AkteurInnen gemäß von Personenkategorien einteilt und hierarchisch strukturiert. Normalisierung und neoliberale Ökonomie gehen nicht ineinander auf, sie mögen einander begünstigen und zusammenwirken, ich halte es allerdings für wichtig, zwischen ökonomisch begründeten Machtverhältnissen und solchen, die durch Normen und Normalisierung bedingt sind, zu unterscheiden.

Mit Spivaks Überlegungen zur „subalternen Frau“, zu „Subalternen“ und zur „third-world woman“ möchte ich ein weiteres Konzept anführen, das die Entnaturalisierung von Personenkategorien ermöglicht und damit die Rede von Identität unterminiert. Das ist der Begriff der Arbeit, der gegen die Naturalisierung sozialer AkteurInnen eingewendet wird. Spivaks Provokation, Subalterne könnten nicht sprechen, ist Ausgang ihrer Untersuchung der Bedingungen des Sprechens vor dem Hintergrund der Geschichte des (Post-)Kolonialismus. Die Problemstellung bezieht sich nicht auf die Definition einer Kategorie: Was ist die Subalterne? Auch nicht: Wie konstruiert der Subalterne seine Identität? Sie bezieht sich vielmehr auf die Verhältnisse, unter denen diese Kategorisierungen stattfinden.

Untersucht werden Bedingungen der Bedeutungsproduktion in Zusammenhang mit ökonomischen Verhältnissen. Diesbezüglich erfordert die Fragestellung, die Auswirkungen des Kolonialismus bzw. des globalen Finanzkapitalismus heute auf die Schaffung von Bedeutungen hin zu analysieren, soziale Ungleichheit – auch, aber nicht ausschließlich – im globalen Maßstab zu definieren. Spivaks Analyse von der ‚Frau‘, die im Kolonialismus als Tauschwert fungiert, ist einer relationalen Herangehensweise verpflichtet. Dass die ‚Frau‘ keinen Wert in der Erzählung der Produktionsweisen herstellt, ist darin begründet, dass ihre Arbeit nicht als Arbeit wahrgenommen wird. Stattdessen repräsentiert sie den Austausch gesellschaftlicher Ordnungen zwischen Feudalismus und Imperi-

alismus, „häuslichem Chaos“ und „Zivilgesellschaft“, „Ritual“ (des Sati) und „Gesetz“ (Sati als Straftatbestand). In einem weiteren Sinne sind sowohl ‚Frauen‘ als auch ‚Subalterne‘ im Kolonialismus wie nach der Dekolonisation relational definiert, nämlich durch die Differenz zum nationalen Kollektiv, bzw. als Frauen auch durch die Differenz zur Gruppe der Subalternen. Spivak greift den Begriff der ‚Subalternen‘, der von der „Subaltern Studies Group“ um Ranajit Guha im Zuge einer alternativen Geschichtsschreibung des Kolonialismus in Indien geprägt wird und ein Begriff der sozialen Schichtung ist, als „unhintergehbar heterogenen“ Begriff auf (1999: 270 f.). Als solcher wird er von Klassen- und Geschlechterverhältnissen und schließlich vom Vermächtnis des Kolonialismus stukturiert.

Zwar wird die Gruppe der Frauen und der Subalternen durch eine Differenz zu dem nationalen Kollektiv definiert. Sie vereinbaren damit Bedeutungen auf sich, die dieses Kollektiv durch Unterscheidung definieren. Die relationale Herangehensweise zeichnet sich allerdings dadurch aus, dass sie nicht als absolute Differenz bzw. autonome Identität untersucht werden, sondern im Verhältnis zu jener Größe, durch die sie zur Differenz werden. Spivaks Untersuchung der Bedeutungsproduktion im Kolonialismus, d. h. der Produktion von Geschichte, bezieht sich sowohl auf die Herstellungsmechanismen des kolonialen Objekts als auch des kolonialen Subjekts: „If the project of Imperialism is violently to put togehter the episteme that will ‚mean‘ (for others) and ‚know‘ (for the self) the colonial subject as history’s nearly selved other, the example of these deletions indicate explicitly what is always implicit: that meaning/knowledge intersects power“ (ebd.: 215).

Schließlich ist auch „Sprechen“ relational bestimmt, indem die Entzifferung durch einen anderen zur Voraussetzung gemacht wird: „All speaking, even seemingly the most immediate, entails a distanced decipherment by another, which is, at best, an interception“ (ebd.: 309). Wenn also einerseits die Herstellung von Gegensätzen – „meaning“/„knowledge“, „native“/„master“ – zum Untersuchungsgegenstand gemacht wird, so geht es Spivak ausdrücklich auch um die Umsetzung jenes Kriteriums postkolonialer Kritik, das von Hall als Übergang von der Differenz zur *différance* beschrieben wurde. Der Anspruch, dass Bedeutungen nicht abschließend in der Definition einer Personenkategorie festgelegt werden können, äußert sich in einer Definition der/des (post-)kolonialen Subalternen als: „the being on the other side of difference, or an epistemic fracture, even from other groupings among the colonized“ (ebd.). Für die Definition der ‚Frau‘ im (Post-)Kolonialismus äußert sich das folgendermaßen: „Between patriarchy and imperialism, subject-constitution and object-formation, the figure of the woman dis-

appears, not into a pristine nothingness, but into a violent shuttling that is the displaced figuration of the ‚third-world woman' caught between tradition and modernization, culturalism and development" (ebd.: 304).

Die Figur der ‚Frau' wird so in einer Bewegung ausgemacht: „violent shuttling" lässt sich allerdings kaum mit dem idealisierenden Blick auf die mobile Migrantin vereinbaren, sondern verweist auf die Gewalt, die aufgebracht werden muss, um die ‚Frau' auf eine Repräsentationsfigur zu reduzieren. Diese Formulierung impliziert außerdem die Gewalt, mit der in der Geschichte des Kolonialismus wie in der Aktualität des globalen Finanzkapitalismus die ‚Frau' als Tauschwert zwischen den Welten verhandelt wird. Dass es um eine Bewegung geht, bedeutet aber auch, auf diesen Handel nicht festgelegt werden zu können. Im Vergleich zu den vorangehend dargestellten Ansätzen wird die Identifizierung sozialer AkteurInnen mit einer ‚Natur' aufgrund von Geschlechter- und Rassenkonstruktionen allerdings nicht nur auf die Macht der Normalisierung zurückgeführt, die es zu unterminieren gilt. Spivak benennt auch die Schaffung von Ungleichheit durch ökonomische Ausbeutung. Als weitere Strategie zur Entnaturalisierung von Identitätszuschreibungen kann daraus folgend sein, als Arbeit zu definieren, was manchen zur „Natur" gemacht wird: um nicht auf einen Tauschwert in einem Handel reduziert zu werden.

8.2 Normalismus und Rede von Identität

Die eingangs dargestellte queer Kritik an „Normalität" bezieht sich auf zweierlei: zunächst auf die Allgemeinheit bestimmter Normen und Standards und darüber hinaus auf die Norm, Normalität zu reproduzieren, d. h. die Anforderung, sich an dem Durchschnitt, an dem, was als „normal" gilt, auszurichten. Die Rede von Identität wurde in dieser Arbeit als der Schauplatz dieser Selbstausrichtung und – überprüfung an vorherrschenden gesellschaftlichen Normen ausgemacht, nicht zuletzt der Norm, Normalität zu reproduzieren. Eriksons Identitätstheorie stellt dabei eine wissenschaftliche Formulierung dieser Normalitätsanforderung zur Verfügung. „National-character studies", sexualwissenschaftliche Untersuchungen an Intersexuellen und sozialwissenschaftliche Untersuchungen über die „Jugend", die in dieser Arbeit als wissenschaftliche Felder analysiert wurden, in denen Personenkategorien hervorgebracht werden, stellten weitere wissenschaftliche Standards für Konzeptionen des normalen Geschlechts, des normalen Staatsbürgers wie der normalen Nation, der normalen Jugend, her. Dass die Rede von Identität die Reproduktion allgemein gültiger Normen sowie die Vervielfältigung

von Normen bewirkt, ist auch für soziale Bewegungsdiskurse analysiert worden. Sowohl in Spezialdiskursen als auch im Interdiskurs wurde die „Frage der Identität" normativ. Die Auffassung von der „unausweichlichen" Identitätssuche fand die starke Verbreitung, die heute festgestellt wird, aufgrund der Hervorbringung sowohl im Interdiskurs als auch in Spezialdiskursen.

In sozialen Bewegungen wurde die Abwertung sozialer AkteurInnen aufgrund ihrer Zuschreibung zu einer Personenkategorie kritisiert. Ich habe die These aufgestellt, dass mit der Formierung der antikolonialen Befreiungsbewegungen sowie den sozialen Bewegungen in westlichen Industrienationen als Massenbewegungen Normen in ihrer Machtförmigkeit in Frage gestellt wurden. Sie wurden im Sinne von Normativität problematisiert: als „juridoforme" Norm, so Links Begriff, bedingt sie die qualitative Unterscheidung zwischen sozialen AkteurInnen, da sie sie entsprechend von Personenkategorien einteilt. Es handelt sich dabei nicht um eine flexible, sondern um eine starre Grenze, die die Markierung sozialer AkteurInnen aufgrund von Geschlechts- und Rassenkonstruktionen bewirkt, während andere unmarkiert bleiben ebenso wie die betreffende Norm. In queer Theoriebildung ist der Begriff der Heteronormativität im Sinne einer quasi-jurisitischen Norm aufgebracht worden. Heteronormativität hat den Effekt, dass Machtverhältnisse zwischen den so eingeteilten sozialen AkteurInnen produziert werden, die sich in sozialen Positionen manifestieren. Hark spricht in diesem Sinn von Klassen devianter und „normaler" Subjekte (1999: 80), bei Butler wird ein Unterschied zwischen Intelligibilität und Verworfenem gemacht (1990; 1993; 1997a; 1997b). In dieser Arbeit wurde die regulierende Norm, die Rassismus in westlichen Industrienationen begründet, als Weiße Normativität bezeichnet. Sie bedingt die Markierung sozialer AkteurInnen als „nicht-weiß" und deren Abwertung, während „Weiße" als Nicht-Differenz für das Allgemeine stehen ebenso wie die so institutierte Norm.

Vor dem Hintergrund der Theoriebildung im Kontext sozialer Bewegungen muss folglich betont werden, dass Normativität als quasi-juristische Norm sich nicht nur auf Verhalten, sondern in einem umfassenderen Sinn auf die Körper von Einzelnen, nämlich deren Einteilung und hierarchische Strukturierung entsprechend von Personenkategorien bezieht, d. h. durch ihre Zusammenfassung zu einer sozialen Gruppe ermöglicht wird. Diese Kategorisierungen wurden und werden auch juristisch definiert und sind als wissenschaftlich begründete Kategorien hervorgebracht worden. Gegenüber Links Normalismustheorie, die die Zunahme flexibel-normalistischer Strategien besonders seit den 1950er Jahren analysiert, muss die anhaltende Bedeutung protonormalistischer

Strategien in diesem Zeitraum herausgestellt werden. Wenn auch Exklusion als Reproduktionsmodus sozialer Ungleichheit fortan nicht mehr akzeptabel ist, werden gesellschaftliche Hierarchien dennoch weiterhin an Kriterien des Körpers festgemacht. In den sozialen Bewegungen wurde die rassistisch und sexistisch segregierte Gesellschaft Gegenstand der Kritik und politischer Organisierung. Mit der Entstehung wissenschaftlicher Felder zur Untersuchung sozialer Phänomene entsprechend von Personenkategorien sowie der Formierung sozialer Bewegungen werden gleichzeitig Normen (re-)produziert, die sich auf den Körper beziehen.

In einer weiteren Hinsicht muss Links Normalismustheorie differenziert werden. In seiner Analyse ist die Anordnung von Definitionen des „Normalen" wie des „Abweichenden" auf einem Kontinuum als „Broussais-Comtsches Prinzip" von den Anfängen der Sozialwissenschaft bis hin zu Goffman für die normalisische Unterwerfung charakteristisch. Vor dem Hintergrund der Untersuchung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen im Zuge der Herausbildung sozialer Bewegungen kann die Herausstellung der Relationalität von Abwertung und Privilegierung sozialer AkteurInnen, von allgemein anerkannten Normen, die ihre Allgemeinheit auf die Sichtbarmachung ihrer Abweichungen begründen, nicht ausschließlich als Form der Unterwerfung durch Homogenisierung analysiert werden. Die Herausstellung von Relationalität ist eine Analyse von Abhängigkeiten und von Machtverhältnissen: als solche ist sie eine Voraussetzung dafür, dass Machtverhältnisse verändert werden.

Als problematisch wurde in dieser Arbeit analysiert, dass die Rede von Identität nicht nur hierarchisch strukturierend ist, indem sie vor allem von jenen reproduziert wird, die nicht in Übereinstimmung mit bestimmten vorherrschenden Normen sind, sondern darüber hinaus Naturalisierungseffekte hat. Die vorangehende Analyse zeigte, auf welche Weise in der Rede von Identität eine „Natur" von sozialen AkteurInnen entsprechend von Personenkategorien definiert wird, die sowohl in der Biologie wie im Verhalten begründet wird. Die Strategie in sozialen Bewegungen, Anerkennung und Gleichberechtigung zu begehren, indem eine solche „Natur" geltend gemacht wird, ist zunehmend fragwürdig geworden. Dabei zeigen die Problematisierungsweisen, die für die Schwelle der Formalisierung analysiert wurden, dass sozialer Austausch nicht notwendig erfordert, sich eine „Natur" zu entwerfen, um daran teilzuhaben. Die „Wahrhaftigkeit" einer Handlung oder sogar einer Person, stellt sich mit sozialen Theorien der Performativität nicht als entscheidend heraus. Die Figur des „autonomen Subjekts" verliert als Objekt der Untersuchung an Bedeutung. Vielmehr verschiebt sich die Problemstellung hin zu den Bedingungen, die Handlungen glaubwürdig

bzw. Sprechen intelligibel machen. Für die sozialwissenschaftliche wie die politische oder aktivistische Untersuchung bedeutet das, statt der zirkulären Rede von Identität verhaftet zu bleiben, neue Fragestellungen zu entwickeln. Die Bedingungen sozialen Handelns zu untersuchen, impliziert die Untersuchung von Normen in ihrer Machtförmigkeit, in ihrer Funktion, sozialen Austausch zu regeln u. a. durch die Identifikation sozialer AkteurInnen und ihre hierarchische Strukturierung. Darüber hinaus müssen Fragestellungen und Konzepte eingebracht werden, die unter der Frage der Identität subsumiert werden. Statt unterschiedlichste Problemstellungen zu Fragen der Existenz zu machen, statt die Aufwertung eigener Arbeiten durch die Generierung von Ursprungserzählungen zu betreiben, sollten präzisere Fragestellungen bestimmt werden als es der allumfassende Identitätsbegriff zulässt: Fragen der Repräsentation, des Begehrens, der gesellschaftlichen Verteilung von Arbeit, der politischen Organisierung und die Auseinandersetzung über Werte, gilt es als solche zu benennen und zu untersuchen - nicht zuletzt, auf welche Weise sie zur Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen beitragen.

Literatur

Siglen

A – Goffman, Erving (1973): *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp. [Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates, Anchor Books, Doubleday & Co, 1961].

GA I – Mead, George Herbert (1980): *Gesammelte Aufsätze. Band I,* hg. v. Hans Joas, Frankfurt/M: Suhrkamp.

GA II – Mead, George Herbert (1987): *Gesammelte Aufsätze. Band II,* hg. v. Hans Joas, Frankfurt/M: Suhrkamp.

GIG – Mead, George Herbert (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [Mind, Self and Society. From the standpoint of a social behaviorist, Chicago, 1934; zitiert als MSS]

GS – Mead, George Herbert (1925): "The Genesis of the Self and Social Control" In: *The Philosophy of the Present* (1980 [1932]), Chicago, S. 176-195.

IA – Goffman, Erving (1971): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [Interaction Ritual, o. Ortsangabe, 1967].

PdS – Mead, George Herbert (1969): *Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [The Philosophy of the Present, Chicago, 1980/1932].

RA – Goffman, Erving (1980): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [Frame-Analysis. An Essay on the Organization of Experience, New York: Harper & Row, 1974].

St – Goffman, Erving ([14]1999): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity, Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall Inc., 1963].

WT – Goffman, Erving ([8]2000): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München: Piper. [The Presentation of Self in Everyday Life. New York: Doubleday & Company Inc., 1959].

Literaturangaben

Aboulafia, Mitchell (Hg.) (1991): *Philosophy, Social Theory, and the Thought of George Herbert Mead*, New York: State University of New York.

Adams, Willi Paul (Hg.) (1992): *Die Vereinigten Staaten von Amerika*, *Fischer Weltgeschichte, Bd. 30*, Frankfurt/M: Fischer Taschenbuch Verlag.

Alkalimat, Abd-l Hakimu Ibn (Gerald McWorter) (1973): „The Ideology of Black Social Science". In: *The Death of White Sociology*, hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 173-189. [1969].

Anderson, Benedict (1994): „Exodus". In: *Critical Inquiry*, 20, S. 314-327.

Anderson, Benedict (1998): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Berlin: Ullstein. [1983/1996]. (erw. Ausg.).

Arndt, Susan (Hg.) (2001): *AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland,* Münster: Unrast.

Arndt, Susan (2001): „Impressionen. Rassismus und der deutsche Afrikadiskurs". In: *AfrikaBilder*, hg. v. Ders., S. 11-68.

Arndt, Susan (2002): „Weiß-Sein als Konstruktion des Rassismus und als Kategorie". In: *Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre. Berliner Programm. Beiträge,* Berlin, S.169-178.

Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (Hg.) (2004): *Afrika und die deutsche Sprache: Ein kritisches Nachschlagewerk,* Münster: Unrast.

Arroyo, Elizabeth Fortson: „Knights of White Camellia". In: *Encyclopedia of African-American Culture and History, Bd. 3*, hg. v. Jack Salzman/David Lionel Smith/Cornel West, New York, S. 1552.

Assmann, Aleida/Friese, Heidrun (Hg.) (1998): *Identitäten. Erinnerung, Geschichte. Identität*, *Bd. 3*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Assmann, Aleida/Friese, Heidrun (1998): „Einleitung". In: *Identitäten. Erinnerung, Geschichte,* hg. v. Dens., Frankfurt/M, S. 11-23.

Austin, John L. (2002): *Zur Theorie der Sprechakte,* Stuttgart: Reclam, [1962].

Baldwin, James (1998): *Collected Essays,* New York: The Library of America. Darin:
Notes of a Native Son (1955): „Many Thousands Gone" [1951]; „Encounter on the Seine: Black Meets Brown" [1950]; „A Question of Identity" [1954]; „Stranger in the Village" [1953].
Nobody Knows My Name (1961): „A Fly in Buttermilk" [1958]; „Nobody Knows My Name: A Letter from the South" [1959].

The Fire Next Time (1963).
No Name in the Street (1976).

Baldwin, James/Mead, Margaret (1973): *Rassenkampf – Klassenkampf. Ein Streitgespräch*, Frankfurt/M: Suhrkamp. [A Rap on Race. Philadelphia, 1971].

Baldwin, John D. (1986): *George Herbert Mead: A Unifying Theory for Sociology,* Newbury Park: Sage Publications Inc.

Bateson, Gregory (1942): „Morale and National Character". In: *Civilian Morale*, hg. v. Goodwin Watson, Boston, S. 71-91.

Bateson, Gregory (1987): *Steps to an Ecology of Mind. Collected Essays in Anthropology, Psychiatry, Evolution, And Epistmology,* Northvale/New Jersey: Jason Aronson Inc.

Beale, Frances (1970): „Double Jeopardy: To be Black and Female". In: *The Black Woman*, hg. v. Toni Cade Bambara, New York, S. 90-100.

Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Bem, Sandra Lipsitz (1993): *The Lenses of Gender. Transforming the Debate on Sexual Inequality*. London/New Haven.

Bhabha, Homi K. (1983): „The Other Question …". In: *Screen,* 24.6., S. 18-36.

Bhabha, Homi K. (1997): „Die Frage der Identität". In: *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, hg. v. Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen, Tübingen, S. 97-122. [„Interrogating Identity: The Real Me". In: *Identity: The Real Me*, hg. v. L. Appignanesi, ICA Documents 6, London, 1987, S. 5-11].

Bilden, Helga (1989): „Geschlechterverhältnis und Individualität im gesellschaftlichen Umbruch". In: *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Münchener Beiträge zur Sozialpsychologie*, hg. v. Heiner Keupp/Helga Bilden, Göttingen/Toronto/Zürich, S. 19-46.

Bilden, Helga (1998): „Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger Teilselbste". In: *Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, hg. v. Renate Höfer/Heiner Keupp, Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 227-250. [1997].

Blauner, Robert (1969): „Internal Colonialism and Ghetto Revolt". In: *Social Problems,* Vol. 16, No. 4, Frühling, S. 393-408.

Blauner, Robert/Wellman, David (1973): „Toward the Decolonization of Social Research". In: *The Death of White Sociology*, hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 310-330.

Boggs, Grace Lee (1970): „The Black Revolution in America". In: *The Black Woman*, hg. v. Toni Cade Bambara, New York, S. 211-223.

Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. (1996): *Reflexive Anthropologie,* Frankfurt/M : Suhrkamp. [Réponses pour une anthropologie réflexive, Paris, 1992].

Bourne, Randolph (1919): „Twilight of Idols". In: *Untimely Papers*, No. 4 [Seven Arts. 2. Oct. 1917].

Bracey, John/Meier, August/Rudwick, Elliot (1973): „The Black Sociologists. The First Half Century". In: *The Death of White Sociology*, hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 3-22. [1971].

Bridges, Amy (1986): „Becoming American: The Working Classes in the United States before the Civil War". In: *Working-Class Formation. Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States*, hg. v. Ira Katznelson/Aristide R. Zolberg, Princeton, S. 157-196.

Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hg.) (1997): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte,* Tübingen: Stauffenburg.

Bruder-Bezzel, Almuth/Bruder, Klaus-Jürgen (1984): *Jugend. Psychologie einer Kultur,* München: Urban & Schwarzenberg.

Bruder, Klaus-Jürgen (1982): *Psychologie ohne Bewusstsein. Die Geburt der behavioristischen Sozialtechnologie,* Frankfurt/M: Suhrkamp.

Bruder, Klaus-Jürgen (2005): „Das Unbewusste, der Diskurs der Macht". In: *Das Unbewusste*, hg. v. Günter Gödde/Michael Buchholz, Giessen: Psychosozial-Verlag.

Brückner, Peter (1978): „Über Krisen von Identität und Theorie". In: *Konkursbuch. Zeitschrift für Vernunftkritik* 1, S. 39-60.

Brunst, Klaudia (2002): „Ein Halleluja der Intimität". In: *die tageszeitung*, 9./10.3.

Bublitz, Hannelore (1997): „Politische Erkenntnis-Praxen: Foucault und Bourdieu". In: *Das Argument*, 222, S. 667-675.

Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D. et al. (Hg.) (1999): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults,* Frankfurt/M: Campus Verlag.

Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D. et al. (1999): „Diskursanalyse – (k)ein Mythos? Eine Einleitung". In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hg. v. Dies./ Andrea D. Bührmann et al., Frankfurt/M, S. 10-21.

Bublitz, Hannelore (2001): „Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit". In: *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. I: Theorien und Methoden*, hg. v. Reiner Keller/Andreas Hirseland et al., Opladen 2001, S. 225-260.

Bublitz, Hannelore (2003): *Diskurs*, Bielefeld: transcript.

Bührmann, Andrea D. (1999): „Der Diskurs als Diskursgegenstand im Horizont der kritischen Ontologie der Gegenwart". In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hg. v. Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann et. al., Frankfurt/M, S. 49-62.

Bulmer, Martin (1984): *The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Social Research,* Chicago: The University of Chicago Press.

Burchell, Robert A. (1992): „Die Einwanderung nach Amerika im 19. und 20. Jahrhundert". In: *Die Vereinigten Staaten von Amerika*, *Fischer Weltgeschichte, Bd. 30*, hg. v. Willi Paul Adams, Frankfurt/M, S. 184-234.

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [Gender Trouble, New York, 1990].

Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts,* Berlin: Berlin Verlag. [Bodies that Matter, New York, 1993].

Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin: Berlin Verlag. [Excitable Speech. A Politics of the Performative, New York, 1997a].

Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [The Psychic Life of Power. Theories in Subjection, Stanford, California, 1997b].

Cade, Toni Bambara (Hg.) (1970): *The Black Woman,* New York: Signet.

Cade, Toni Bambara (1970a): „Preface". In: *The Black Woman*, hg. v. Ders., New York, S. 7-12.

Cade, Toni Bambara (1970b): „On the Issue of Roles". In: *The Black Woman*, hg. v. Ders., New York, S. 101-110.

Caplan, Nathan S./Paige, Jeffery M. (1968): „A Study of Ghetto Rioters". In: *Scientific American*, Vol. 219, No. 2, August, S. 15-21.

Carlson, Marvin (1996): *Performance: a critical introduction*, London/New York: Routledge.

Carmichael, Stokely/Hamilton, Charles V. (1969): *Black Power. The Politics of Liberation in America*, Harmondsworth, Middlesex: Penguin Books. [1967].

Carruth, Gordon (Hg.) (1956): *The Encyclopedia of American Facts and Dates*, New York: Crowell.

Cherki, Alice (2002): *Frantz Fanon. Ein Portrait*, Hamburg: Nautilus. [2000].

Clark, John P. (1959): „Measuring Alienation Within a Social System". In: *American Sociological Review,* Vol. 24, No. 6, Dezember, S. 849- 852.

Clark, Kenneth B. (1965): *Dark Ghetto*. New York: Harper and Row.

Cohen, Albert K. (1961): *Kriminelle Jugend. Zur Soziologie jugendlichen Bandenwesens*, Reinbek: Rowohlt. [Delinquent Boys: The Culture of the Gang, Glencoe, 1955].

Coleman, James S. (1981): *The Adolescent Society. The Social Life of the Teenager and its Impact on Education*, Westport, Conneticut: Greenwood Press [1961].

Cook, Gary A. (1991): „The Development of G. H. Mead's Social Psychology". In: *Philosophy, Social Theory, and the Thought of*

George Herbert Mead, hg. v. Mitchell Aboulafia, New York, S. 89-107.

Cooley, Charles Horton (1972): „Looking-Glass Self". In: *Symbolic Interaction. A reader in social psychology*, hg. v. Jerome G. Mains/Bernard N. Meltzer, Boston, S. 231-233. [Auszug aus: *Human nature and the social order*, New York, 1902].

Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (Hg.) (2002): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/M: Campus.

Cross, William E. (1973): „The Negro-to-Black Conversion Experience". In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 267-286. [1971].

Dean, Dwight G. (1961): „Alienation: Its Meaning and Measurement". In: *American Sociological Review,* Vol. 26, No. 5, Oktober, S. 753-758.

De Lauretis, Teresa (1991): „Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction". In: *differences,* Vol. 3, No. 2., S. III-XVIII.

De Lauretis, Teresa (1994): *The Practice of Love. Lesbian Sexuality and Perverse Desire*, Bloomington, Indiana: Indiana University Press. (dt.: Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität, Frankfurt/M: Suhrkamp, 1999).

Deleuze, Gilles (1991): „Was ist ein Dispositiv?" In: *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, hg. v. François Ewald/ Bernhard Waldenfels, Frankfurt/M, S. 153-162.

Desroisières, Alain (1991): „How to Make Things which Hold together: Social Science, Statistics and the State". In: *Discourses on society: the shaping of the social science disciplines*, hg. v. Peter Wagner/Björn Wittrock, Dordrecht, S. 195-218.

Diamond, Milton (1965): „A critical evaluation of the ontogeny of human sexual behavior". In: *The Quarterly Review of Biology,* Vol. 40, No. 2, Juni, S. 147-175.

Diaz-Bone, Rainer (1999): „Probleme und Strategien der Operationalisierung des Diskursmodells im Anschluß an Michel Foucault". In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults,* hg. v. Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann et al., Frankfurt/M, S. 119-135.

Dietrich, Anette (2001): *Differenz und Identität im Kontext postkolonialer Theorien: Eine feministische Betrachtung,* Berlin.

Dietrich, Anette (2004): „Konzepte von ‚Rasse' und ‚Geschlecht' im Kontext des deutschen Kolonialismus". In: *Kolonisierungen und Kolonisationen*, hg. v. Gisela Engel/Katja Kailere, Berlin, S. 73-86.

Döbert, Rainer/Nunner-Winkler, Gertrud (1973): „Konflikt- und Rückzugspotentiale in spätkapitalistischen Gesellschaften". In: *Zeitschrift für Soziologie*, S. 301-325.

Döbert, Rainer/Nunner-Winkler, Gertrud (1975): *Adoleszenzkrise und Identitätsbildung,* Frankfurt/M.

Döbert, Rainer/Habermas, Jürgen/Nunner-Winkler, Gertrud (1977): „Zur Einführung". In: *Entwicklung des Ichs*, hg. v. Dens., Köln, S. 9-30.

Donzelot, Jacques (1991): „The mobilization of society". In: *The Foucault Effect. Studies in Governmentality*, hg. v. Graham Burchell/ Colin Gordon/Peter Miller, Chicago, S. 169-179.

Drew, Paul/Wootton, Anthony (Hg.) (1988): *Erving Goffman. Exploring the Interaction Order,* Boston: Northeastern University Press.

Drew, Paul/Wootton, Anthony (1988a): „Introduction". In: *Erving Goffman. Exploring the Interaction Order,* hg. v. Dens., Boston, S. 1-13.

Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (^{2}1994): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik,* Weinheim: Beltz Athenäum.

Du Bois, W. E. B. (1968): „The American Negro and the Darker World". In: *Freedomways*, Vol. 8, No. 3, Sommer, S. 245-251. [1957].

Dubin, Robert (1959): „Deviant Behavior and Social Structure: Continuities in Social Theory". In: *American Sociological Review,* Vol. 24, No. 2, April, S. 147-164.

Duggan, Lisa (1992): „Making it Perfectly Queer". In: *Socialist Review*, Vol. 22, No. 1, Januar-März, S. 11-32.

Eder, Klaus (2000): *Kulturelle Identität zwischen Tradition und Utopie*. Frankfurt/M: Campus.

Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.) (2005): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster: Unrast.

El-Tayeb, Fatima (2001): *Schwarze Deutsche. Der Diskurs um ‚Rasse' und nationale Identität 1890-1933,* Frankfurt/M: Campus.

El-Tayeb, Fatima (2003): „Begrenzte Horizonte. Queer Identity in der Festung Europa". In: *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, hg. v. Hito Steyerl/Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Münster, S. 129-145.

Ellison, Ralph (1973): „An American Dilemma: A Review". In: *The Death of White Sociology*, hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 81-95. [1964].

Emerson, Rupert/Kilson, Martin (1966): „The Rise of Africa and the Negro American". In: *The Negro American*, hg. v. Talcott Parsons/Kenneth B. Clark, Boston, S. 626-655.

Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation,* Frankfurt/M: Campus.

Engels, Eve-Marie (2000): „Darwins Popularität im Deutschland des 19. Jahrhunderts: Die Herausbildung der Biologie als Leitwissenschaft". In: *Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850-1914)*, hg. v. Achim Barsch/Peter M. Hejl, Frankfurt/M, S. 91-145.

Epstein, Steven (1991): „Sexuality and identity: The contribution of object relations theory to a constructionist sociology“. In: *Theory and Society 20*, S. 825-873.

Erikson, Erik H. (1939): „Observations on Sioux Education“. In: *Journal of Psychology*, 7, S. 101-156.

Erikson, Erik H. (1943): *Observations on the Yurok: Childhood and World Image,* Berkely: University of California Press.

Erikson, Erik H. (1945): „Childhood and Tradition in two American Indian Tribes. A Comparative Abstract, with Conclusions“. In: *The Psychoanalytic Study of the Child,* Vol. 1, S. 319-350.

Erikson, Erik H. (1959a): „Identität und Entwurzelung in unserer Zeit“. In: *Psyche,* XIII. Jg., Heft 1, April, S. 25-36.

Erikson, Erik H. (1964): „A Memorandum on Identity and Negro Youth“. In: *The Journal of Social Issues,* Vol. XX., No. 4, Oktober, S. 29-42.

Erikson, Erik H. ([2]1965): *Kindheit und Gesellschaft*, Stuttgart: Ernst Klett Verlag. [Childhood and Society, New York, 1950].

Erikson, Erik H. (1966): „The Concept of Identity in Race Relations: Notes and Queries“. In: *Daedalus,* Winter, S. 145-171.

Erikson, Erik H. (1970): *Jugend und Krise,* Stuttgart: Ernst Klett Verlag. [Identity. Youth and Crisis, New York, 1968].

Erikson, Erik H. (1988): *Der vollständige Lebenszyklus*, Frankfurt/M: Suhrkamp. [The Life Cycle Completed, New York, 1982].

Erikson, Erik H. ([18]2000): *Identität und Lebenszyklus,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [Identity and the Life Cycle, 1959b]. Darin:
„Ich-Entwicklung und geschichtlicher Wandel“. [1946].
„Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit“. [1950].
„Das Problem der Ich-Identität“. [1956].

Essner, Cornelia (1992): „‚Wo Rauch ist, da ist auch Feuer‘. Zu den Ansätzen eines Rassenrechts für die deutschen Kolonien“. In: *Rassendiskriminierung, Kolonialpolitik und ethnisch-nationale Minderheiten*, hg. v. Wilfried Wagner et al., Münster, S. 145-160.

Etgeton, Stefan/Hark, Sabine (Hg.) (1997): *Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse*, Berlin: Quer Verlag.

Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (Hg.) (1991): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Fanon, Frantz (1980): *Schwarze Haut, Weiße Masken*, Frankfurt/M : Syndikat. [Peau noire, masques blancs, Paris, 1952].

Fanon, Frantz (1981): *Die Verdammten dieser Erde,* Frankfurt/M : Suhrkamp. [Les damnés de la terre. Paris 1961].

Fausto-Sterling, Anne (2000): *Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality,* New York: Basic Books.

FeMigra (Akin/Apostolidou/Atadiyen/Güran/Gutiérrez Rodríguez/Kanat/ Kutz/Mestre Vives) (1994): „Wir, die Seiltänzerinnen“. In: *Gender Killer*, hg. v. Cornelia Eichhorn/ Sabine Grimm, Berlin, S. 49-63.

Ferreira, Grada (2004): „Die Kolonisierung des Selbst – der Platz des Schwarzen“. In: *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, hg. v. Hito Steyerl/Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Münster, S. 146-165.

Fink-Eitel, Hinrich (1989): *Foucault zur Einführung,* Hamburg: Junius.

Foucault, Michel (1976): „Die Macht und die Norm“. In: *Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin,* Berlin: Merve. [1973].

Foucault, Michel (1978): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit,* Berlin: Merve.

Foucault, Michel (1978a): „Wahrheit und Macht“ (Interview von A. Fontana und P. Pasquino). In: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit,* Berlin, S. 21-54. [1977].

Foucault, Michel (1978b): „Ein Spiel um die Psychoanalyse“ (Gespräch mit Angehörigen des Departement de Psychanalyse der Universität Paris/Vincennes). In: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit,* Berlin, S. 118-175. [1977].

Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissen,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [1973].

Foucault, Michel (1989): *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit. Bd. 2,* Frankfurt/M: Suhrkamp. [1984].

Foucault, Michel (1992a): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.

Foucault, Michel (1992b): „Leben machen und sterben lassen: Die Geburt des Rassismus“. In: *diskus,* Nr. 1, S. 51-58. [1976].

Foucault, Michel (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses,* Frankfurt/M : Suhrkamp. [Surveiller et punir. La naissance de la prison, Editions Gallimard, 1975]

Foucault, Michel (1994): „Polémiques, politique et problématisations“. In: *Dits et écrits IV: 1980-1988*, Paris, S. 591-598. [1984].

Foucault, Michel (^{8}1995): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Bd. 1*, Frankfurt/M: Suhrkamp. [1976].

Foucault, Michel (^{5}2000): „Nietzsche, die Genealogie, die Historie“: In: *Von der Subversion des Wissens*, Frankfurt/M: Fischer, S. 69-90. [1971].

Forsythe, Dennis (1973): „Radical Sociology and Blacks“. In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 213-233.

Frankenberg, Ruth/Mani, Lata (1993): „Crosscurrents, Crosstalk: Race, ‚Postcoloniality‘ and the Politics of Location“. In: *Cultural Studies*, Vol. 7, No. 2, Mai, S. 292-310.

Frazier, Franklin E. (1947): „Sociological Theory and Race Relations“. In: *American Sociological Review*, XII, Juni, S. 265-270.

Frazier, Franklin E. (1949): „Race Contacts and the Social Structure“. In: *American Sociological Review*, XIV, Juni, S. 1-10.

Frazier, Franklin E. (1973): „The Failure of the Negro Intellectual“. In: *The Death of White Sociology*, hg. v. Joyce Ladner, S. 52-66.

Friedan, Betty (1971): *The Feminine Mystique,* London: Victor Gollancz Ltd. [1963].

Frietsch, Ute (2002): *Die Abwesenheit des Weiblichen. Epistemologie und Geschlecht von Michel Foucault zu Evelyn Fox Keller*, Frankfurt/M: Campus.

Frowein, Jochen Abr. et al. ([7]1987): „Menschenrechte". In: *Staatslexikon: Recht. Wirtschaft. Gesellschaft. 3. Bd*, hg. v. Görres-Gesellschaft, Freiburg/Basel/Wien, S. 1104-1118.

Fuss, Diana (1989): *Essentially speaking,* New York: Routledge.

Genschel, Corinna (1996): „Fear of a Queer Planet. Dimensionen lesbisch-schwuler Gesellschaftskritik". In: *Das Argument*, 216 (4), S. 525-537.

Genschel, Corinna (1997): „Umkämpfte sexualpolitische Räume. Queer als Symptom". In: *Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse*, hg. v. Sabine Hark/ Stefan Etgeton, Berlin, S. 77-98.

Genschel, Corinna/Lay, Caren/Wagenknecht, Nancy/Woltersdorf, Volker (2001): „Anschlüsse". In: *Queer Theory. Eine Einführung* von Annamarie Jagose, Berlin, S. 167-194.

Giddens, Anthony (1988): „Goffman as a Systematic Social Theorist". In*: Erving Goffman. Exploring the Interaction Order*, hg. v. Paul Drew/Anthony Wootton, Boston, S. 250-279.

Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age,* Cambridge: Polity Press.

Giddens, Anthony (1996): *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Giesen, Bernhard (1999): *Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation. Bd. 2,* Frankfurt/M: Suhrkamp.

Gleason, Philip (1983): „Identifying Identity: A Semantic History". In: *The Journal of American History,* Vol. 69, No. 4, März, S. 910-931.

Glenn, Norval D. (1966): „White Gains from Negro Subordination": In: *Social Problems. Official Journal of the Society for the Study of Social Problems*, Vol. 14, No. 2, Herbst, S. 159-178.

Goffman, Erving (1981): „A Reply to Denzin and Keller". In: *Contemporary Sociology*, 10, S. 60-68.

Goffman, Erving ([2]2001): „Das Arrangement der Geschlechter". In: Ders.: *Interaktion und Geschlecht*, hg. v. Hubert A. Knoblauch. Frankfurt/M. [„The Arrangement between the Sexes". In: *Theory and Society,* Vol 4, No. 3, Fall 1977, S. 301-332].

Goldberg, Robert Alan (1996): „Ku Klux Klan". In: *Encyclopedia of African-American Culture and History, Bd. 3*, hg. v. Jack Salzman/ David Lionel Smith/Cornel West, New York, S. 1556-1560.

Goodman, Paul (1971): *Aufgewachsen im Widerspruch. Über die Entfremdung der Jugend in der verwalteten Welt*, Darmstadt: Verlag Darmstädter Blätter [Growing up Absurd. Problems of Youth in the Organized Society, New York, 1956].

Gordon, Eugene (1962): „Seven Years since Bandung". In: *Freedomways,* Vol. 2, No. 3, Sommer, S. 298-306.
Gordon, Lewis R./Sharpely-Whiting, T. Denean/White, Renée T. (Hg.) (1996): *Fanon: A Critical Reader*, Oxford: Blackwell Publishers.
Gouldner, Alvin W. (1971): *The Coming Crisis of Western Sociology*, London: Heinemann.
Gouldner, Alvin W. (1974): „Weitere Symptome der Krise. Goffmans Dramaturgie und andere neue Theorien". In: *Die westliche Soziologie in der Krise*, Reinbek, S. 453-466. [1971].
Grosse, Pascal (2000): *Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850-1918*, Frankfurt/M: Campus.
Gümen, Sedef (1996): „Die sozialpolitische Konstruktion ‚kultureller' Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung". In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 42, S. 77-89.
Ha, Kien Nghi (1999): *Ethnizität und Migration*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
Habermas, Jürgen (1976): *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus,* Frankfurt/M: Suhrkamp.
Habermas, Jürgen (1976a): „Moralentwicklung und Ich-Identität". In: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, Frankfurt, S. 63-91.
Habermas, Jürgen (1976b): „Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?" In: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, Frankfurt, S. 92-126.
Habermas, Jürgen (1998): *Die postnationale Konstellation. Politische Essays,* Frankfurt/M: Suhrkamp.
Hahn, Alois (1985): „Nekrolog, Michel Foucault (15.10.1928-25.6.1984)". In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, S. 181-184.
Hall, Jaqueline Dowd (1985): „Das Bewußtsein, das in jedem Körper brennt. Frauen, Vergewaltigung und Rassengewalt". In: *Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA*, hg. v. Ann Snitow/Christine Stansell et al., Berlin, S. 122-152.
Hall, Stuart (1994): *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften,* Hamburg: Argument.
Hall, Stuart (1994a): „Kulturelle Identität und Diaspora". In: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*, Hamburg, S. 26-43. [1990].
Hall, Stuart (1994b): „Neue Ethnizitäten". In: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*, Hamburg, S. 15-25. [1992].
Hall, Stuart (1994c): „Die Frage der kulturellen Identität". In: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*, Hamburg, S. 180-222. [1992].
Hall, Stuart (1996a): „Who Needs Identity?" In: *Questions of Cultural Identity*, hg. v. Dems./Paul Du Gay, London, S. 1-17.

Hall, Stuart (1996b): „The After-Life of Frantz Fanon: Why Fanon? Why Now? Why *Black Skin, White Masks*?“ In: *The Fact of Blackness. Frantz Fanon and Visual Representation*, hg. v. Alan Read, Seattle, S. 12-37.

Hall, Stuart (1997): „Wann war ‚der Postkolonialismus‘? Denken an der Grenze“. In: *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, hg. v. Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen, Tübingen, S. 219-246. [1996c].

Hampson, Joan G. (1955): „Hermaphroditic Genital Appearance, Rearing and Eroticism in Hyperadrenocorticism“. In: *Bulletin of the John Hopkins Hospital*, Nr. 6, Juni, S. 265-273.

Hanke, Christine/Seier, Andrea (2000): „Zweifelhafte Einheiten und verstreute Ereignisse: Zum diskursanalytischen Verfahren“. In: *Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900*, hg. v. Hannelore Bublitz/Christine Hanke/Andrea Seier, Frankfurt/M, S. 97-111.

Haraway, Donna (1995): „Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive“. In: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M, S. 33-72. [1988].

Harding, Sandra/Hintikka, Merrill B. (Hg.) (1983): *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Meaphysics, Methodolgy and Philosophy of Sience*, Dordrecht: Reidel

Harding, Sandra (1983a): „Introduction“. In: *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Meaphysics, Methodolgy and Philosophy of Sience*, hg. v. Ders./Merill B. Hintikka, Dordrecht, S. IX-XIX.

Harding, Sandra (1983b): „Why has the sex/gender system become visible only now?“ In: *Discovering Reality: Feminist Perspectives on Epistemology, Meaphysics, Methodolgy and Philosophy of Sience*, hg. v. Ders./Merill B. Hintikka, Dordrecht, S. 311-324.

Harding, Sandra (^{2}1991): *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*, Hamburg: Argument. [The Science Question in Feminism, Cornell University, 1986].

Harding, Sandra (1993): „Rethinking Standpoint Epistemology: ‚What Is Strong Objectivity‘?“ In: *Feminist Epistemologies*, hg. v. Linda Alcoff/Elizabeth Potter, New York, S. 49-82.

Hark, Sabine (1993): „Queer Interventionen“. In: *Feministische Studien*, 2, S. 103-109.

Hark, Sabine (1996): *Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*, Opladen: Leske + Budrich.

Hark, Sabine (Hg.) (1996a): *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin: Querverlag.

Hark, Sabine (1999): „Umstrittene Wissensterritorien Feminismus und *Queer Theory* – Reflexivität als Programm“. In: *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualre-*

formbewegung in Geschichte und Gegenwart, hg. v. Ursula Ferdinand/Andreas Pretzel et al., Münster, S. 13-24.

Hark, Sabine (2000): „Durchquerung des Rechts. Paradoxien einer Politik der Rechte". In: *Queering Demokratie: Sexuelle Politiken*, hg. v. quaestio, Berlin, S. 28-44.

Hay, Colin (1995): „Rethinking Crisis: Narratives of the New Right and Constructions of Crisis". In: *Rethinking MARXISM*, Vol. 8, No. 2, Sommer, S. 60-76.

Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hg.) (1991): *Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker zweiter Generation*, Bern: Verlag Paul Haupt.

Hettlage, Robert/Lenz, Karl (1991a): „Erving Goffman – ein unbekannter Bekannter". In: *Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker zweiter Generation*, hg. v. Dens., S. 7-24.

Hobsbawm, Eric J. (1984): „The Making of the Working Class 1870-1914". In: *Worlds of Labour: Further Studies in the History of Labour*, New York: Pantheon.

Hobsbawm, Eric J (1989): *Das imperiale Zeitalter. 1875-1914*, Frankfurt/M: Campus.

Hobsbawm, Eric J. (^{2}1998): *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt/M.: Deutscher Taschenbuch Verlag [1990].

hooks, bell (^{2}2000): *Feminist Theory. From Margin to Center*, Cambridge, Massachussets: South End Press. [1984].

Hornsby, Alton Jr. (1991): *Chronology of African-American History. Significant Events and People from 1619 to Present*, Detroit, Michigan: Gale Research.

Hunt, Scott A./Benford, Robert D./Snow, David A. (1994): „Identity Fields: Framing Processes and the Social Construction of Movement Identities". In: *New Social Movements. From Ideology to Identity*, hg. v. Enrique Laraña/Hank Johnston/Joseph R. Gusfield, Philadelphia, S. 185-208.

Jagose, Annamarie (2001): *Queer Theory. Eine Einführung,* hg. u. übers. a. d. Austr. Engl. v. Corinna Genschel/Caren Lay/Nancy Wagenknecht/Volker Woltersdorff, Berlin: Querverlag. [1996].

Jäger, Siegfried (1993): *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*, Duisburg: DISS-Studien.

Jäger, Siegfried (1999): „Einen Königsweg gibt es nicht. Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen". In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hg. v. Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann et al., S. 136-147.

Jäger, Siegfried (2001): „Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse". In: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden*, hg. v. Rainer Keller/Andreas Hirseland et al., S. 81-112.

Jeffreys-Jones, Rhodri (1992): „Soziale Folgen der Industrialisierung, Imperialismus und der Erste Weltkrieg, 1890-1920". In: *Die Ver-*

einigten Staaten von Amerika, *Fischer Weltgeschichte, Bd. 30*, hg. v. Willi Paul Adams, Frankfurt/M, S. 235-282.

Joas, Hans (1978): „George H. Mead". In: *Klassiker des soziologischen Denkens*, hg. v. Dirk Käsler, München, S. 7-39.

Joas, Hans (Hg.) (1985): *Das Problem der Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Joas, Hans (1996): *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Johnston, Hank/Klandermans, Bert (Hg.) (1995): *Social Movements and Culture*, Minnesota.

Johnston, Hank/Laraña, Enrique/Gusfield, Joseph R. (1994): „Identities, Grievances, and New Social Movements". In: *New Social Movements. From Ideology to Identity*, hg. v. Enrique Laraña/Hank Johnston/Joseph R. Gusfield, Philadelphia, S. 3-35.

Jones, Adele and Group (1970): „Ebony Minds, Black Voices". In: *The Black Woman*, hg. v. Toni Cade Bambara, New York, S. 180-188.

Jones, Rhett S. (1973): „Proving Blacks Inferior: The sociology of Knowledge". In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 114-135. [1965].

Judy, Ronald A. T. (1996): „Fanon's Body of Black Experience". In: *Fanon: A Critical Reader*, hg. v. Lewis R. Gordon/T. Denean Sharpely-Whiting/Renée T. White, Oxford, S. 53-73.

Jungwirth, Ingrid (2004): „Zur Auseinandersetzung mit Konstruktionen von ‚Weißsein' – ein Perspektivenwechsel". In: *Geschlechter Verhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis*, hg. v. Hella Hertzfeldt/Katrin Schäfgen/Silke Veth, Berlin: Karl Dietz Verlag, S. 77-91.

Junker, Carsten (2002): *Das schwarze ich und das weiße ‚Andere'? Zora Neale Hurstons Dust Tracks on a Road,* Unveröffentlichte Magisterarbeit an der Humboldt Universität zu Berlin.

Kammler, Clemens (1986): *Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks,* Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann.

Kamper, Dietmar (1980): „Die Auflösung der Ich-Identität. Über einige Konsequenzen des Strukturalismus für die Anthropologie". In: *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*, hg. v. Friedrich A. Kittler, Paderborn, S. 79-86.

Katznelson, Ira/Zolberg, Aristide R. (Hg.) (1986): *Working-Class Formation. Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States*, Princeton, New Jersey: Princeton University Press.

Katznelson, Ira (1986): „Working-Class Formation: Constructing Cases and Comparisons". In: *Working-Class Formation. Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States*, hg. v. Dems./Aristide Zolberg, Princeton, S. 3-41.

Keller, Reiner/Hirseland, Andreas et al. (Hg.) (2001): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. I: Theorien und Methoden,* Opladen: Leske + Budrich.

Keupp, Heiner (1989): „Auf der Suche nach der verlorenen Identität". In: *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel*, hg. v. Heiner Keupp/Helga Bilden, Göttingen/Toronto/Zürich, S. 47-69.

Keupp, Heiner (Hg.) (1994): *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie,* Frankfurt/M: Suhrkamp.

Keupp, Heiner (1994a): „Zur Einführung. Für eine reflexive Sozialpsychologie". In: *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie*, hg. v. Dems., S. 7-20.

Keupp, Heiner (1994b): „Grundzüge einer reflexiven Sozialpsychologie. Postmoderne Perspektiven". In: *Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie*, hg. v. Dems., S. 226-274.

Keupp, Heiner et al. (Hg.) (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten der Spätmoderne,* Reinbek: Rowohlt.

Kerner, Ina: „Fanon". In: *Handbuch der politischen Philosophe und Sozialphilosophie*, hg. v. Stefan Gosepath/Wilfried Hinsch/Beate Rössler, Berlin, (im Erscheinen).

The Kerner Report (1988): *The 1968 Report of the National Advisory Commission on Civil Disorders,* New York: Pantheon Books.

Killian, Lewis/Grigg, Charles (1964): *Racial Crisis in America*, Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice Hall.

Killick, John R. (1992): „Die industrielle Revolution in den Vereinigten Staaten". In: *Die Vereinigten Staaten von Amerika*, *Fischer Weltgeschichte, Bd. 30*, hg. v. Willi Paul Adams, Frankfurt/M, S. 125-183.

Kimminich, Otto (^{7}1989): „Völkerrecht". In: *Staatslexikon: Recht. Wirtschaft. Gesellschaft. 5. Bd.*, hg. v. Görres-Gesellschaft, Freiburg/Basel/Wien, S. 777-788.

Kinder, Hermann/Hilgemann, Werner (^{34}2000): *dtv-Atlas Weltgeschichte, Bd. 2*, Frankfurt/M.

Klineberg, Otto (1944): „A Science of National Character". In: *The Journal of Social Psychology,* Vol 19, S. 147-162.

Klöppel, Ulrike (2002): „‚Störfall' Hermaphroditismus und Trans-Formationen der Kategorie ‚Geschlecht'. Überlegungen zur Analyse der medizinischen Diskussionen über Hermaphroditismus um 1900 mit Deleuze, Guattari und Foucault". In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung,* Jg. 6, S. 137-150.

Knoll, Christopher/Reisbeck, Günter (1993): „Auf der Suche nach der schwulen Identität. Oder: Ich sehe was, was Du nicht siehst!" In: *Individuum, Lebenswelt, Gesellschaft: Texte zu Sozialpsychologie und Soziologie, Heiner Keupp zum 50. Geburtstag*, hg. v. Joachim Hohl/Günter Reisbeck, München/Wien, S. 199-210.

Kocka, Jürgen (1986): „Problems of Working-Class Formation in Germany: The Early Years, 1870-1875". In: *Working-Class Forma-*

tion. Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States, hg. v. Ira Katznelson/Aristide R. Zolberg, Princeton, S. 279-351.

Kotthoff, Helga ([2]2001): „Geschlecht als Interaktionsritual?“ In: *Interaktion und Geschlecht* von Erving Goffman, hg. v. Hubert A. Knoblauch, Frankfurt/M, S. 159-194. [1994]

Kramer, Helgard (1993): „Nationalismus in den USA“. In: *Politische Vierteljahreszeitschrift*, 3, S. 27-40.

Kramer, Helgard (Hg.) (1998): *Globalization of Communication and Intercultural Experience. Documentation of the International Conference*, Freie Universität Berlin.

Kraß, Andreas (Hg.) (2003): *Queer Denken. Queer Studies,* Frankfurt/M: Suhrkamp.

Kraß, Andreas (2003a): „Queer Studies – eine Einführung“. In: *Queer Denken. Queer Studies*, hg. v. Dems., Frankfurt/M, S. 7-28.

Kriesi, Hanspeter (1987): „Neue Soziale Bewegungen – der Protest einer Generation?“ In: *Neue soziale Bewegungen – und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen*, hg. v. Martin Dahniden, Zürich, S. 25-42.

KultuRRevolution, 11,1986: Die Macht der Diskurse?

Kundrus, Birthe (2003): *Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien,* Köln: Böhlau.

Lacan, Jacques ([2]1986): „Die Bedeutung des Phallus“. In: *Schriften II*, in dt. Sprache hg. v. Norbert Haas und Hans-Joachim Metzger, Berlin, S. 119-132. [1958].

Ladner, Joyce (Hg.) (1973): *The Death of White Sociology,* New York: Random House.

Ladner, Joyce (1973a): „Introduction“. In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Ders., New York, S. XIX-XXIX.

Ladner, Joyce (1973b): „Tomorrow’s Tomorrow: The Black Woman“. In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Ders., New York, S. 414-428. [1971].

Langenscheidts Handwörterbuch Englisch, Berlin/München, 2001.

Laraña, Enrique/Johnston, Hank/Gusfield, Joseph R. (Hg.) (1994): *New Social Movements. From Ideology to Identity*, Philadelphia: Temple University Press.

Lenz, Karl (1991): „Erving Goffman – Werk und Rezeption“. In: *Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker zweiter Generation*, hg. v. Robert Hettlage/Karl Lenz, Bern, S. 25-94.

Levita, David J. de (1971): *Der Begriff der Identität*, Frankfurt/M: Suhrkamp. [The Concept of Identity, Paris, 1965].

Lieberson, Stanley/Silverman, Arnold R. (1965): „The Precipitants and Underlying Conditions of Race Riots“. In: *American Sociological Review*, 30, Dez., S. 887-898.

Lindsey, Kay (1970): „The Black Woman as Woman“. In: *The Black Woman*, hg. v. Toni Cade Bambara, New York, S. 85-89.

Link, Jürgen (1983): *Elementare Literatur und Diskursanalyse*, München: Fink Verlag.

Link, Jürgen (1986): „Noch einmal: Diskurs. Interdiskurs. Macht". In: *kultuRRevolution*, 11, S. 4-7.

Link, Jürgen (1999a): „Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse: Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse, am Beispiel des Normalismus". In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, hg. v. Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann et al., Frankfurt/M, S. 148-159.

Link, Jürgen (1999b): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutscher Verlalg, [1997].

Lipietz, Alain (1986): „Krise". In: *Kritisches Wörterbuch des Marxismus*, *Bd. 4*, hg. v. Georges Labica/Gérard Bensussan, dt. Ausgabe hg. v. Wolfgang Fritz Haug, S. 712-719.

Lipset, Seymour Martin/Lowenthal, Leo (Hg.) (1961): *Culture and Social Character*, New York: The Free Press of Glencoe, Inc.

Lofland, John (1996): *Social Movement Organizations. Guide to research on insurgent realities*, New York: Walter de Gruyter, Inc.

Loomba, Ania (1998): *Colonialism/Postcolonialism,* London: Routledge.

Lorde, Audre (1970): „Naturally". In: *The Black Woman*, hg. v. Toni Cade Bambara, New York, S. 18.

Lorde, Audre (1993): *Zami. Ein Leben unter Frauen*, Frankfurt/M: Fischer Taschenbuch Verlag. [Zami. A New Spelling of My Name, 1982].

Luhmann, Niklas (^{2}1993): „Identität – was oder wie?" In: *Soziologische Aufklärung*, Opladen: Westdeutscher Verlag. [1990].

Manicas, Peter T. (1991): „The Social Science Disciplines: The American Model". In: *Discourses on society: the shaping of the social science disciplines*, hg. v. Peter Wagner/Björn Wittrock, Dordrecht, S. 45-71.

Marshall, Paule (1966): „The Negro Woman in American Literature". In: *Freedomways*, Vol. 6, No. 1, Winter, S. 20-25.

Marshall, Paule (1970): „Reena". In: *The Black Woman*, hg. v. Toni Cade Bambara, New York, S. 20-37.

Marx Ferree, Myra/Roth, Silke (1998): „Kollektive Identität und Organisationskulturen. Theorien neuer sozialer Bewegungen aus amerikanischer Perspektive". In: *Forschungsjournal NSB*, Jg. 11, Heft 1, S. 80-91.

McCarthy, John D./Yancey, William L. (1971): „Uncle Tom and Mr. Charlie: Metaphysical Pathos in the Study of Racism and Personal Disorganization". In: *American Journal of Sociology,* Vol. 76, No. 4, Januar, S. 648-672.

McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the colonial contest*, New York: Routledge.

Mead, George Herbert (1910): „What Social Objects Must Psychology Presuppose?" In: *The Journal of Philosophy, Psychology and Sci-*

entific Methods, Vol. VII, No. 7, S. 174-180. (dt. GA I, S. 222-231).

Mead, George Herbert (1912): „The Mechanism of Social Consciousness". In: *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods,* Vol IX, No. 15, S. 401-406. (dt. GA I, S. 232-240).

Mead, George Herbert (1929): „National-mindedness and international-mindedness". In: *The International Journal of Ethics,* Vol. XXXIX, No. 4, Juli, S. 385-407.

Mead, George Herbert (1980): *The Philosophy of the Present*, Chicago: The University of Chicago Press. [1932].

Mead, Margaret (1946): *... Und haltet euer Pulver trocken*, München: Kurt Desch [And Keep Your Powder Dry, New York, 1943].

Mead, Margaret (1961): „National Character and the Science of Anthropology". In: *Culture and Social Character*, hg. v. Seymour Martin Lipset/Leo Lowenthal, New York, S. 15-26.

Melucci, Alberto (1988): „Getting Involved: Identity and Mobilization in Social Movements". In: *International Social Movement Research*, Vol. 1, S. 329-348.

Melucci, Alberto (1989): *Nomads of the Present. Social Movements and Individueal Needs in Contemporary Society*, Philadelphia: Hutchinson Radius.

Melucci, Alberto (1995): „The Process of Collective Identity". In: *Social Movements and Culture*, hg. v. Hank Johnston/Bert Klandermans, Minnesota, S. 41-63.

Merton, Robert K. (1957): *Social Structure and Anomie*, New York.

Metzger, L. Paul (1971): „American Sociology and Black Assimilation: Conflicting Perspectives". In: *American Journal of Sociology*, Vol. 76, No. 4, Januar, S. 627-647.

Money, John (1955): „Hermaphroditism, Gender and Precocity in Hyperadrenocentricism: Psychological Findings". In: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital,* Nr. 6, Juni, S. 253-264.

Money, John/Hampson, Joan G./Hampson, John L. (1955a): „The Syndrome of Gonadal Agenesis (Ovarian Agenesis) and Male Chromosomal Pattern in Girls and Women: Psychologic Studies". In: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital,* Nr. 3, September, S. 207-226.

Money, John/Hampson, Joan G./Hampson, John L. (1955b): „Hermaphroditism: Reccomendations Concerning Assignement of Sex, Change of Sex, and Psychologic Management". In: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital*, Nr. 4, Oktober, S. 284-300.

Money, John/Hampson, Joan G./Hampson, John L. (1955c): „An Examination of Some Basic Sexual Concepts: The Evidence of Hermaphroditism". In: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital*, Nr. 4, Oktober, S. 301-319.

Money, John/Hampson, Joan G./Hampson, John L. (1956): „Sexual Incongruities and Psychopathology: The Evidence of Human Her-

maphroditism“. In: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital,* Nr. 1, Januar, S. 43-57.

Money, John (1977): „Determinants of human gender identity/role“. In: *Handbook of Sexology,* hg. v. Dems./H. Musaph, Elsevier/North-Holland: Biomedical Press, S. 57-79.

Morrison, Toni (1992): *Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination,* Cambridge, Massachussetts: Harvard University Press.

Murray, Albert (1973): „White Norms, Black Deviation“. In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 96-113.

Narr, Wolf-Dieter (1999): „Identität als (globale) Gefahr. Zum Unwesen eines leeren Wesensbegriffs und seinen angestrebten Befindlichkeiten“. In: *Identität und Interesse. Der Diskurs der Identitätsforschung,* hg. v. Walter Reese-Schäfer, Opladen, S. 101-128.

Neal Hurston, Zora (1996): *Dust Tracks on a Road*, New York: Harper Perennial. [1942]

Nettler, Gwynn (1957): „A Measure of Alienation“. In: *American Sociological Review*, Vol. 22, No. 6, Dezember, S. 670-677.

Niethammer, Lutz (2000): *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek: Rowohlt.

Noiriel, Gérard (1994): *Die Tyrannei des Nationalen. Sozialgeschichte des Asylrechts in Europa*, Lüneburg: zu Klampen.

Nowotny, Helga (1991): „Knowledge for Certainty: Poverty, Welfare Institutions and the Institutionalization of Social Science“. In: *Discourses on society: the shaping of the social science disciplines*, hg. v. Peter Wagner/Björn Wittrock, Dordrecht, S. 23-41.

Oakley, Ann (1976): *Sex Gender and Society*, London: Temple Smith. [1972].

O'Dell, J. H. (1966): „Colonialism and the Negro American Experience“. In: *Freedomways*, Vol. 6, No. 4, Herbst, S. 296-308.

Opitz, May (Ayim) (1992): „Rassimus, Sexismus und vorkoloniales Afrikabild in Deutschland“. In: *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, hg. v. Katharina Oguntoye et al., Frankfurt/M, S. 17-84. [1986].

Parsons, Talcott/Clark, Kenneth B. (Hg.) (1966): *The American Negro,* Boston: Houghton Miflin Company.

Parsons, Talcott (1966a): „Full Citizenship for the Negro American? A Sociological Problem“. In: *The American Negro,* hg. v. Dems./ Kenneth B. Clark, Boston, S. 709-754.

Parsons, Talcott/Shils, Edward A. (2001): *Toward A General Theory of Action. Theoretical Foundations for the Social Sciences*, New Brunswick, New Jersey: Transaction Publishers. [Harvard University Press, 1951]

Passerini, Luisa (1997): „Jugend als Metapher für gesellschaftliche Veränderung. Die Debatte über die Jugend im faschistischen Italien und in den Vereinigten Staaten der fünfziger Jahre“. In: *Geschichte der Jugend. Bd. II, Von der Aufklärung bis zur Gegen-*

wart, hg. v. Giovanni Levi/Jean-Claude Schmitt, Frankfurt/M, S. 375-459.

Pêcheux, Michel (1983): „Ideologie – Festung oder paradoxer Raum?" In: *Das Argument*, 139, S. 379-387.

Pieper, Marianne/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.) (2003): *Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault*, Frankfurt/New York: Campus.

Pörksen, Uwe ([4]1992): *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*, Stuttgart: Klett-Cotta. [1988]

polymorph (Hg.) (2002): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin: Querverlag.

Prescott, Nicole Suzanne (2003): „Native American Movement". In: *Encyclopedia of American History. Vol IX. Postwar United States. 1946 to 196,* hg. v. Allan M. Winkler et al., New York, S. 227-229.

quaestio: Nico J. Beger, Antke Engel, Corinna Genschel, Sabine Hark, Eva Schäfer (Hg.) (2000): *Queering Demokratie: Sexuelle Politiken,* Berlin: Querverlag.

Rapaport, David (1959): „Introduction. A Historical Survey of Psychoanalytic Ego Psychology". In: *Identity and the Life Cycle* von Erik H. Erikson, New York, S. 5-17.

Read, Alan (Hg.) (1996): *The Fact of Blackness. Frantz Fanon and Visual Representation*, Seattle: Bay Press.

Reese-Schäfer, Walter (Hg.) (1999): *Identität und Interesse. Der Diskurs der Identitätsforschung,* Opladen: Leske + Burich.

Reinhard, Wolfgang (1996): *Kleine Geschichte des Kolonialismus,* Stuttgart: Kröner.

Richardson, Beulah (1962): „A Black Woman Speaks". In: *Freedomways*, Vol. 2, No. 3, Sommer, S. 287-293.

Ritsert, Jürgen (1980): „Die gesellschaftliche Basis des Selbst". In: *Soziale Welt,* Nr. 3, S. 288-310.

Ritter, H. H. (1984): „Normal, Normalität. II". In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 6*, hg. v. Joachim Ritter/Karlfried Gründer, Basel/Stuttgart, S. 921-928.

Robinson, Pat and Group (1970): „A Historical and Critical Essay for Black Women in the Cities". In: *The Black Woman*, hg. v. Toni Cade Bambara, New York, S. 198-210.

Rubin, Gayle (1975): „The Traffic in Women: Notes on the ‚Political Economy' of Sex". In: *Toward an anthropology of women*, hg. v. Rayna R. Reiter, New York, S. 157-210.

Said, Edward D. (1995): *Orientalism*, New York: Penguin Books. [1978].

Sampson, Edward E. (1985): „The Decentralization of Identity. Toward a Revised Concept of Personal and Social Order". In: *American Psychologist*, Vol. 40, No. 11, November, S. 1203-1211.

Sawyer, Ethel (1973): „Methodological Problems in Studying So-Called ‚Deviant' Communities". In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 361-379.

Schachtel, Ernest G. (1961): „On Alienated Concepts of Identity". In: *The American Journal of Psychoanalysis*, Vol. 21, No. 2, S. 120-131.

Schäfer, Alfred (1983): „Identität und sekundäre Anpassung. Zum theoretischen Bezugsrahmen Erving Goffmans". In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* Jg. 35, S. 631-654.

Schmitz, Birgit (1998): „Deutschland postkolonial? Über die ‚Bewältigung' des deutschen Kolonialismus". In: *Globalkolorit. Multikulturalismus und Populärkultur*, hg. v. Ruth Mayer/Mark Terkessidis, St. Andrä/Wördern, S. 211-220.

Sedgwick, Eve Kosofsky (1985): *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*, New York: Columbia University Press.

Sedgwick, Eve Kosofsky (1990): *Epistemology of the Closet*, Berkely: University of California Press.

Sedgwick, Eve Kosofsky ([2]1994): *Tendencies*, Durham: Duke University Press [1993].

Seeman, Melvin (1959): „On the Meaning of Alienation". In: *American Sociological Review*, Vol. 24, No. 6, Dezember, S. 783-791.

Segrue, Katherine Liapis (2003): „Native Americans". In: *Encyclopedia of American History. Vol VIII. The Great Depression and World War II. 1929 to 1945*, hg. v. John W. Jeffries et al., New York, S. 235-236.

Seidman, Steven (1993): „Identity and Politics in a ‚Postmodern' Gay Culture: Some Historical and Conceptual Notes". In: *Fear of a Queer Planet: Queer Politics and Social Theory*, hg. v. Michael Warner, Minnesota, S. 105-142.

Seidman, Steven (1995): „Deconstructing Queer Theory or the Under-Theorization of the Social and the Ethical". In: *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*, hg. v. Linda Nicholson/Steven Seidman, Cambridge, S. 116-141.

Seidman, Steven (1994): *Contested Knowledge. Social Theory in the Postmodern Era*, Cambridge/Oxford: Blackwell Publishers.

Seidman, Steven (Hg.) (1996): *Queer Theory/Sociology*, Cambridge/ Oxford: Blackwell Publishers.

Seiffert, Helmut (1989): „Wissenschaftstheorie, allgemein und Geschichte". In: *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*, hg. v. Dems./Gerard Radnitzky, München, S. 461-462.

Seward, Georgene H. (1944): „Sex Roles in Postwar Planning". In: *The Journal of Social Psychology, S.P.S.S.I. Bulletin,* 19, S. 163-185.

Silberman, Charles E. (1964): *Crisis in Black and White*, New York: Random House.

Snow, David A./Benford, Robert D. et al. (1986): „Frame Alignment Processes, Micromobilization, and Movement Participation". In: *American Sociological Review*, Vol. 51, August, S. 464-481.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): „Can the Subaltern Speak?" In: *Marxism and the Interpretation of Culture*, hg. v. Cary Nelson/Lawrence Grossberg, Urbana, S. 271-313.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1990): „The Post-colonial Critic", Interview mit Rashmi Bhatnagar, Lola Chatterjee und Rajeshwari Sunder Rajan. In: *The post-colonial critic: interviews, strategies and dialogues*, hg. v. Sarah Harasym, New York, S. 67-74.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1992): „Acting Bits/Identity Talk". In: *Critical Inquiry*, 18, Sommer, S. 770-803.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1999): *A Critique of Postcolonial Reason. Toward a History of the Vanishing Present*, Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.

Staples, Robert (1973): „What is Black Sociology? Toward a Sociology of Black Liberation". In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 161-172.

St. Clair Drake (1957): „Recent Trends in Research on the Negro in the United States". In: *Unesco. International Social Science Bulletin,* Vol. IX, No. 4, S. 475-492.

Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.) (2003): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, Münster: Unrast.

Steyerl, Hito (2003a): „Postkolonialismus und Biopolitik". In: *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, hg. v. Ders./Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Münster, S. 38-55.

Stokes, Mason (2001): *The Color of Sex. Whiteness, Heterosexuality, and the Fictions of White Supremacy,* Durham: Duke University Press.

Stoller, Robert J. (1964): „A Contribution to the Study of Gender Identity". In: *The International Journal of Psycho-Analysis. Bulletin of the International Psycho-Analytical Association,* Vol. 45, Jan., S. 220-226.

Stoller, Robert (1968): *Sex and Gender*, New York: Science House.

Straub, Jürgen (1998): „Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs". In: *Identitäten. Erinnerung, Geschichte. Identität*, *Bd. 3*, hg. v. Aleida Assmann/Heidrun Friese, Frankfurt/M, S. 73-104.

Strong, Augusta (1967): „Negro Women in Freedom's Battles". In: *Freedomways*, Vol 7, No. 4, Herbst, S. 302-315.

Tate, Gayle T. (1996): „Urban Riots and Rebellions". In: *Encyclopedia of African-American Culture and History, Vol. 5*, hg. v. Jack Salzman/David Lionel Smith/Cornel West, New York: Macmillan Library Reference USA, Simon & Schuster Macmillan, S. 2719-2727.

Taylor, Verta/Whittier, Nancy (1995): „Analytical Approaches to Social Movement Culture: The Culture of the Women's Movement". In: *Social Movements and Culture*, hg. v. Hank Johnston/Bert Klandermans, Minnesota, S. 163-187.

Tissberger, Martina/Dietze, Gabriele/Hrzan, Daniela/Hussman, Jana (Hg.) (2006): *Weiss – Weisssein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus,* Köln: Peter Lang.

Trinh T. Minh-ha (1989): *Woman, Native, Other. Writing Postcoloniality and Feminism*, Bloomington: Indiana University Press.

Tugendhat, Ernst (1997): *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen*, Frankfurt/M: Suhrkamp. [1979].

Turner, James (1973): „The Sociology of Black Nationalism". In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 234-252. [1969].

Ulfig, Alexander (1997): *Lexikon der philosophischen Begriffe*, Wiesbaden: Fourier Verlag.

Veblen, Thorstein (1957): *The Higher Learning in America: A Memorandum on the Conduct of Universities by Businessmen*, New York: Sagamore Press. [1918].

Veblen, Thorstein (1961): *The Place of Science in Modern Civilization and Other Essays*, New York: Russel and Russel. [1906].

Vergès, Françoise (1996a): „To Cure and to Free: The Fanonian Project of ‚Decolonized Psychiatry'". In: *Fanon: A Critical Reader*, hg. v. Lewis R. Gordon/T. Denean Sharpely-Whiting/Renée T. White, Oxford, S. 85-99.

Vergès, Françoise (1996b): „Chains of Madness. Chains of Colonialism: Fanon and Freedom". In: *The Fact of Blackness. Frantz Fanon and Visual Representation*, hg. v. Alan Read, Seattle, S. 46-75.

Vollmer-Schubert, Brigitte (1991): *Weibliche Identität als gesellschaftliche Anforderung: Zur doppelten Qualifikation von Frauen*. Giessen: Focus-Verlag.

Wagley, C. W. (1957): „The Situation of the Negro in the United States". In: *Unesco. International Social Science Bulletin,* Vol IX, No. 4, S. 427-438.

Wagner, Hans-Josef (1993): *Strukturen des Subjekts. Eine Studie im Anschluß an George Herbert Mead,* Opladen.

Wagner, Peter (1995): *Soziologie der Moderne*, Frankfurt/M: Campus.

Wagner, Peter (1998): „Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität". In: *Identitäten, Erinnerung, Geschichte. Identität*, *Bd. 3*, hg. v. Aleida Assmann/Heidrun Friese, Frankfurt/M, S. 44-72.

Wagner, Peter/Wittrock, Björn (Hg.) (1991): *Discourses on society: the shaping of the social science disciplines*, Dordrecht: Kluwer.

Wagner, Peter/Wittrock, Björn (1991a): „Analyzing Social Science: On the Possibility of a Sociology of the Social Sciences". In: *Discourses on society: the shaping of the social science disciplines*, hg. v. Dens., Dordrecht, S. 3-22.

Wagner, Peter/Wittrock, Björn (1991b): „States, Institutions, and Discourses: A Comparative Perspective on the Structuration of the Social Sciences". In: *Discourses on society: the shaping of the social science disciplines*, hg. v. Dens., Dordrecht, S. 331-357.

Waldenfels, Bernhard (1991): „Michel Foucault: Ordnung in Diskursen". In: *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, hg. v. François Ewald/Bernhard Waldenfels, Frankfurt/M, S. 277-297.

Walgenbach, Katharina (2003): „Zwischen Selbstaffirmation und Distinktion: Weiße Identität, Geschlecht und Klasse in der Zeitschrift ‚Kolonie und Heimat'". In: *Medienidentitäten. Identität im Kontext von Globalisierung und Medienkultur*, hg. v. Carsten Winter/Tanja Thomas, Köln, S. 136-152.

Walgenbach, Katharina (2004a): „Rassenpolitik und Geschlecht in Deutsch-Südwestafrika (1907-1914)". In: *Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich*, hg. v. Frank Becker, Steiner Verlag.

Walgenbach, Katharina (2005): *„Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur": koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse" und Klasse im Kaiserreich*, Frankfurt/M: Campus.

Walker, H. J. (1957): „Changes in the Status of the Negro in American Society". In: *Unesco. International Social Science Bulletin,* Vol IX, No. 4, S. 438-474.

Wallerstein, Immanuel et al. (1996): *Die Sozialwissenschaften öffnen. Ein Bericht der Gulbenkian-Kommission zur Neustrukturierung der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/New York: Campus.

Walters, Ronald W. (1973): „Toward a Definition of Black Social Science". In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 190-212.

Walzer, Michael (1993): *Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit*, Frankfurt/M: Campus.

Warner, Michael (1993): „Introduction". In: *Fear of a Queer Planet: Queer Politics and Social Theory*, hg. v. Dems., Minnesota, S. VII-XXXI.

Warren, Robert Penn (1965): *Who Speaks for the Negro?* New York: Random House.

Weeks, Jeffrey (1995): „Sexualität, Subversion und Bürgerpartizipation". In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 8, S. 222-240.

Weller, Christoph (1999): „Kollektive Identitäten in der internationalen Politik. Anmerkungen zur Konzeptualisierung eines modischen Begriffs". In: *Identität und Interesse. Der Diskurs der Identitätsforschung,* hg. v. Walter Reese-Schäfer, Opladen, S. 249-278.

Wenzel, Harald (1990): *George Herbert Mead zur Einführung*, Hamburg: Junius.

Wersich, Rüdiger B. (Hg.) (1995): *USA Lexikon. Schlüsselbegriffe zu Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, Geschichte und den deutsch-amerikanischen Beziehungen*, Berlin: Schmidt.

West, Cornel (1992): „A Matter of Life and Death". In: *October,* 61, S. 21-23.

White Katz, Maude (1962): „The Negro Woman and the Law". In: *Freedomways*, Vol. 2, No. 3, Sommer, S. 278-286.

Wilhelm, Sidney M. (1973): „America's Racist Ideology". In: *The Death of White Sociology,* hg. v. Joyce Ladner, New York, S. 136-157.

Willems, Herbert (1997): *Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Willems, Herbert (1999): „Institutionelle Selbstthematisierungen und Identitätsbildungen im Modernisierungsprozeß". In: *Identität und Moderne*, hg. v. Dems./Alois Hahn, Frankfurt/M, S. 62-101.

Willems, Herbert/Hahn, Alois (Hg.) (1999): *Identität und Moderne*, Frankfurt/M: Suhrkamp.

Willems, Herbert/Hahn, Alois (1999a): „Einleitung. Modernisierung, soziale Differenzierung und Identitätsbildung". In: *Identität und Moderne*, hg. v. Dens., Frankfurt/M, S. 9-29.

Wilpert, Gero von (^{7}1989): *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart: Kröner. (erw. Auflage).

Wittig, Monique (1992): „The straight mind". In: *The straight mind. And other essays*, Boston, Massachusetts: Beacon Press, S. 21-32. [In: Feminist Issues 1, No. 1, Sommer 1980].

Wolter, Udo (2001): *Das obskure Objekt der Begierde. Frantz Fanon und die Fallstricke des Subjekts der Befreiung*, Münster: Unrast.

Wright, Sahrah E. (1966): „The Negro Woman in American Literature". In: *Freedomways*, Vol. 6, No. 1, Winter, S. 8-10.

Zemanek, Karl (^{7}1989): „Vereinte Nationen". In: *Staatslexikon: Recht. Wirtschaft. Gesellschaft. 5. Bd*, hg. v. Görres-Gesellschaft, Freiburg/Basel/Wien, S. 622-628.

Sozialtheorie

Markus Holzinger
Die Einübung des Möglichkeitssinns
Zur Kontingenz in der Gegenwartsgesellschaft
Juni 2007, ca. 320 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-543-7

Susanne Krasmann,
Michael Volkmer (Hg.)
Michel Foucaults »Geschichte der Gouvernementalität« in den Sozialwissenschaften
Internationale Beiträge
Mai 2007, ca. 260 Seiten,
kart., ca. 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-488-1

Jörg Döring,
Tristan Thielmann (Hg.)
Spatial Turn
Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften
Mai 2007, ca. 350 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-683-0

Jochen Dreher,
Peter Stegmaier (Hg.)
Zur Unüberwindbarkeit kultureller Differenz
Grundlagentheoretische Reflexionen
April 2007, ca. 260 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-477-5

Hans-Joachim Lincke
Doing Time
Die zeitliche Ästhetik von Essen, Trinken und Lebensstilen
April 2007, ca. 270 Seiten,
kart., ca. 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-685-4

Anne Peters
Politikverlust?
Eine Fahndung mit Peirce und Zizek
März 2007, 310 Seiten,
kart., ca. 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-655-7

Benjamin Jörissen
Beobachtungen der Realität
Die Frage nach der Wirklichkeit im Zeitalter der Neuen Medien
März 2007, ca. 232 Seiten,
kart., ca. 24,80 €,
ISBN: 978-3-89942-586-4

Nina Oelkers
Aktivierung von Elternverantwortung
Zur Aufgabenwahrnehmung in Jugendämtern nach dem neuen Kindschaftsrecht
März 2007, ca. 450 Seiten,
kart., ca. 34,80 €,
ISBN: 978-3-89942-632-8

Thomas Jung
Die Seinsgebundenheit des Denkens
Karl Mannheim und die Grundlegung einer Denksoziologie
Februar 2007, 324 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-636-6

Christine Matter
»New World Horizon«
Religion, Moderne und amerikanische Individualität
Februar 2007, 260 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-625-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Sozialtheorie

Ingrid Jungwirth
Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften
Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman

Februar 2007, 410 Seiten,
kart., 33,80 €,
ISBN: 978-3-89942-571-0

Petra Jacoby
Kollektivierung der Phantasie?
Künstlergruppen in der DDR zwischen Vereinnahmung und Erfindungsgabe

Januar 2007, 276 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-627-4

Sacha-Roger Szabo
Rausch und Rummel
Attraktionen auf Jahrmärkten und in Vergnügungsparks. Eine soziologische Kulturgeschichte

2006, 248 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-566-6

Max Miller
Dissens
Zur Theorie diskursiven und systemischen Lernens

2006, 392 Seiten,
kart., 30,80 €,
ISBN: 978-3-89942-484-3

Martin Voss
Symbolische Formen
Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe

2006, 312 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 978-3-89942-547-5

Heiner Keupp,
Joachim Hohl (Hg.)
Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel
Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne

2006, 232 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-562-8

Amalia Barboza,
Christoph Henning (Hg.)
Deutsch-jüdische Wissenschaftsschicksale
Studien über Identitätskonstruktionen in der Sozialwissenschaft

2006, 292 Seiten,
kart., 28,80 €,
ISBN: 978-3-89942-502-4

Mark Hillebrand,
Paula Krüger,
Andrea Lilge,
Karen Struve (Hg.)
Willkürliche Grenzen
Das Werk Pierre Bourdieus in interdisziplinärer Anwendung

2006, 256 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-540-6

Renate Grau
Ästhetisches Engineering
Zur Verbreitung von Belletristik im Literaturbetrieb

2006, 322 Seiten,
kart., 32,80 €,
ISBN: 978-3-89942-529-1

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de